## Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns das verehrliche Lesepublicum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

# Andreas Burns

und

# seine Familie.

Geschichtliches Lebensbild

aus

dem deutsch-dänischen Kriege in den Jahren
1848—1850.

Von

**Philipp Galen,**

Verfasser von: „Der Irre von St. James," „Fritz Stilling,"
„Walther Lund" u. s. w.

Dritter Theil.





Leipzig,
Verlag von Christian Ernst Kollmann.
1856.

Das Uebersetzungsrecht ist vorbehalten.

# Erstes Kapitel.

## Beginn des zweiten Feldzugs.

Einen seltsameren und den allgemeinen Begriffen des Völkerrechts widersprechenderen Waffenstillstand kann es wohl nie gegeben haben, als derjenige war, welchen man nach dem ersten Feldzuge des deutsch-dänischen Krieges zu Malmöe abgeschlossen hatte. Je nachsichtiger er von der einen Seite gehandhabt wurde, um so frecher ward er von der anderen ausgebeutet. Die Dänen wenigstens schienen der Meinung zu sein, daß die Bedingungen, welche sie unterzeichnet, wohl für ihre Feinde, nicht aber für sie selber bindend wären, und demgemäß richteten sie ihre Handlungen ein. Und in der That, sie erreichten damit ihren Zweck; denn da, wo sie ihre Uebermacht geltend machten, sowohl in der Besetzung unerreichbarer, vom Oceane

selbst beschützter Inseln, wie in dem schlau angelegten Gaukelspiele geheimnißvoll wühlerischer Umtriebe, hatten sie keinen Feind, also keinen Widerstand, mithin auch keine Niederlage zu fürchten. Die deutschen Reichstruppen hatten mit ihnen zugleich die Herzogthümer räumen müssen und waren, wenn auch murrend und grollend, an ihren heimatlichen Heerd zurückgekehrt; Schiffe besaßen die deutschen Regierungen nicht, um frei im Meere schwimmende Inseln zu behüten — wen hätten die Dänen also fürchten sollen? Doch wohl nicht die paar Bataillone süddeutscher Reichstruppen, welche die Lazarethe bewachten, oder die zwei Schwadronen Hanseaten, die eine Art Landpolizei bildeten? Vor der schleswig-holsteinischen Armee selbst, die sich erst allmälig zu ihrer späteren Vollkommenheit entwickelte und die sie immer noch als einen ungeordneten Haufen rebellischer Bauern zu betrachten liebten, hatten sie viel zu wenig Achtung, um den vortrefflichen Kern zu würdigen, welcher derselben zu Grunde lag; bisher wenigstens, wo sie noch mit ihr zusammen gerathen, waren sie immer an Zahl bei Weitem überlegen gewesen, und so, glaubten sie, würde es bleiben und der Sieg über diese Rebellenschaar stets eine leichte Sache sein. So ließen sie denn ihren Gelüsten freien Lauf, besetzten trotz des Waffenstill-

standes die ihnen verbotenen Inseln Alsen und Arröe und weigerten sich sogar laut, dieselben jemals zu räumen, wohl wissend, daß Alsen für sie der unantastbare Schlüssel der Herzogthümer sei; so sandten sie ferner, als eine höchst unschuldige und friedliche Sache, ganze Schaaren abgerichteter Deutschenfresser nach Nordschleswig, um die Bevölkerung gegen die bestehende Regierung und zur Steuerverweigerung aufzureizen, nahmen, wo sie ihrer habhaft werden konnten, schleswig-holsteinische Schiffe fort, um ihnen in unverlöschbaren Spuren das „Dansk-Eiendom" einzubrennen, schickten bewaffnete Horden des noch in gutem Andenken stehenden jütischen Landsturms in das Innere Schleswigs, wo sie gleich Räuberbanden wirthschafteten, und wagten sogar einzelne Truppenabtheilungen, die dagegen abgeschickt wurden, mit geschlossener Macht anzugreifen, was ihnen indessen stets sehr übel bekam.

Unter solchen traurigen Verhältnissen verlor sich das Jahr 1848 in das folgende hinein, ohne daß Jemand wußte, was nun geschehen sollte, ohne daß eine wirkliche Entscheidung der obschwebenden Frage gefällt und von den entfremdeten Parteien eine Aussöhnung und Beilegung des unnatürlichen Streites ernstlich versucht worden wäre. Die Diplomatie allein

webte am großen Webstuhle der Zeit, und obgleich sie ein riesiges Machwerk menschlicher Fingerfertigkeit zu Stande brachte!, so zerrissen doch alle weislich eingelegten Fäden, als sie an das Licht und die Luft des freien Gottestages kamen, für den sie in Anbetracht der nur Gesundheit und Kraft erfordernden Zeit viel zu fein und schwach gesponnen waren.

Der geduldige und nur innerlich regsame Geist der Schleswiger und Holsteiner blickte mit Erstaunen auf alle diese geheimnißvollen Unternehmungen hin, und nach den Opfern, die sie so bereitwillig gebracht, war es ihnen wohl nicht zu verdenken, wenn ihre Erbitterung eben so sehr wie ihre Sehnsucht wuchs, dem herzlosen Feinde mit größerem Ernste als das erste Mal die Zähne zu weisen und allein durch Kampf eine endliche Entscheidung herbeizuführen. Und die Dänen ihrerseits schürten das Feuer, wo sie nur Gelegenheit dazu fanden, immer mehr. Ueberall, wo ihnen geborene Schleswiger oder Holsteiner begegneten, sogar in fremden und neutralen Häfen, ließen sie ihre Wuth an ihnen aus, mißhandelten und verfolgten sie, wie den für vogelfrei erklärten Auswurf einer verachteten Nation. Selbst an den deutschen Beamten, welche die Post nach Kolding begleiteten, vergriffen sie sich, und so eigensinnig und übermüthig bestanden

sie auch in höheren Kreisen auf ihrem eingebildeten Rechte, daß man sogar den Grafen Reventlow-Farve, als er nach Kopenhagen ging, um noch einmal die Hand zum gütlichen Uebereinkommen zu bieten, nicht einmal der Ehre würdigte, das zürnende Antlitz seines königlichen Herrn zu sehen, sondern ihn an die Herren Minister wies, die bereits den neuen Feldzug eingeleitet, also keine Lust hatten, Recht und Billigkeit einem vermeintlichen Siege vorzuziehen, weshalb er denn auch ohne allen Erfolg von denselben abgewiesen wurde.

Da blieb denn den Herzogthümern nichts Anderes übrig, als zu rüsten, was und so viel sie konnten. Und mit einer Rührigkeit, Opferfreudigkeit und Umsicht bereiteten sie sich auf's Neue vor, ihren Erbfeind nachdrücklich zu empfangen, daß die Leistungen der kleinen Ländchen fast an's Wunderbare gränzen, wenn man sie mit denen größerer Staaten vergleicht. Nachdem zunächst die allgemeine Wehrpflichtigkeit ausgesprochen war, legte man Hand an, die vor Kriegslust jubelnden Rekruten zu tüchtigen Soldaten auszubilden, und bald stand eine Armee unter den Waffen, wie sie an Zahl wohl nicht den Dänen gleichkam, an Ausrüstung und freudiger Hingebung an die Sache des Vaterlandes aber ihnen bei Weitem überlegen

war. Ihre Infanterie, ganz nach preußischem Muster ausgestattet, bestand aus handfesten, kerngesunden, naturkräftigen jungen Leuten, wie selten eine Armee bessere in ihren Reihen gehabt hat; ihre Kavallerie zählte vortreffliche Pferde und hiebfeste Arme, und ihre Artillerie, in Bespannung und Bedienung gleich musterhaft, konnte den Vergleich mit jeder anderen aufnehmen. Der frühere Mangel an Offizieren wurde möglichst sowohl durch Offiziere aus allen deutschen Armeen, die schaarenweise zum Kampfe herbeieilten, als auch durch allmäliges Heranbilden der eigenen Jugend ersetzt. Da die Dänen sich namentlich auf Alsen und in Jütland fest verschanzten, wo sie je 20,000 Mann unter den Waffen hatten, so mußte man zuerst an den Schutz der diesen Endpunkten zunächst liegenden Landstrecken denken, und so wurde Nordschleswig und der Sundewitt bei Zeiten von der schleswig-holsteinischen Armee besetzt.

Als nun am 26. März der Waffenstillstand abgelaufen und damit auch das Mandat der gemeinsamen Regierung, unter welcher bis dahin die Herzogthümer gestanden, erloschen war, ernannte der deutsche Reichsverweser eine Statthalterschaft, die aus dem Rechtsgelehrten Beseler und dem Grafen Reventlow-Preetz bestand, und ließ die deutschen Reichstruppen wieder

in die Herzogthümer einrücken, deren Oberbefehl der preußische General von Prittwitz übernahm.

Aber nicht die Deutschen allein waren zum Kriege gerüstet, auch die Dänen hatten alle Kräfte aufgeboten, diesmal so stark wie noch nie auf den Kampfplatz zu treten, und namentlich auf die Ausrüstung ihrer großen Schiffe, beinahe ihre Kräfte erschöpfend, hatten sie ungeheure Mittel verwandt, um mit einigen gewaltigen und wohlberechneten Schlägen den Feind mit einem Male niederzuschmettern. So zeigte sich ein noch größerer Ernst auf beiden Seiten, als im vorigen Jahre, und wenn die Erbitterung, womit die Schläge geführt wurden, die beiderseitige Hartnäckigkeit, der Groll, der Haß sich diesmal in allen Unternehmungen auf eine schlagendere Art kundthat als früher, so trug die bisher verlorene Zeit und Mühe ebensowohl das Ihrige dazu bei, wie der Umstand, daß keine Partei einen entscheidenden Sieg davon getragen hatte, was immer ein bitterer Stachel zu gestählterer Anstrengung ist. Eine vernünftige Beurtheilung der Sachlage von Seiten Dänemark's herbeizuführen, so viel Mühe man sich auch allseitig dazu gegeben, war nicht möglich gewesen. Einmal im Fortsturze ihres ungerechten Eigendünkels begriffen, wollten sie, was sie mit List nicht hatten erreichen

können, mit Gewalt erzwingen und — „wenn ein ruhiger Beurtheiler sich heut zu Tage wundern mag," sagt ein geistreicher Staatsmann *), „daß Dänemark den Krieg so lange hat fortsetzen können, daß das Ministerium den Malmöer Waffenstillstand unerfüllt gelassen und gekündigt hat, daß es fortwährend an seinen übertriebenen Forderungen festhielt, so ist das, nachdem Dänemark einmal die Gränzen des Rechts und der Politik überschritten hatte, mehr der Lauheit, mit welcher der Krieg von deutscher Seite geführt worden und der damaligen Schwäche der deutschen Cabinete, als dem Uebermuthe der Dänen zuzuschreiben, denn nach den bisherigen Erfahrungen darf man sich nicht wundern, wenn das dänische Ministerium die Ansicht gewonnen hat, daß es allen Niederlagen seiner Truppen ungeachtet den deutschen Regierungen durch Drohungen mit russischer, englischer und sogar französischer Hülfe imponiren kann."

So begann denn am 27. März wiederum die Blokade aller Häfen der Herzogthümer. Im nördlichen Schleswig fingen zuerst die alten Raubzüge

*) Siehe: Einige Worte zur Verständigung über den Krieg mit Dänemark. Von einem norddeutschen Staatsmanne. Berlin 1849.

wieder an und vor Kiel, Lübeck, Eckernförde, ja vor der Elbe und Weser zeigten sich dänische Kriegsschiffe. Am 30. März versuchten sie sogar bei ihrem Augapfel Eckernförde zu landen, wurden aber vorläufig von den dortigen Strandbatterieen mit Nachdruck zurückgewiesen.

Das war der Stand der Angelegenheiten vor Ausbruch des zweiten Feldzuges, das heißt zu der Zeit, wo wir wieder zu unserer Erzählung zurückkehren, und so besuchen wir jetzt das uns befreundete Emmerslund, wo die Familie Andreas Burns noch wie am Schlusse des vorigen Buches in stiller Zurückgezogenheit den kommenden Tagen erwartungsvoll entgegensah.

Wir verließen sie inmitten des Sommers, noch bevor der Waffenstillstand ausgesprochen war, und da dieser zeitig genug im Jahre eintrat, so gab er den Bewohnern der Herzogthümer hinreichend Gelegenheit zu nothwendigen Reisen und Geschäften, die so lange hatten ruhen müssen. Auch Andreas war im September einige Wochen vom Hause entfernt gewesen, und als er endlich von seinen Ausflügen befriedigt zurückkehrte, standen die Buchen bereits in funkelndster Herbstpracht und der Fuß der geschäftigen Menschen, der schon eiliger auf den bereiften Wegen schritt,

rauschte in den abgefallenen Blättern, die der klagende Nordwest von ihren Zweigen gestreift hatte.

Aber auch der Herbst war vorübergegangen, der schneidende Nordostwind flog brausend über die seufzenden Wellen und Wälder und trieb alles Lebendige, was nicht draußen zu thun hatte, unter das schirmende Obdach der Häuser und Hütten; abermals lagen Meer und Land in eisigen Fesseln und die Starrheit und Erschlaffung der äußeren Natur spiegelte sich wider in dem wandelbaren Menschenherzen, welches dem Einflusse der Jahreszeiten ebenso unterworfen ist, wie die Welle und die Wolke dem Winde gehorcht, den der Athem Gottes über Länder und Meere bläst. So finden wir denn des Capitains Familie regelmäßig alle Abende um den runden Tisch, auf dem der Theekessel siedet, in der Nähe des strahlenden Ofens versammelt, eine harmlose und um so innigere Geselligkeit darbietend, als sie von aller Welt abgeschieden war, an welcher jedoch Helene, die schon lange wieder ihr Epheuhaus bezogen hatte, fast immer Theil nahm. An mancherlei Unterhaltungen über Frieden und Krieg, zu denen die jetzt regelmäßig anlangenden Zeitungen Stoff genug boten, fehlte es ihnen nicht; bald von Sorge niedergeschlagen, bald von frischer Hoffnung belebt, wie sie nun einmal

überall in dem beweglichen Menschengemüthe wechseln, hatten sie zum Theile die Prüfungen des letzten Sommers vergessen und wandten ihren Sinn schon wieder auf den kommenden Frühling hin.

Von den Einfällen der jütischen Freischaaren hatten sie diesmal nichts zu fürchten gehabt, denn mehrere Abtheilungen der schleswig-holsteinischen Armee standen im Norden und Osten und ließen die räuberischen Horden nicht heran; dafür aber gab es bisweilen Einquartierungen und diese wurden stets mit Freuden empfangen und mit Bedauern wieder entlassen, denn die Anwesenheit patriotisch gesinnter Menschen übte einen überaus wohlthätigen Einfluß auf die Familie aus, die darüber ihre persönlichen Sorgen vergaß, welche noch von Zeit zu Zeit am Horizonte ihres Lebens wie wetterdrohende Wolken vorüberflogen.

Was aber Allen ein neues und großes Vergnügen gewährte, das war der unausgesetzt fortlaufende Briefwechsel mit Henrik, den jetzt keine äußere Störung unterbrach, da die Posten wieder hergestellt und der Verkehr zwischen den Herzogthümern selbst durch Nichts gefährdet war. So blieb denn Andreas stets mit dem Neuesten in Verbindung; Henrik theilte mit, was er mittheilen durfte, und die einsamen Bewoh-

ner Emmerslunds fühlten sich weniger abgeschlossen von aller Welt, als selbst im vergangenen Sommer, wo sie sich inmitten der Begebenheiten des Tages befunden hatten.

Aber auch angenehmere Unterhaltung als die Beschäftigung mit den trostlosen Ergebnissen der Politik der Gegenwart gab es zuweilen auf dem einsamen Gute. Helene benutzte die gemüthliche Stunde, wenn die Familie in der Hausfrau Zimmer hinter dem Theetische behaglich zusammengedrängt saß und in ruhiger Stimmung war, und las ihren Freunden erst einzelne Stellen, dann ganze Abschnitte aus den Stimmen der Völker vor, bis Andreas, allmälig aufmerksamer auf den Inhalt des Buches lauschend, eines Abends fragte, warum sie das Werk nicht von vorne zu lesen beginne und ihnen das Ganze zum Besten gebe?

Da entschloß sich denn Helene, auch dieser Aufforderung zu genügen; freilich ein Schritt, den sie eigentlich wider Willen that und zu dem sie fast nur ihre Begeisterung für den Inhalt des geheimnißvollen Buches zwang, eine Begeisterung, die im Laufe der Zeit so groß geworden war, daß sie ihr Feuer unmöglich länger verbergen konnte und endlich ausströmen mußte, wobei sich in allen ihren Aeußerungen die heftige Bewegung ihres Innern verrieth.

Andreas horchte hoch auf, als Helene in ihrer Vorlesung immer weiter vorrückte, denn was sie da in harmonischem Zusammenhange las, glaubte er in einzelnen Andeutungen, Winken und Wendungen schon oft aus einem anderen Munde vernommen zu haben. Auch Friedrich schaute bisweilen seinen Vater fragend an und Beide tauschten Blicke aus, welche die Lesende allein nicht sah, weil sie, theilnahmlos für alles Uebrige, nur in den Inhalt ihres Buches vertieft war. Und so kam es bald dahin, daß man allgemein den Augenblick herbeisehnte, wo die Geschäfte des Tages abgemacht waren und Helene das Buch aus der Tasche zog und es aufschlug, denn Jeder war begierig, den ferneren Verlauf zu verfolgen und die Ansichten des Verfassers, der in wohllautender Rede und häufig in begeisterungskühnem Schwunge sprach, bis zu Ende zu hören. Wiederholt bat sich Andreas das Buch von Helenen selber aus, welches diese stets, sobald sie ihren Vortrag beendigt, eilig verbarg, und obwohl sie es anfangs nur mit Widerstreben aus der Hand gab, so konnte sie sich doch dem ernstlichen Ansinnen des edlen Freundes nicht entziehen, aber mit eifersüchtigem Auge verfolgte sie ihn, wenn er es nach Tische allein durchblätterte und diesen oder jenen Ausspruch noch ein-

mal genau prüfte und im Geiste erwog. Endlich schien Andreas genug darin gelesen zu haben. Als er es eines Abends nicht wie gewöhnlich forderte, wollte sie es ihm freiwillig geben; er aber lehnte es dankend ab und sagte lächelnd, er habe es ganz bis zu Ende und wiederholt gelesen und begriffen.

„Nun, dann brauche ich es ja nicht mehr vorzulesen," scherzte Helene.

„Doch, Helene; aus Ihrem Munde höre ich gern jedes Wort noch einmal, und ich bin ja auch nicht der Einzige, der dies schöne Werk genießen will. Beiläufig — ist Ihnen vielleicht der Verfasser bekannt, der sich auf dem Titelblatte nicht genannt hat und mir doch werth zu sein scheint, jedem Leser selbst dem Namen nach bekannt zu sein?"

„Nein," erwiderte Helene kurz, „ich kenne ihn nicht, werde aber hoffentlich nächstens erfahren, wer er ist. Henrik hat es mir versprochen, denn er kennt den Verfasser und weiß seinen Namen. Aber es ist ein Geheimniß, welches wir uns bei der jetzigen Weltlage wohl erklären können, Andreas, und darum müssen wir zum Nutzen des Verfassers selber unsere löbliche Neugierde beschränken."

Andreas nickte mit dem Kopfe, konnte aber kaum ein geheimnißvolles Lächeln unterdrücken, denn inner=

lich war er überzeugt, in diesem Punkte zu wissen, was er wissen wollte und was außer ihm Niemand zu ahnen schien.

„Muß es nicht ein herrlicher Mann sein," fragte Helene weiter, „der so verständlich, so wahr und immer so geistreich die Verhältnisse der Gegenwart zu beleuchten wagt?"

„Ja, o ja, ein herrlicher Mann, Helene, wenn man seinen Geist, sein Gemüth und vor allen Dingen seine Vaterlandsliebe in Betracht zieht."

„Nun, ich meine, es müßte sich auch schon in seinem Gesichte, in seinem Auge abspiegeln, was sich in seinem Kopfe und Herzen bewegt."

„Sie meinen mit einem Worte, es müsse ein recht hübscher Mann sein, der ein so hübsches Buch geschrieben hat?"

Alle lachten, nur Helene lächelte nicht einmal; sie fühlte sich eigentlich etwas erbittert über sich selber, sich so eine solche Blöße gegeben zu haben. „Ihr braucht nicht so triumphirend zu lachen," sagte sie schmollend, „und mir auf so ironische Weise Euern Dank dafür sagen, daß ich Euch habe Theil nehmen lassen an dem Werke, welches mich schon lange im Stillen entzückt. Uebrigens habt Ihr mich eben so

wenig verstanden, wie Ihr falsch urtheilt, wenn Ihr das Buch nur ein hübsches nennt."

„Wir haben Sie nicht falsch verstanden, Helene, und sind Ihnen im Gegentheile sehr dankbar, daß Sie uns Gelegenheit gegeben haben, Ihr Entzücken zu theilen; aber ich komme noch einmal auf die äußere Erscheinung des unbekannten Verfassers zurück und glaube bemerken zu dürfen, ohne Sie zu verletzen, daß der Schreiber eines guten Buches nicht immer so aussieht, wie man ihn sich vielleicht beim Lesen seiner Gedanken vorstellt. Ein mit dem Geiste und dem Herzen verfaßtes Buch kann nur den Geist und das Herz des Verfassers, nie aber seine äußerliche Begabung wiederspiegeln. Das dächte ich, ist klar, so viel ich es wenigstens verstehe."

„Das mag im Allgemeinen gewiß der Fall sein." versetzte Helene, nur noch äußerlich widerstrebend, denn innerlich war sie gewiß von der Wahrheit jenes Ausspruches überzeugt, wie jeder Andere, „und ich habe auch nicht im Geringsten an die äußere Erscheinung jenes unbekannten Mannes gedacht, als höchstens an den Glanz seines den inneren Geist widerstrahlenden Auges; aber dennoch, wenn ich, durch Eure Neugierde angeregt, mir den Mann, der dieses Buch geschrieben hat, vorstelle, so muß ich mir denken, daß

auch sein äußerliches Wesen seinem inneren Werthe entspricht."

„Das ist freilich etwas Anderes, das kommt in dem besonderen Falle auf die Phantasie des Lesers an. Wie denken Sie sich zum Beispiele das Aussehen Ihres Verfassers?"

Helene wollte lächeln, aber es gelang ihr nicht recht; dafür erröthete sie. „Sie sprechen von meinem Verfasser," sagte sie endlich hoch aufathmend, als wollte sie den inneren Sturm ihres rebellischen Blutes unterdrücken, — „wie thöricht! Als ob er nicht auch der Ihrige, wie der aller Welt wäre!"

„Wie Sie ihn sich vorstellen, frage ich — Sie überhören die Hauptsache — weiter will ich nichts wissen. Nun, heraus damit!"

Helene schwieg und senkte die zu lebhaft funkelnden Augen auf ihren Schooß.

„Soll ich es sagen," fragte Agathe plötzlich, „wie Helene sich diesen unbekannten Mann denkt?"

Helene schaute verwundert auf, denn Agathe hatte bisher nur eine schweigende Zuhörerin abgegeben; Andreas aber winkte dem geliebten Mädchen seinen Beifall zu.

„Sie denkt ihn sich so," sagte sie eifrig, „wie alle Frauen, die das Bedürfniß nach Liebe fühlen, sich

den Mann vorstellen, der allein dieser Liebe würdig ist."

„Bravo!" sagte der Vater. „Du hast es getroffen."

„Vielleicht auch nicht!" rief Helene etwas zu lebhaft, um nicht getroffen zu scheinen und erröthete so tief, daß sie wie eine mit Purpur überschüttete Rose aussah.

„Das ist wenigstens genug gesagt und ich für meine Person stimme Agathen vollkommen bei. Uebrigens weiß ich, wer der Verfasser ist."

„Ich auch!" rief Agathe auf einmal mit triumphirender Miene.

„Und ich auch!" wiederholte Friedrich langsam, indem er das ernste Gesicht zu einem seltenen Lächeln nöthigte.

Helene blickte Alle der Reihe nach erstaunt an. „Nun so sagt es mir doch, wen Ihr dafür haltet," flüsterte sie beinahe beschämt.

„Still!" sagte der Vater mit neckischer Miene und erhob seine Hand. „Still, Kinder, kein Wort! Es ist ein Geheimniß, Helene!"

„O Ihr Thoren!" rief diese jetzt und brach endlich auch in Lachen aus. „Beinahe wäre ich närrisch genug gewesen, Eurer vorlauten Weisheit mein Ohr

zu öffnen. Wenn Ihr es wüßtet, wüßte ich es schon lange, das glaubt nur — ich werde es aber von Euch Allen zuerst erfahren und es Euch — nicht sagen!"

---

Aber auch zu ernsteren Unterhaltungen, als diese letzte war, bot der allmälig verstreichende Winter hinreichenden Stoff.

Eines Tages, es war im Anfange des Februar, erschien Rasmus Harms aus dem Sundewitt vor Capitain Burns. Er hatte sich über das ungestüme Wasser gewagt, um dem verehrten Manne einen Brief seines jüngeren Sohns zu bringen. Dieser Brief war durch seinen ehemaligen Knecht Jens, den die Mannschaft des Odin bei ihrem ersten Besuche seines Hauses mitgenommen, wie sich der Leser aus dem ersten Kapitel des zweiten Theiles erinnern wird, überbracht. Der arme Mensch war damals nach Alsen geschleppt und dort in die Artillerie eingestellt worden. So hatte er gegen die Düppeler Schanzen, die seine Landsleute vertheidigten, mitwirken müssen und dabei einen Arm verloren. Späterhin nach Kopenhagen gebracht, um von da über Lübeck nach Hause entlassen zu werden, weil er dienstuntauglich war, kam er daselbst plötzlich an und wunderte sich,

seinen alten Herrn in einem beinahe fertigen neuen Hause zu finden, welches auf den Trümmern des abgebrannten erbaut worden war. Erik Burns hatte Jens zufällig in Kopenhagen getroffen, als er sich eben einschiffen wollte, und da er von ihm hörte, daß er nach dem Sundewitt ging, ihn gebeten, an seinen Vater jenen Brief mitzunehmen. Jens erzählte nun Wunderdinge von den Rüstungen der Dänen zur See; seiner Meinung nach, die sich sogleich im ganzen Sundewitt wie ein Lauffeuer verbreitete, hätten sie so viel riesige Schiffe bemannt, um damit die ganze Welt in Trümmer schießen zu können.

Rasmus Harms war wieder zurückgesegelt und Andreas saß vor seinem Schreibtische und las mit Herzklopfen den Brief seines Sohnes Erik. Derselbe war im Januar geschrieben und etwas lange umhergeschweift, ehe er in die rechten Hände gelangte. Andreas las ihn mehrere Male, denn jedesmal, wenn er ihn zu Ende gelesen, glaubte er bei der nächsten Durchsicht einen anderen Inhalt finden zu müssen, immer aber hatte er sich zu seinem Leidwesen getäuscht. Er athmete nur das wildeste Dänenthum, obgleich er weder das Wort Deutsch noch Dänisch ein einziges Mal aussprach; aber zum Entsetzen des Vaters handelte er von weiter nichts als den Rüstungen im großartig-

sten Maaßstabe, um zu dem einzig möglichen Ziele zu gelangen, und verhieß nicht allein den entschiedensten Sieg gleich im Anfange, sondern auch einen im Ganzen ruhmvollen Feldzug. Und gegen wen konnte dieser Ruhm und Sieg anders errungen werden, als gegen die Freunde und Landsleute des Vaters, denen der Schreiber selber durch Geburt und Erziehung angehörte, und eines Vaters, dem er Alles, was er war und besaß, verdankte? Andreas fühlte tief die unabsichtliche Lieblosigkeit des leichtsinnigen Sohnes und hätte lieber gar keine Nachricht von ihm als diese empfangen. Dennoch aber war ihm das Schreiben willkommen wegen seiner Frau, die bei jeder Gelegenheit seufzte und sich über das unbekannte Schicksal ihres Lieblingssohnes bitter beklagte, da sie seit seinen letzten durch den Spion überbrachten Zeilen nichts wieder von ihm gehört hatte. Am Schlusse aber enthielt das erbauliche Schreiben folgende Mittheilung:

„Und was mein Avancement betrifft, mein „guter Vater, so kann ich Dir endlich verkün„den, daß ich nahe am Ziele bin. Der alte „Neptun ist in die Docks gelegt, um ausgebes„sert zu werden, die ganze Mannschaft aber ist „auf Christian den Achten versetzt, das herrliche

„Linienschiff, unser Stolz und Ruhm, welches „nebst der unvergleichlichen Gefion bestimmt ist, „im nächsten Kriege sich unsterblichen Ruhm zu „erwerben und unsere Donner unter die zittern„den Feinde zu tragen. Bei der herkulischen „Ausrüstung dieser beiden Seeriesen und indem „uns kein ebenbürtiger Feind gegenübersteht, wird „dieser Ruhm nicht ausbleiben. Nach der ersten „namhaften siegreichen Affaire, die wir unter„nehmen, soll ich befördert werden. Sobald ich „Offizier bin, siehst Du mich wieder, eher aber „nicht, denn nur in diesem Falle ist mir ein Ur„laub zugesagt, den ich jetzt nicht nachsuchen kann, „da uns die Herzogthümer, deren Verblendung „ich beklage, verschlossen sind. Gehabe Dich „wohl und grüße die Mutter und die theure „Agathe."

Andreas warf den Brief zornig bei Seite und stützte sein Haupt gedankenvoll auf die Hand. „Der leichtsinnige Knabe," sagte er, — „von einer Verblendung zu sprechen, in der er selbst befangen ist! Er thut gar nicht, als ob er fühlte, welches Herzeleid dieses Schreiben mir verursachen muß. Doch — seien wir gerecht. Wenn ich es recht bedenke, kann es kaum anders sein. Tag und Nacht unter Dänen, immer

und ewig ihr Geschwätz vom großen Dänenthume zu hören, wofür sie schwärmen und was sie sich im Geiste vorspiegeln, ist es da anders möglich, als daß ihr Ruhm sein Ruhm, ihr Triumph sein Triumph geworden ist? So mag es denn Gott wenden, wie er will, ihn befördern oder nicht — einer von uns Beiden wird auf diese oder jene Weise Vortheil davon ziehen. Doch diese allgemeine Ausrüstung in Kopenhagen, das ist etwas sehr Bedeutungsvolles und Beachtungswerthes. Woher nehmen sie das Geld dazu? Denn Christian den Achten und die Gefion auszzurüsten, übersteigt beinahe die dänischen Kräfte. Ein Linienschiff, das größte und beste, was sie haben! Und die Gefion, ihre schönste Fregatte! Dänemark scheint es groß vorzuhaben. Gnade Gott den armen Deutschen, die diesen Batterieen gegenüber zu stehen kommen! Wehe den Herzogthümern! Wenn sie mit ihren Breitseiten auf unsere Ufer losdonnern, werden sie unsere kleine Armee in Splitter schießen. Wie Gott will, sage ich! Aber wohin wollen sie mit diesen Schiffen? Ich möchte es wohl sehen, wenn sie damit ihren Kampf eröffnen, denn es wird doch wohl deutsche Männer geben, die sie nicht fürchten. Gott gebe nur, daß sie unser stilles unvertheidigtes Ufer nicht zur Zielscheibe wählen. Doch nein, hier ist

kein Feind für sie, hier können sie nicht landen — höchstens in Apenrade. Warten wir es ab, die Zeit wird es lehren!" —

Ja, und die Zeit sollte es lehren, aber auf eine andere Weise, als der Sohn es hoffte, der Vater aber nach Lage der Sache es fürchten mußte.

Auf die anderen Mitglieder der Familie brachte dieser Brief ganz verschiedene und von einander abweichende Wirkungen hervor. Die Mutter war glücklich, endlich einmal etwas zu lesen, was von dem Leben und der Gesundheit ihres Sohnes zeugte, über den anderweitigen Inhalt ging sie nach Art überzärtlicher Mütter nachsichtig hinweg. Agathe und Helene dagegen fühlten Mitleid mit dem tief in's Herz getroffenen Vater, dessen Schweigen und trüb bewölkte Stirn allein den Kummer verrieth, den ihm das gedankenlose Schreiben des Sohnes verursacht hatte. Friedrich aber fühlte sich ergrimmt wie nie, und man mußte sich alle mögliche Mühe geben, um ihn von lauten Verwünschungen und Zornesausbrüchen in Gegenwart der Mutter abzuhalten.

„Wartet nur," sagte er eines Tages zu Helenen, „dieser niederträchtigste Brief, den je ein undankbarer Sohn an einen so vortrefflichen Vater geschrieben hat, wird ihm einst schwer angerechnet werden, wenn das

Gericht des Höchsten seine Stimme erschallen läßt. Jetzt hat er gänzlich meine Liebe verloren. Denn eine solche Gedankenlosigkeit, die an dänische Frechheit gränzt, dergleichen an Andreas Burns zu schreiben, übersteigt allen Glauben. Aber ein Gutes hat dieser Brief doch bei mir gewirkt. Er erinnert mich, daß wir Deutschen alle uns gegen die Dänen rüsten müssen; auch meine Zeit ist also gekommen, zu der auf dem Papiere schon besiegten Armee abzugehen."

Und er hielt Wort. Von seiner Verwundung gänzlich wiederhergestellt, mit seiner früheren Kraft begabt und so weit entfernt von den Strecken, wo sich das Schicksal seines Vaterlandes entscheiden sollte, hatte er keine Ruhe, keine Rast mehr in dem stillen Hause. Er wartete nur das Ende des Februar ab, um sein lange überlegtes Vorhaben auszuführen.

Und der Schnee des Winters schmolz und das rasselnde Eis im Meerbusen zerrann unter den mächtiger wirkenden Strahlen der Sonne des jungen Jahres. Stürme und Wogendrang beruhigten sich und nur heftige Winde und Regengüsse erinnerten noch von Zeit zu Zeit daran, daß die gebrochene Macht des Winters vor dem siegreichen Frühlinge den Rückzug antrete.

Es war am 1. März, als Friedrich vor seinen

Vater trat, ihm die Hand reichte und einfach sagte: „Gieb mir Deinen Segen, Vater, zum zweiten Male; denn ich will gehen, wohin mich meine Pflicht ruft!"

„Hier hast Du ihn, mein Sohn; gehe mit Gott und zeige Dich Deines Vaterlandes würdig!" Und er umarmte ihn herzlich, nachdem er seine Hand auf den Scheitel des Knieenden gelegt. Darauf trat er zur Mutter und sagte ihr Lebewohl. Es durchschnitt ihm das Herz, als er die würdige liebevolle Frau weinen sah, aber er bezwang sich und schied. Auch Agathen reichte er freundlicher, als er sich die letzte Zeit gegen sie bewiesen, die Hand, und als sie ihm bleich und ruhig, völlig in ihr Schicksal ergeben, Gottes Segen wünschte, glaubte er vollauf zu seinem Vorhaben gerüstet zu sein.

Noch an demselben Tage ritt er davon, nach Schleswig zu, in dessen Gegend sein Regiment in Quartier lag.

## Zweites Kapitel.

### Eckernförde.

Capitain Mevissen war in der Mitte des März nach Kiel gereist, um einige nothwendige Geschäfte abzuwickeln. Am letzten Tage des Monats kehrte er zurück und überbrachte dem Commodore die Nachricht, daß wahrscheinlich in den ersten Tagen des April die Feindseligkeiten wieder beginnen würden, daß die Führer der schleswig-holsteinischen Armee aber beschlossen hätten, den Angriff des Feindes im Sundewitt zwar zu erwarten, sich aber langsam auf ihre Hauptpunkte zurückzuziehen, um ihn von den Schiffen wegzulocken und inmitten des Landes zu empfangen, wo sie ihm zu widerstehen allein die Mittel besäßen.

Außer dieser allgemeinen Mittheilung aber überbrachte er noch eine besondere, die auf Andreas einen

bei Weitem stärkeren Eindruck machte, daß man nämlich durch Spione die Meldung empfangen habe, die Dänen hätten auf Alsen einen großen Kriegsrath gehalten und beschlossen, mit ihrer ganzen Seemacht Eckernförde zu überfallen, die dort aufgepflanzten Batterieen in den Grund zu schießen, die schleswig-holsteinische Armee, die nördlich von Eckernförde um Flensburg und Apenrade herum stand, von aller südlichen Hülfe abzuschneiden, indem sie in Eckernförde selbst eine starke Truppenabtheilung landeten und auf diese Weise nicht allein die deutschen Hauptmächte trennten, sondern auch deren Aufmerksamkeit zersplitterten, wodurch sie selbst eine vortheilhaftere und ihren Feinden gefahrdrohende Stellung gewinnen würden.

Und dieser nicht üble Plan war in der That zur Ausführung bestimmt. Von deutscher Seite indessen hatte man denselben vorhergesehen, und um ihn zu vereiteln, den Hafen von Eckernförde durch Aufwerfung zweier Batterieen zu schützen gesucht, was allerdings eine sehr kleine Schutzwehr gegen die ganze Machtentfaltung der großen dänischen Schiffe war. Hätte man frühzeitiger sichere Nachrichten darüber gehabt, so wäre es Pflicht gewesen, den zur Landung des Feindes, inmitten der Stellung des deutschen Heeres so günstig gelegenen Hafen fester zu machen

und gleich von Anfang an mit einer stärkeren Macht dem von der See kommenden Feinde entgegenzutreten. Das war aber nicht geschehen und so mußte man sich mit Kühnheit wappnen, auf das Glück vertrauen und dem Schicksale das Uebrige anheimstellen.

Die deutschen Hülfstruppen, unter General Prittwitz Oberbefehl gestellt, rückten indessen allmälig heran, und es war diesmal beschlossen, im Gegensatze zum vorigen Jahre, größere Armeen auf einem Punkte zu vereinigen, um, wo ein vortheilhafter Schlag ausführbar wäre, denselben um so verderblicher für die leicht zu Schiffe wegflüchtenden Dänen zu machen.

Andreas hörte dem Capitain Mevissen, der alle diese Einzelnheiten mit überzeugender Miene vortrug, mit großer Spannung zu. Die großen Schiffe waren theilweise wirklich schon bei Alsen eingetroffen und bereit, ihren ersten Gewaltstreich mit Nachdruck zu beginnen. Also der Kampf stand unzweifelhaft bevor. Als Gertrud hiervon Kenntniß erhielt und nun zum ersten Male ihren Erik auf einem entscheidenden Kampfplatze wußte, erbebte ihr Herz. Anfangs nur leise und im Stillen wehklagend, erhob sich ihr Schmerz von Stunde zu Stunde zu lauterem Ausbruche, und vergebens waren die Tröstungen der Ihrigen, den mütterlichen Jammer zu besänftigen, indem sie die

Hoffnung auf einen möglicher Weise unblutigen Ausgang nicht aufzugeben schienen. Aber diese Hoffnung wies sie als eine sehr unwahrscheinliche zurück, der Kampf konnte ihrer Meinung nach nicht ausbleiben, und wie er auch ausfiel, der Verlust, die Gefahr wenigstens war stets auf ihrer Seite. Siegten die Dänen, so unterlag ihr Vaterland, ihr Sohn, ihre Freunde, so wurden alle Hoffnungen und Wünsche ihres Mannes, ja auch ihre eigenen in Bezug auf die Erlangung ihrer Rechte und auf die Bestätigung ihrer Freiheiten begraben; siegten die Deutschen, so sank vielleicht ihr geliebtestes Kind in dem Kugelregen der erbitterten Freunde. Das war allerdings eine üble Voraussicht und auf Niemanden machte sie einen stärkeren Eindruck, als auf Andreas selber, so viel er sich auch Mühe gab, seine innere Spannung und Aufregung den Augen der Seinigen zu verbergen.

Waren aber in dem Herzen seines Weibes die Gefühle der Mutter bei Weitem vorherrschend und sah sie aus diesem Punkte die nächste Zukunft schwarz, so litt bei ihm der deutsche patriotische Geist und Sinn mehr, und doch hatte auch er Gefühle für den abtrünnigen Sohn, die sich aus keinem Vaterherzen wohl je ganz verbannen lassen. Ja, um die Wahrheit zu gestehen, er fürchtete diesmal mehr eine Nieder-

lage der Deutschen, da ihre Macht den Schiffen gegenüber eine mehr als zehnfach geringere war, als er auf einen Sieg über die Dänen hoffte, so groß sein Vertrauen auf die Kühnheit und Kampfeslust seiner Landsleute war. In dieser Weise zwischen Hoffnung und Besorgniß hin und her schwankend, schwebte bald seine Kindes-, bald seine Vaterlandsliebe auf der höchsten Spitze der schaukelnden Schicksalswoge, und dieser innere Zwiespalt sich so lebhaft widersprechender Gefühle, wie sie nicht tiefer ein edles Männerherz zerfleischen können, war groß genug, selbst einen so starken Mann, wie er war, bis in's innerste Mark zu erschüttern.

Die zwei ersten Tage, nachdem Capitain Mevissen mit seiner verhängnißvollen Meldung zurückgekehrt, trieb es ihn unstät und rathlos umher. Er sprach fast kein Wort, er hatte fast keinen Blick für das, was um ihn geschah. Zu seinen Ohren schien das Klagegeschrei seines Weibes kaum zu dringen, und doch weckte es in seinem Herzen allmälig einen echoartigen Widerhall, der endlich, seine Nerven auf das Aeußerste anspannend, seiner hin und herschwankenden Neigung eine entschiedene Wendung zu geben anfing.

Zwei Pflichten stritten zuletzt in ihm um die Obergewalt und beide wog er genau prüfend gegen ein-

ander ab, beide zerlegte er in ihre einzelnen, sein ganzes Wesen erfüllenden und durchdringenden Theile, denn sein Geist litt nicht, wie bei Gertrud, unter den einschlagenden Stößen des Schicksals, im Gegentheile verdoppelte sich seine natürliche Kraft und Begabung bei dem zunehmenden Widerstande derselben. Hielt ihn einerseits das nahende Kriegsunheil in seinem Hause, bei den Seinigen zurück, so trieb ihn andererseits die Theilnahme an dem bevorstehenden großen Kampfe unwiderstehlich nach Süden. Mit eigenen Augen hätte er am liebsten, da er mit den Armen nicht kämpfen durfte, dem nie erlebten Schauspiele beigewohnt, welches sich nach der allgemeinen Meinung im Hafen von Eckernförde entwickeln sollte. Bald überwog das eine Bedenken, die eine Neigung, die eine Pflicht die andere. Endlich, da er mit sich selbst nicht zum Abschlusse kam, entschloß er sich darüber zu reden. Zuerst sprach er mit Helenen, die seine Vertraute geworden war, wenn er sich in Herzensnöthen befand. Helene durchschaute sogleich mit ihrem klaren Blicke das Ganze, seine Lage, seine Wünsche, die widerstreitenden Punkte in seinen verschiedenen Pflichten als Familienhaupt. Auch sie fing an zu überlegen; aber nicht langsam wie der kalt berechnende Mann ging sie dabei zu Werke, sondern blitz-

schnell griff sie mit kühnem Instinkte in das umtreibende Rad der Geschicke der ihr so innig befreundeten Familie ein.

„Aber Sie haben ja hier für Ihr Haus und die Ihrigen nichts zu fürchten," sagte sie endlich mit dem ganzen Stolze ihres großen persönlichen Muthes; „wir befinden uns hier in tiefster Ruhe, kein Feind bedroht Emmerslund, keiner wird sich ihm nahen, wenn der gewaltige Kampf im Süden tobt. Der Andreasberg liegt nicht an der großen Straße, welcher die Armeen folgen, und keine besondere Beute lockt die vorübersegelnden Schiffe an. Ihre Rache haben die Dänen hier voriges Jahr gefühlt, sollten sie dieses Jahr noch einmal unvertheidigte Häuser harmloser Menschen beschießen? Das glaube ich nicht. Und selbst wenn Emmerslund von einem ähnlichen Schicksale heimgesucht würde, was könnten Sie allein gegen so Viele leisten? Und wenn auch Ihr unbezweifelter Muth, Ihre männliche Kraft und Ausdauer, Ihre größere Einsicht hier von Nutzen sein kann, so können Sie sich doch nicht gegen eine feindliche Uebermacht siegreich vertheidigen, und gegen einen etwaigen räuberischen Ueberfall kann Sorge getragen werden, dazu sind Männer genug hier. Wenn ich an Ihrer Stelle wäre, Andreas, ich ginge auch, wohin mich die Nei-

gung oder das größere Bedürfniß ruft — und Beides ruft Sie nach Eckernförde — denken Sie nur an Hoptrup und was Ihre Gegenwart bei jenem Kampfe für Ihre Familie Gutes geleistet hat. — Wie weit ist es von hier bis Eckernförde?"

„Wenn ich den kürzesten Weg reite und mein schnellstes Pferd nehme, so ist es nicht weit. Höchstens zwölf Meilen, und die reite ich in einem Tage."

„So reiten Sie, mein Freund. Ich habe noch einen anderen Grund, der mich dazu treibt, Ihnen zu diesem Ausfluge zu rathen."

„Und welcher ist das?"

„Ich glaube, Sie werden Gertrud damit außerordentlich beruhigen. Wenn sie Sie selbst in der Nähe des Kampfplatzes weiß, so wird sie einen Schutzengel an Erik's Seite glauben, und wenn Sie ihm auch nicht beistehen können, so werden Sie doch sichere Nachricht von seinem Schicksale mit zurückbringen können. Das wird der Einbildung oder vielleicht auch dem Wahne der übermäßig besorgten Mutter als eine große Tröstung erscheinen."

„Das läßt sich hören. Sagen Sie noch Niemandem von diesem Plane, ich will erst mit meinen Freunden sprechen."

Und er berief sogleich die alten Capitaine zusam-

men und legte ihnen seinen Wunsch, die Gründe zu demselben, so wie auch die Besorgniß für den Fall vor, daß irgend etwas Feindseliges gegen Emmerslund geschehe, wenn er abwesend wäre.

„Pah!“ rief Capitain Kühlwetter, der immer der Erste in der Beistimmung zu einem kühnen Unternehmen war, „Was soll hier Feindseliges geschehen? Zu uns kommen sie diesmal nicht. Für diesen Feldzug habe ich um uns keine Sorge; die Dänen haben stärkere Feinde zu besiegen. Und für den Fall, daß sie ihr Kuckucksei in Eure Koje legen wollen, Commodore, stehen wir Alle hier für einen Mann, verlaßt Euch drauf, Ihr sollt mit uns zufrieden sein.“

„Und seid Ihr derselben Meinung, meine Freunde?“ fragte Andreas die beiden Anderen, die schon beifällig genickt hatten.

„Ganz gewiß,“ sagte Capitain Mevissen, „es giebt nur eine Meinung für mich, und die ist, nach Eckernförde zu segeln. Nehmt mich mit, Commodore, ich möchte auch ein dänisches Linienschiff mit deutschen Kugeln stopfen sehen.“

„Ja!“ rief der alte Bardow triumphirend, „und macht es, wie wir es mit dem Odin gemacht haben; schießt ihn zusammen wie einen tollen Hund und laßt ihn Seewasser saufen, bis er berstet — der Racker!“

Andreas lächelte matt bei diesem kriegerischen Ausfalle des Veteranen. „So weit sind wir noch nicht, Bardow," sagte er. „Euch steckt immer noch die alte Lore im Kopfe und darum seid Ihr so rachsüchtig. Ein Linienschiff, alter Freund, ist aber kein kleiner Dampfer, es wird sich nicht so leicht der Gefahr aussetzen, auf eine Sandbank fest zu gerathen und sich mit glühenden Kugeln beschießen zu lassen. Ich besorge sogar das Gegentheil, sie werden in unser armes Herzogthum ein tüchtiges Loch mit ihren Zähnen reißen."

„Um so mehr müßt Ihr dabei sein, das Loch stopfen zu helfen. Geht, geht, Cap'tain, wir wollen zu Eurer Beruhigung alle Drei so lange auf Emmerslund wohnen, bis Ihr wieder da seid, und Tag und Nacht Wache stehen, um die feindliche Flagge von Weitem zu respektiren. Hol's der Teufel, aber wenn es sein muß, ist Vorsicht besser als Naseweisheit."

„Es ist gut und ich danke Euch," sagte Andreas, der seinen Entschluß gefaßt hatte. „Mit Euch bin ich fertig, nun will ich noch mit meiner Frau reden."

Am Abende desselben Tages — es war der 2. April — war die Stunde dieses Zwiegesprächs gekommen. Andreas hatte Widerspruch von Seiten Gertrud's

befürchtet, aber er hatte sich diesmal geirrt. Kaum hatte er nur von ferne seine Neigung verrathen, nach Eckernförde zu gehen, so schaute Gertrud aus ihren Thränen hell auf und fiel ihm vor Freude laut schluchzend um den Hals.

„O Andreas!" rief sie, „was für ein herrlicher Mann bist Du! Jetzt erkenne ich Deinen Werth erst ganz. Du hast mir aus der Seele gesprochen, denn ich habe auch schon an die Möglichkeit dieser Reise gedacht, aber sie nur nicht auszusprechen gewagt. O gehe, gehe nach Eckernförde und beruhige mein Herz. Wenn ich Dich in Erik's Nähe weiß, bin ich getröstet. Dir ist es schon einmal gelungen, einen blutenden Sohn den Händen der Feinde zu entreißen und zu retten — o rette mir auch diesmal meinen Erik, und ich werde keinen Wunsch mehr auf der Welt haben."

„So werde ich gehen, Gertrud, und werde Gott bitten, daß er mich begleitet, denn weiter will ich Niemand neben mir haben. Was Er dann beschließt, dem müssen wir uns fügen, Frau, das bedenke, wenn ich fort bin. Aber höre, ich muß schon morgen fort, der Weg ist weit und die Dänen warten nicht auf mich."

„So gehe in Gottes Namen, und wenn es sogleich sein muß; ich werde auch im Geiste bei Dir

und Erik sein, und wenn Du zurückkehrst, sollst Du eine dankbare Frau in mir finden.“

„So soll es sein. Aber ich kann vielleicht nicht sogleich wiederkommen — wer weiß, wie lange es dauert, bis etwas Entscheidendes vorfällt. Wirst Du auch nicht unruhig werden, wenn ich mehrere Tage ausbleibe?“

„Nein, Andreas, denn ich werde mir sagen, daß Gott Deine Abwesenheit so lange will und Dich auf der Reise hält, die Du unserem Kinde zu Liebe und zu meiner Beruhigung unternommen hast. Reise getrost und kehre erst zurück, wenn Du mir etwas Gutes heimbringen kannst.“

Andreas küßte ihre Stirn, wie er gewöhnlich that, wenn sie ein ernstes Gespräch geführt, und drückte ihr die Hand. Dann ging er in den Stall und trat zu seinem Lieblingspferde, dessen schönen Hals er liebevoll streichelte. „Nun, mein guter Schimmel,“ sagte er, als das Pferd den kleinen Kopf nach ihm umwandte und das kluge Auge auf den bekannten Herrn richtete, „Du ahnst noch nicht, daß Du einen gewaltigen Marsch vor Dir hast. Auf und tummle Dich, wir wollen wie bei Hoptrup unter die Feinde gehen und ihnen zeigen, daß wir keine Furcht haben. Diesmal aber werden sie nicht mit Pistolen und Flinten-

kugeln, sondern mit Vierundachtzigpfündern auf uns schießen.“

Und das edle Pferd wieherte laut, als ob es ihm eine muthige Antwort auf seine Anrede geben wollte. Andreas befahl das Thier wohl zu pflegen und stark mit Gerste zu füttern, und ließ dann Alles zu seinem weiten Ritte am nächsten Morgen in Bereitschaft setzen.

Am 3. April, Morgens um elf Uhr, nachdem er ein gutes Frühstück zu sich genommen und für den langen Ritt mit Waffen, Nahrungsmitteln und gegen Wind und Regen schützenden Kleidern sich wohl versorgt hatte, nahm Andreas Burns Abschied von den Seinigen. Viele Thränen zwar wurden dabei vergossen, aber man tröstete sich, daß seine Wiederkehr sie alle trocknen würde. Nachdem er sein Weib und Agathen umarmt, drückte er Helenen herzlich die Hand und schüttelte sie den drei Capitainen und allen Dienern, die sich im Hofe um sein Pferd drängten. Muthig scharrte der Schimmel den Boden und schien froh zu sein, als sein Herr endlich in den Sattel stieg und ihn in's Freie hinaus lenkte.

Alle liefen hinter ihm her und schauten und winkten mit Tüchern so lange, als sie ihn mit den Augen erreichen konnten. Endlich war er hinter einer Biegung des Weges verschwunden und nun erst kehrten die

Zurückbleibenden schweigend und stille Gebete zu Gott emporsendend in das Haus zurück, in welchem eine ungewöhnliche Ruhe zu herrschen pflegte, wenn der rastlose Gebieter fern war.

Begleiten wir aber den einsamen Reiter auf seinem langen und bedeutungsschweren Wege, denn auch wir wollen Zeuge sein von einem so seltsamen, wunderbaren und verhängnißvollen Kampfe, wie ihn die Weltgeschichte noch auf keinem Meere der Erde bis dahin hatte entrollen sehen.

Von Apenrade ritt Andreas unangefochten auf der Landstraße, die nach Flensburg führt, nach Süden, denn nur Schleswig-Holsteiner standen in dieser Gegend und belebten mit ihren Märschen, durch fröhliche Gesänge sich zum bevorstehenden Kampfe ermuthigend, den mitunter sehr langweiligen Weg. Friedrich, nach dem er mehrmals forschte, hatte er nicht das Glück zu treffen, denn das Regiment, zu dem derselbe gehörte, war schon seitwärts gerückt und erwartete die Dänen im Sundewitt, wo der erste Schlag zufällig an diesem Tage geschehen sollte. Die Kanonen von Eckensund her aber hörte er aus der Ferne brummen; daselbst griffen die Dänen mit Dampfern und Kanonenbooten die Schleswig-Holsteiner an, setzten viele Truppen an's Land und glaubten schon an einen

Sieg, da die Deutschen, wohlweislich die Schiffskugeln vermeidend, langsam bis Gravenstein zurückwichen, wohin ihnen zu folgen indessen die Dänen zögerten. In Flensburg traf er Nachmittags gegen vier Uhr ein, ohne sein Pferd im Mindesten angestrengt zu haben, denn er wollte seine Kräfte nicht unnütz opfern. Nach kurzer Rast brach er von Flensburg gegen sechs Uhr wieder auf, wählte aber diesmal nicht die Landstraße nach Schleswig, sondern durchschnitt in rascherem Trabe quer das Angeler Land, indem er den kürzeren und bequemeren Weg über Solt, Hastrup und Scholderup wählte, um sich bei Missunde mit der Fähre über die Schley setzen zu lassen, wo er die Nacht bei einem Freunde blieb, deren er nirgends in diesen gastfreien Landstrichen entbehrte.

Von Missunde bis Eckernförde hatte er nur noch einen kurzen Weg, und diesen legte er am 4. April in einer Stunde zurück, wo er denn endlich das vielbesprochene Städtchen vor sich liegen sah, aber seinen Hafen noch frei von allen Schiffen fand, was man ihm schon in Missunde verkündet hatte, denn erst am Nachmittage dieses Tages segelte die stolze Danebrogsflotte heran. In Eckernförde selbst wohnten mehrere seiner Freunde und er war unschlüssig, bei welchem er einkehren sollte, da er von Allen wußte, daß sie

ihn mit offenen Armen empfangen würden. Bei dem wackeren Bürgermeister, den er besonders schätzte, wollte er nicht einsprechen, denn die Behörden bekamen ohne Zweifel in den nächsten Tagen viel zu thun, und darum wollte er nicht störend dazwischen treten. So entschloß er sich denn endlich, bei einem jüngeren Bruder des alten Wundarztes einzukehren, der in Apenrade wohnte und dessen wir bei Friedrich's Verwundung früher Erwähnung gethan haben. Es war ein alter Seekamerad des Capitains und ihm also seit langen Jahren befreundet, ein biederer, ächt deutscher, warmblütiger Mann, der eben so viel Muth und vaterländische Gesinnung wie Andreas besaß. Von diesem auf das Herzlichste empfangen, ruhte er sich kurze Zeit von seinem langen Ritte aus, theilte ihm sein Vorhaben mit und vernahm die Billigung des Freundes, der mit ihm den Kampf, wenn er wirklich bevorstände, aus nächster Nähe beschauen wollte, ihm auch die Oertlichkeiten um Eckernförde, und wie sie die Deutschen bis zu diesem Augenblicke benutzt, bald darauf zeigte.

Um dem Leser, der diese Oertlichkeit nicht mit eigenen Augen gesehen, ein deutliches Bild von den einzelnen Abtheilungen des bevorstehenden Kampfes zu geben, ist es nöthig, daß wir ihm dieselbe, so wie

die Vertheidigungsanstalten der Schleswig-Holsteiner, etwas genauer beschreiben.

Das massiv gebaute und 4000 Einwohner zählende Städtchen Eckernförde liegt an der innersten nördlichen Ecke des gleichnamigen Meerbusens, ist von Kiel, Schleswig und Rendsburg ziemlich gleich weit, etwa drei Meilen, entfernt und mit beiden ersteren durch eine schöne Chaussee, mit letzterem durch einen leidlichen Sandweg verbunden, auf denen von Strecke zu Strecke tragbare Telegraphen in einigen Richtungen aufgestellt waren. Die kleinen, ziemlich wohnlichen Häuser stehen nicht weit vom Strande entfernt auf einer Landzunge, welche den Meerbusen von einem Binnensee, dem Windebyer Noer, trennt. Eine tiefe Wasserverbindung zwischen beiden bildet den eigentlichen Stadthafen, über den eine Brücke nach dem nördlichen Strande des Meerbusens führt, an welchem zunächst an der Stadt das als Seebad bekannte Dorf Borby liegt. Der Meerbusen selber, an seiner Mündung zwei Meilen breit, verengt sich trichterförmig gegen die Stadt hin bis zu einer Breite von einer Viertelmeile, ist außerordentlich tief und gewährt den schwersten Schiffen ein sicheres Fahrwasser. Die Ufer, die sich von der Stadt aus nach dem Meere erstrecken, sind am Strande dünenartig verflacht, mit weichem

Kiessande bedeckt, und erst hinter den von den drei vorhergenannten Städten herlaufenden Straßen erheben sie sich zu ziemlich bedeutenden Hügelrücken, die im Süden, nach dem Meere hin, schön bewaldet, im Norden, vorn am Strande ziemlich kahl sind, auf den weiter zurückliegenden Anhöhen aber ebenfalls reichen Baumwuchs zeigen.

Zur Vertheidigung des Hafens nun waren zwei Batterieen angelegt, deren Erdarbeiten größtentheils noch aus dem ersten Feldzuge herrührten. Betrachten wir zuerst die sogenannte Nordbatterie. Diese lag etwa zwanzig Minuten von der Stadt entfernt auf einer in den Meerbusen auslaufenden Landzunge des nördlichen Ufers und beherrschte den Eingang des Hafens, war also einem feindlichen Angriffe zunächst ausgesetzt. Hinter ihr hob sich das Ufer allmälig empor und zeigte den reich bewaldeten Louisenberg, von dessen Höhe aus man in das Innere der Schanze hineinsehen konnte. Sie war aus dem Meeressande erbaut, der mit Geröllsteinen und Kieseln vermischt war, die Böschungen mit Rasen belegt, eben so die Brustwehrkronen, damit der Wind der bedienenden Mannschaft nicht den feinen Sand in die Augen wehe. Die Feuerlinie lag sieben Fuß über dem Geschützstande und alle Geschütze feuerten über Bank.

Der innere Raum der Schanze lag zwei Fuß tiefer als der Geschützstand, war also durch neun Fuß Brustwehrhöhe gedeckt. Bei mittlerem Wasserstande lag die Feuerlinie zwölf bis vierzehn Fuß über dem Meeresspiegel. Die obere Brustwehrdicke betrug siebzehn Fuß, die innere Böschung war fünf Fuß hoch und mit dicken Eichenbohlen und Rasen bekleidet.

In der Kehle war die Batterie mit Pallisaden geschlossen. Das Blockhaus inmitten derselben lag halb innerhalb, halb außerhalb der Batterie, war mit Schießscharten versehen und durch ungeheure Balken, Faschinen und Erde granatenfest gedeckt. In den Kehlpallisaden, welche senkrechte Schießscharten hatten, befand sich ein Flügelthor, der einzige Ein- und Ausgang der Batterie. Die Munition der Kanonen ward in einem Magazine nahe am Thore der Kehle aufbewahrt. Innerhalb der Batterie befand sich ein aus Backsteinen erbauter Ofen mit eisernem Roste zum Glühen der Kugeln. Daneben war ein Brunnen gegraben. In der Mitte des kleinen Raumes war ein Bretterhäuschen für den Commandeur aufgeschlagen.

Rings um die Batterie lief ein breiter und tiefer Graben, der das Material zum Baue derselben geliefert hatte und ziemlich mit Grundwasser gefüllt war. Ihre Gestalt war fünfeckig; die breiteste Seite nahm

die Kehle ein. Von ihrem linken Flügel aus zog sich eine starke Brustwehr bis zum Fuße des Louisenberges, die eine Art gedeckten Weges bildete. Bewaffnet war die Batterie mit sechs eisernen Geschützen, zwei 24=Pfündern, zwei 18=Pfündern und zwei 84pfündigen Bombenkanonen, die 55 Pfund schwere Kugeln schossen. Die vier ersten waren mit ihren Mündungen dem gegenüberliegenden Ufer, eine Bombenkanone in der Richtung nach der südlichen Hafenecke, die andere dem inneren Hafen zugewandt. Zu den Geschützen führten vom inneren Raume aus treppenartige Auftritte an der inneren Böschung hinauf. Die Besatzung bestand aus einem alten Feldwebel, zwei Unteroffizieren, vier Bombardieren und 46 Kanonieren, mit Ausnahme des Feldwebels und eines Kanoniers sämmtlich Rekruten, die den Feind zum ersten Male in ihrem Leben sehen sollten. Alle Leute aber waren ruhig, ja kaltblütig, und von athletischer Kraft, wie sie nur der Norden Deutschlands hervorbringt. Alle waren nüchtern, von vortrefflichem Humor und äußerst willig und anstellig. Der Commandeur war der Hauptmann Jungmann, ein ehemaliger preußischer Offizier, der erst vor wenigen Wochen aus dem Oriente zurückgekehrt war, wo er die Armee des Sultans im Artilleriewesen unterwiesen und schöne Erfahrungen gesammelt

hatte, die er nun als freiwilliger Streiter im gegenwärtigen Kriege verwerthen wollte, ein kühner, umsichtiger, entschlossener Mann, den der Ruhm herbeigerufen zu haben schien, um seine Schläfe mit dem Lorbeerkranze zu schmücken. Er war zugleich Obercommandant beider Batterieen, hatte aber seinen Standplatz in der Nordbatterie.

Die Südbatterie, südlich und kaum fünf Minuten von der Stadt entfernt, unmittelbar am Strande gelegen, zeigte im Rücken einen hohen Uferrand, an dessen Fuße die Kielerstraße vorbeilief. Auch sie konnte von den hinter ihr liegenden Höhen eingesehen werden. Das Material, aus dem sie erbaut, war dem der Nordbatterie gleich. Auch ihre Feuerlinie lag etwa zwölf Fuß über dem Meeresspiegel. Sie war viereckig gebaut; ihre zwei Pulvermagazine lagen in ihrer linken Flanke und ragten mit ihrer Decke vier Fuß über die Brustwehrkrone hinaus. In den Flügelecken ihrer Kehlpallisaden befand sich rechts und links je ein Flügelthor. Auch hier war ein Ofen zum Glühen der Kugeln erbaut, aber anstatt des Brunnens war sie mit gefüllten hölzernen Wassertonnen versehen. Das Bretterhäuschen für den Commandeur fehlte auch hier nicht, eben so wenig der rings herumlaufende Graben. In ihrem Rücken befand

sich eine Redoute mit Blockhaus und Geschützbänken. Diese Redoute war nur mit Infanterie besetzt. Die Geschützfeuerlinie der Südbatterie war länger als die der Nordbatterie. Armirt war sie allein mit vier 18-Pfündern, welche den Meerbusen der Länge nach bestrichen. Im Uebrigen war ihre innere Einrichtung der der Nordbatterie gleich. Ihre Besatzung bestand aus zwei Unteroffizieren, v. Preußer und Stinde, zwei Bombardieren und 33 Kanonieren, die ebenfalls sämmtlich Rekruten waren. Ihr spezieller Commandeur war der Unteroffizier Theodor von Preußer, ein freiwilliger Streiter, Sohn eines Majors in der schleswig-holsteinischen Armee, aus Rendsburg gebürtig. Eigentlich war er Oekonom, obgleich er zum Artilleriedienste in der königlichen Cadettenschule zu Kopenhagen erzogen war. Er zählte erst 24 Jahre, war ein Mann von außerordentlicher Energie und zugleich dem bescheidensten Wesen. Er war vom Schicksale bestimmt, der eigentliche Held des Tages zu werden, aber — doch greifen wir unserer Erzählung nicht vor.

Das waren alle Vertheidigungswerke im Eckernförder Hafen. Fürwahr! eine kleine, beinahe winzige Macht gegen die ungeheuren Angriffsmittel der Dänen, die wir nachher kennen lernen werden. Außer dieser Besatzung beider Batterieen, auf denen die drei-

farbige deutsche Flagge unverzagt im frischen Winde flatterte, stand das 3. schleswig-holsteinische Reservebataillon unter Commando des Hauptmann Irminger in Eckernförde. Am 2. April aber ward noch eine Reservebrigade und eine Nassauer leichte Feldbatterie von sechs Geschützen unter den Befehlen des regierenden Herzogs von Sachsen-Coburg-Gotha in die Umgend der Stadt cantonnirt, eine Truppenmacht, die nicht in's Treffen kam, da den Dänen die beabsichtigte Landung verwehrt wurde.

Als Capitain Burns diese Vertheidigungsmittel am Morgen des 4. April genau besichtigt hatte, schüttelte er wehmüthig den Kopf.

„Das sind schwache Anstalten," sagte er zu seinem Freunde, „um Linienschiffe aufzuhalten, und ich würde fast verzagen, wenn nicht Gott selbst unseren braven Truppen zwei große Beistände zugesagt hätte."

„Und was sind das für Beistände, die ich nicht sehe?" fragte der Freund sorgenvoll.

„Das ist erstens der ungebrochene Muth in der Brust jener wackeren Krieger, wie ich mich mit eigenen Augen überzeugt habe, ein Muth, auf den ich stark baue und der sich weder vor Menschen noch vor ihren Zerstörungswerkzeugen fürchtet. Sodann aber, und ich wundere mich, daß Du ihn nicht siehst, ist

es jener sausende Ostwind, der vom Meere in den Busen hinein fegt und das Unternehmen der Dänen bedenklich machen zu wollen scheint. Bei diesem Winde werden sie nicht so tollkühn sein, die Batterieen anzugreifen, denn im Falle sie beschädigt würden, könnte ihnen der Rückzug dadurch abgeschnitten werden."

„Oho! Dafür werden sie Dampfer mitbringen, um ihre großen Schiffe aus dem Gefechte zu schleppen, wenn Gefahr da ist — verlaß Dich darauf!"

Andreas nickte mit dem Kopfe und zuckte die Achseln. „Ja," sagte er traurig, „wenn das ist, haben sie doppelte Uebermacht. Sie sind unwiderstehlich im Angriff und unbesorgt um ihren Rückzug. O, welche trübe Aussichten, welche schwache Hoffnungen! Doch, verzagen wir nicht — vielleicht hilft Gott!"

---

In dem kleinen Städtchen selbst befand sich Alles in einer leicht erklärlichen Unruhe, der eine eigenthümliche Neugierde beigemischt war, welche von den vielen Vermuthungen wahr werden, ob die Dänen kommen, ob sie angreifen, ob sie landen und, was die Hauptsache war, ob sie die Batterieen, von denen man Großes erwartete, zum Schweigen bringen, also

siegen würden. Für letzteren Fall hatten mehrere vorsorgliche Leute schon verschiedene Vorkehrungen getroffen, wenigstens wollte man die Kranken retten und mancherlei Besitzthümer in Sicherheit bringen. Zaghaftere hatten ihre Sachen gepackt, um zu rechter Zeit die Stadt verlassen zu können. Auf ein ruhiges Osterfest, welches unmittelbar vor der Thür stand, konnte Niemand mehr rechnen, zumal man sich sehr lebhaft erinnerte, daß auch am vorjährigen Ostersonntage die Schlacht bei Schleswig geschlagen war, und ein gewisser Aberglaube auch die kriegerischen Ereignisse dieses Jahres damit in Verbindung setzte. Niedergeschlagen und hoffnungslos waren gewiß nur sehr Wenige; ernst, sorgenvoll und bedächtig dagegen Alle; zuversichtlich und freudestrahlend Viele, denen namentlich die in der Nähe lagernden Truppen Muth einflößten, obgleich diese bei dem bevorstehenden Bombardement gerade am wenigsten leisten konnten. Auch die Anwesenheit des Herzogs von Sachsen-Coburg, der auf einem Gute am Wege nach Kiel, Gottorf, sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, beruhigte Manchen, denn wenn ein regierender Fürst das Schicksal der Stadt in Person theilen wollte, konnte es nach ihrer Meinung doch nicht so gar arg hergehen. Alles das und noch vieles Andere wurde lebhaft in den

Straßen, in den Wirthshäusern, am Strande und in der Nähe der Batterieen besprochen, um die sich viele Neugierige versammelt hatten, wenngleich kein Mensch bestimmt wußte, ob und wann die Dänen erscheinen würden, denn nur das allgemeine Gerücht hatte bisher ihre Annäherung vorausgesagt.

So verstrich den Bewohnern der Stadt, obwohl sie innerlich tief bewegt waren, der Nachmittag ohne alle äußere Störung; nichts geschah, was von Bedeutung gewesen wäre. Andreas, vom Ritte des vorigen, vom vielen Laufen dieses Tages und von seiner inneren Aufregung, die er mit Gewalt bezwingen wollte, ermüdet, saß im Hause seines Freundes, welches eins der nächsten am Christians-Pflegehause war, aus dem man die Invaliden und Kinder fortschaffen wollte, wenn die Schiffe sich zeigten, da es dicht am Strande in der Nähe der Südbatterie, also den feindlichen Kugeln zumeist ausgesetzt lag. Es war Nachmittags fünf Uhr geworden; die Freunde saßen bei einem Glase Wein am Fenster, welches nach der See hinaus führte, und hatten ihre Ferngläser bei der Hand, durch die sie von Zeit zu Zeit nach dem Meere blickten. Aber nichts zeigte sich, so sehr auch ihre Ungeduld den heißen Augenblick ersehnte, um der lästigen Spannung, dieser aufreibenden Qual, über-

hoben zu sein. Da wirbelte plötzlich von der Nordbatterie, die man bequem mit den Augen erreichen konnte, eine kleine Rauchsäule auf und gleich darauf donnerte ein blinder Alarmschuß über das hochauf fluthende Meer. Alles sprang hinaus an den Strand, die Ursache davon zu ergründen, und bald hörte und sah man, daß eine halbe Meile außerhalb des Hafens, nahe dem südlichen Ufer, ein großes feindliches Schiff sich zeigte, dem nach und nach mehrere folgten, die alle unter vollen Segeln heranwogten und um welche herum, wie jagende Falken, mächtige Dampfer schwärmten, als wollten sie mit ihren raschen Schwingen das Lager umkreisen, in dem der König der Meere diese Nacht ruhen sollte.

Schnell ließ der Freund unseres Capitains sein kleines Gig in Bereitschaft setzen, und kaum zehn Minuten später rollten sie, von einem munteren Pony gezogen, auf dem Wege, der nach Kiel führt, nach Altenhof, dem siegreichen Kampfplatze der Freischaaren im vorigen Jahre, hinter dessen Gehöfte sie ausstiegen und über die Sandhügel dem Strande zuschritten, um das Meer und seine neuen Bewohner aus der Nähe zu betrachten.

Da hatten sie denn in der That ein großes, und wenngleich erwartetes, doch immer Erstaunen erregen-

des Schauspiel dicht vor Augen. Das ganze dänische Geschwader, welches das Gerücht im Anzuge erklärt, hatte sich in angemessener Entfernung vom Strande versammelt und in gehörigen Zwischenräumen dem Dorfe Aschau gegenüber, Anker geworfen. Da lag der Riese der dänischen Marine, der schöne Christian der Achte, in seinem ganzen vollendeten Prachtbau, erst in den Jahren 1840—45 mit großer Eleganz gebaut, strotzend von seinen 84 schweren Kanonen und 800 Mann Besatzung; sodann die leichtfüßige schwarze Gefion, der beste Segler der dänischen Marine, die erst 1846 ihre erste Fahrt vollbracht hatte. Ihr weiter Bauch schloß 48 schwere Kanonen und 500 Mann Besatzung in sich ein. Ihnen zunächst schaukelten sich die beiden großen Dampfer, der Hekla und der Geiser, mit je zehn 60=pfündigen Bombenkanonen ausgerüstet, jener dem Linienschiffe, dieser der Fregatte als Hülfsmacht beigesellt; sodann drei große Transportschiffe mit zum Landen bestimmten Mannschaften gefüllt, und endlich ganz im Hintergrunde ein unstät flankirender Avisodampfer, der Adjutantendienste versah, im Ganzen also acht Segel, alle voll feuerspeiender Schlünde und todbringender Geschosse, und von Männern geführt, von denen man erwarten konnte, daß sie dem Tode kühn in's Auge

schauen würden, denn den Christian befehligte der Commandeur-Capitain Paludan, ein altersgrauer, aber erfahrener zäher Seemann, und die Gefion der Capitain Meyer, ein feuriger, handfester Draufgänger, der stolz auf sein schönes Schiff war und sich der Ehre werth zeigen wollte, dasselbe zu befehligen.

Alle Erwartungen, die man gehegt, waren also pünktlich und wirklich eingetroffen; die feindlichen Schiffe waren da und der Kampf konnte nicht ausbleiben, wenn Gott nicht durch seinen zornig daher brausenden Wind Einhalt gebot. Jetzt galt es, den Kopf oben und die Augen offen zu halten, die Sorge aus der beklommenen Brust zu verbannen und den männlichen Muth allein zu bewahren, um dem nicht mehr entrinnbaren Geschicke kühn die Stirn zu bieten.

Keiner von Allen aber, welche die auf dem Meere schwebenden Schiffe mit funkelnden Augen musterten, mochte wohl von solchen Gefühlen hin- und hergerissen werden, wie Andreas Burns, als er die anscheinend schlummernden Riesen vor sich liegen sah. Schnell und fast springend flog sein scharfer Blick von einem schwarzen Rumpfe zum anderen, nur auf einem haftete er länger, durchdringender, und das war der dunkle Koloß, an dessen hochragendem Bord er seinen Erik wußte. Von Mast zu Mast, von

Tauwerk zu Tauwerk spähte sein forschender Blick, auf jeder Spiere weilte sein Auge, in jede Fuge drang sein Herz, denn an irgend einer Stelle dieser wogenden Festung mußte ja sein Sohn seine Pflicht erfüllen. Welche Gedanken in diesem Augenblicke durch sein im Stillen arbeitendes Gehirn, welche Empfindungen durch sein hochklopfendes Herz fuhren, wer möchte es wissen oder gar beschreiben? Daß aber ein wilder Schmerz — um so schneidender, weil er ohne Aeußerung getragen werden mußte — seine Nerven erbeben machte, eine großartige Besorgniß für irgend ein Leid, welches ihm begegnen würde, sein ganzes Gebein erschütterte, das verrieth sein bleiches, marmorkaltes Antlitz und sein düster und unendlich traurig blickendes Auge. Alles, was er jetzt von der äußeren Natur, welche ihn umgab, in seine Sinne fassen konnte, das erfaßte er mit blitzschnellem Geiste; Für und Wider wog er gegen einander ab, und wenn ihn das Eine bangen ließ, so glaubte er in dem Andern wieder eine Hoffnung zu finden — welches Bangen, welche Hoffnung — für sein Vaterland, für seinen Sohn? — das ist unmöglich auseinander zu setzen, denn Beides war in ein einziges dumpfes Gefühl namenloser Beklemmung verflochten, wie er nie in seinem Leben ein ähnliches empfunden hatte.

Aber welche Erscheinungen in der äußeren Natur waren es, die auf die Ereignisse des kommenden Tages von so großem Einflusse sein konnten? — Schauen auch wir uns den Himmel, die Luft und das Meer an, und ein einziger Blick, wenn wir auch keine Seemänner sind, wird uns belehren, welche wichtige Rolle in dem bevorstehenden Kampfe die Natur selber zu spielen gesonnen schien.

In heiterer Bläue strahlte der abendliche Himmel über Erde und Meer, und nur im Westen von Eckernförde schwoll ein riesiges Wolkenbett auf, in welches so eben die Sonne gesunken war. Rings um dieses Wolkenbett herum aber, den ganzen westlichen Horizont umfassend, wogte ein feuriger Glanz am Himmel, der so hell und mächtig war, daß er mit seinem Widerscheine die taumelnden Wellenberge rosig übermalte, die sich von Osten stürmisch daher und übereinanderwälzten. Denn der schneidende Ostwind, der den ganzen Tag geweht, jagte auch jetzt noch brausend über die weite Fläche, fuhr mit seiner erkältenden Schärfe durch Mark und Bein alles Lebendigen und wühlte von Grund aus das Meer auf, so daß es mit wuthschnaubendem Toben an die Ufer emporbrodelte und seine salzigen Schaumkronen bis hoch auf den Strand schleuderte, wo seine feinsten

Atome wie ein feiner Staubregen mit den Atomen der Luft durcheinander wirbelten.

Dieser Wind, diese Wellen waren es, auf die der erfahrene Seemann hauptsächlich sein Augenmerk gerichtet hatte und welche in der That geeignet waren, jene widerstreitenden Empfindungen in seiner Seele hervorzurufen, die wir oben anzudeuten versuchten.

„Sprich, Burns, alter Kamerad," sagte der Freund endlich, der den qualvollen Zustand seines Gefährten wohl bemerkte, da er ihn schon den ganzen Tag beobachtet hatte, „sprich, und befreie Deine Seele von den Befürchtungen, die auf ihr lasten. Glaubst Du, daß die schlauen Dänen bei diesem Winde herankommen und unsere Batterieen angreifen werden?"

Andreas hörte die Worte wohl, aber er begriff sie nur langsam, denn er dachte so eben an Gertrud und an das, was sie sagen würde, wenn sie hier wäre. Einen Blick nach dem Himmel, und den zweiten auf die schäumenden Wellen werfend, sagte er endlich mit fest auf einander gebissenen Zähnen: „Sie werden nicht so dumm sein, das zu unternehmen. Aber sie haben ja Dampfer, sagst Du, und da sind sie ja wirklich vor uns. Ich bin darin aber anderer Meinung als Du. Diese sonst große Hülfe verringert hier ihre Gefahr kaum, wenn sie den Angriff bei die-

ser steifen Kühlte beginnen. Denn ein Dampfer ist auch verwundbar und als Kranker noch weniger werth, als ein Segelschiff. Und das weiß der Jungmann da drüben, den wir heute Morgen gesprochen haben, so gut wie wir. Er scheint mir der Mann zu sein, festzuhalten, wenn er angebissen hat, und die Dampfer, seine schlimmsten Feinde, wird er zunächst vor's Messer nehmen. Meiner Meinung nach bleibt den Dänen nur Eins übrig."

„Und was ist das?"

„Ihre Boote herabzulassen, sie vollkommen zu bemannen und die Batterieen von der Kehle anzugreifen, eine nach der anderen. Wenn ich Paludan wäre, ich thäte es in der Nacht — drauf und dran! sagte ich, wir müssen sie haben, nur so ist der Sieg möglich — wohlverstanden, wenn der Ostwind so fortbläst."

„Hm, hm!" sagte der Freund und lächelte, „Du bist noch immer der Alte — Gott steh mir bei, mich mit Dir herumzuhauen! Nicht wahr, den Säbel zwischen den Zähnen und die Pistolen in beiden Fäusten — hurrah! — Freilich, freilich, wenn sie das thun, oder thäten — denn das thut kein Däne — dann zitterte ich für das arme Eckernförde."

Und wieder schwiegen die beiden Männer und

fuhren fort, den Horizont, das Meer und die Schiffe zu betrachten, die allmälig in einer anderen Beleuchtung wie magische Luftbilder vor ihren erstaunten Augen hin und her zu gleiten schienen. Denn während ihres eifrigen Gesprächs hatte sich ein zweites Schauspiel entwickelt, das an Pracht, Großartigkeit und geheimnißvollem Schauer das vorhergegangene bei Weitem überbot.

Die Sonne hatte mit ihren letzten rosigen Strahlen das im abendlichen Dunkel ruhende Eckernförde und seine ganze Umgebung schon lange verlassen, dafür aber war der beinahe volle Mond über das Land heraufgestiegen und übergoß mit seinem perlreinen Lichte den sternenklaren Himmel und die Spitze des Meerbusens. Allmälig stieg er höher herauf und trotz Wellen und Wind segelte er gerade dem Drange der Elemente entgegen und thronte bald siegreich über den Schiffen, die unter ihm in auf- und abfluthender Bewegung wie elfenartige Erscheinungen der Nacht tanzten. Ihre dunkelen Rümpfe wurden alle sichtbar, ihre zarteren Linien, das feine Fadennetz ihres Tauwerks, ihre weithin flatternden Wimpel traten klarer hervor, und die zu kurzen Festons aufgereeften Segel schienen silberne Nester zu sein, in denen sich der brausende Wind gern festgesetzt, wenn er

nicht, von dem ihm zunächst folgenden Luftzuge weiter getrieben, fortgemußt hätte, ohne mit seiner dämonischen Gewalt die elementarische Grundkraft zu überwinden, an welche die dräuenden Seeriesen mit festen Ketten geschmiedet waren.

Das schönste Schauspiel aber bot in diesem Augenblicke das Meer in seinem wunderbaren Glanze und seiner auf- und abwälzenden Wellenbewegung dar. Denn da das Licht von Westen kam, also die andringenden Wogenberge von vorn beleuchtete, die von Osten her aus dem Meere heranstürzten, so sah das Meer selbst wie ein großmächtiger Wasserfall aus, der vom Himmel zur Erde herniederrollte, als wolle er das feste Land vor sich umstürzen und verschlingen. Wie eine hochaufgethürmte Mauer, die von rollenden Rädern getragen wird und sich immer näher und näher wälzt, deren Kämme und Kronen aber von dem glitzernden Mondlichte vergoldet sind, weit hin nach allen Seiten leuchten und alle Lichtkörper des Himmelsgewölbes widerstrahlen, so wälzte sich in dieser Nacht das gewaltige Meer heran, welches der kalte Ostwind zu durchwühlen fortfuhr, als hätte er noch nicht genug die fluthende Welle geküßt und müßte noch aus tieferer Tiefe die Geheimnisse seines Schooßes austrinken.

Aber bei all dem Schönen und Wunderbaren, was dieses Schauspiel dem staunenden Menschenauge bot, fing doch der nächtliche Wind etwas zu kalt zu wehen und die Gebeine der so lange am Strande unbeweglich stehenden Männer zu durchschauern an. Der Seemann aus Eckernförde glaubte lange genug das Meer, den Himmel und die Schiffe betrachtet zu haben, und seine wachsende Ungeduld machte sich durch verschiedene Anzeichen dem Freunde bemerkbar. Aber dieser hörte und sah ihn nicht; sein Nachtrohr fest an das Auge gedrückt, schaute er noch immer das schwer wogende Linienschiff an und wandte bisweilen sein Ohr in die Richtung, wo es lag, als wollte er die geheimnißvollen Töne belauschen, die sich von Zeit zu Zeit an seinem Borde vernehmen ließen.

„Hast Du noch nicht genug gesehen?" fragte endlich der nachsichtige Freund. „Komm, laß uns nach Hause fahren; mich friert wie einen Knaben, der zum ersten Male die Wache auf dem Vormars hat, und Dein dünner Regenrock hält auch nicht den scharfen Zug dieser Nachtkühlte ab."

„Was willst Du?" fragte Andreas barsch. „Horch! Hörst Du nichts? War das nicht Trommelwirbel vom Schiffe her? Da — jetzt schrillt der Ton der Hochbootsmannspfeife über die Wellen. Er ruft

die Mannschaft zusammen und heißt sie zu Bette gehen."

„Das wollen wir auch, Kamerad, komm, folge mir."

„So geh Du, wenn Du willst. Mich friert nicht. Ich werde die Nacht hierbleiben, damit ich am Morgen der Erste bin, der ihre Kugeln pfeifen hört."

„Ich glaube, Du wärest dazu im Stande, Du alter Eisenmensch, denn Du fühlst nicht wie Andere weder Regen noch Wind, wenn Deine Seele im Kampfe ist. Aber was willst Du hier, Andreas? Hier siehst Du nichts. Ich denke, wir gehen nach der Stadt und schlafen ein paar Stunden, dann; mit Tagesanbruch, fahren wir nach Borby und verkriechen uns in irgend einen Winkel in der Nähe der Nordschanze, um den Kampf aus der Nähe zu betrachten, denn dahinüber zieht er sich. So dachte ich es mir und Du wirst mir beistimmen, wenn Du Dir es überlegst."

Andreas besann sich nicht lange, denn er sah die Wahrheit des Gesagten ein. „Du hast Recht," sagte er, „warum sollte ich uns die Nacht rauben, helfen kann ich nicht. Diese Nacht wollen wir noch zu schlafen versuchen; wer weiß, ob uns die folgende nicht von selbst den Schlummer rauben wird. So komm, ich folge Dir, Dein Rath war gut." Und sein Rohr

zusammenschiebend und noch einen langen Blick auf Meer und Schiffe werfend, stieß er einen lauten Seufzer aus, worauf er mit dem Freunde nach dem Hause bei Altenhof zurückkehrte, wo sie ihr Fuhrwerk gelassen hatten. Dieses bestiegen sie sogleich und fuhren so rasch wie möglich nach der Stadt zurück.

# Drittes Kapitel.

## Das Gefecht mit der Nordbatterie.

Selten, oder wohl nie, war eine unruhigere Nacht auf Eckernförde herabgesunken, als die vor dem grünen Donnerstage, dem 5. April 1849. Nur wenige Menschen schlossen die Augen, viele blieben angekleidet auf ihren Betten liegen, da man jeden Augenblick einen Angriff erwartete, und nur die Kinder erfreuten sich eines vollkommen erquickenden Schlafes. Tausendfältige Phantasiegebilde drängten sich den besorgten Gemüthern auf und fast Alle hörten in dem traumreichen Halbschlummer, der sie umgaukelte, den Kanonendonner des kommenden Tages schon im Voraus, sahen ihre Häuser in Trümmer stürzen und ihr Hab und Gut in Flammen aufgehen. Aber unaufhaltsam rückte die Nacht in ihrem gewöhnlichen Laufe fort,

der Feind unternahm keinen Angriff — und der Morgen des verhängnißvollen Gründonnerstags dämmerte endlich langsam im Osten herauf.

Schon lange vor vier Uhr war Andreas seinem Lager entstiegen und auch sein Freund hatte nun keine Ruhe mehr. Rasch ordnete dieser Alles im Hause an, nahm sein Geld zu sich, ließ sein Vieh nach Westen treiben, löschte alle Feuer im Hause aus und, nachdem er mit Andreas gefrühstückt und sein Gig mit Lebensmitteln und anderen Dingen beladen, schloß er das Haus selbst zu und stieg mit seinem Gaste auf, um nach Vorby zu fahren. Und sie waren nicht die Einzigen, die in der Frühe des Morgens diesen Weg betraten. Viele trieb die Furcht, viele die Neugierde eben dahin, um den ersten Angriff des Feindes aus möglichster Nähe zu sehen. Rasch aber zog sie der Pony, dem zur Seite des Capitains Grauschimmel trabte, nach dem Dorfe. Hier ließen sie Wagen und Pferde zurück und machten sich nun zu Fuße auf, indem sie den Weg in der Richtung nach der Nordschanze längs der Bergkette einschlugen. Ungefähr 300 Schritte davor blieben sie auf einer Hügelspitze stehen, von wo aus sie in die Schanze hineinblicken konnten, machten daselbst einen tiefen Graben ausfindig, vor dem ein halbes Dutzend riesiger Buchen

wurzelte, und beschlossen, von hier aus dem Kampfe zuzuschauen, denn da die feindlichen Kugeln sich alle auf die Batterie concentriren würden, glaubten sie an diesem Orte keiner Gefahr ausgesetzt zu sein, was auch in der That der Fall war. Von diesem Graben aus hatten sie das ganze Schlachtfeld vor sich. Zu ihrer Linken, nur tiefer unter ihnen, lag die Nordbatterie; 7—8000 Schritte jenseit des Meerbusens, und noch mehr zur Linken, ankerte die feindliche Flotte. Zur Rechten, ebenfalls in der Tiefe, lag die Stadt, dahinter die Südbatterie mit ihrer lustig wehenden Flagge, und etwas höher hinauf die schon erwähnte Redoute, die sie zu erreichen hofften, wenn der Kampf sich nach der Stadt wenden sollte, da man von dort aus eben so die Südbatterie einblicken und alles Vorgehende beobachten konnte, wie von ihrem gegenwärtigen Standpunkte den vordersten Kampfplatz. Für jetzt aber waren sie mit ihrer Stellung vollkommen zufrieden, es fehlte ihnen nichts als die feste Ueberzeugung eines unbestrittenen Sieges. Und das war freilich etwas Viel.

Noch immer blies der Wind stark aus Osten, aber doch gelinder, als am Abende zuvor. Der Horizont und das Meer waren zwar noch von leichtem Nebelgewölke verschleiert, aber die Sonne, die man bald

erwartete, mußte es ja durchbrechen, und dann lag Alles, was zu sehen war, vor den Augen der Kämpfenden und Zuschauenden.

In der Nordbatterie selber war auch bereits Alles auf seinem Posten. Um vier Uhr wurde Hauptmann Jungmann*), der in festem Schlafe lag, von seinem Feldwebel Clairmont wach gerüttelt, der sich bei seinem Chef beklagte, daß er nicht habe schlafen können. Der Hauptmann ging nach dem Ofen, wo die 18pfündigen Kugeln glühend gemacht wurden und wo die Artilleristen sich wärmten und das Frühstück bereiteten, denn es war kalt und windig zugleich. Auf einen „Guten Morgen!", den ihnen der Befehlshaber bot, antworteten sie Alle fröhlich und frisch, und der Trompeter Hansen, der seinen Herrn als Ordonnanz, die Trompete auf dem Rücken und die Brieftasche auf der Brust, wie ein Schatten auf Schritt und Tritt begleitete, antwortete für seine Kameraden, daß sie sich freuten, bald wacker arbeiten zu müssen.

So graute auch ihnen der Gründonnerstag-Morgen. Die Artilleristen traten an ihre Geschütze. Es wurde ihnen der Befehl ertheilt, nur den Rollschuß anzu-

*) Siehe Eckernförde und der 5. April 1849. Von Eduard Jungmann. Hamburg 1852.

wenden und das Feuer eines Geschützes in dem Augenblicke abzugeben, wenn die Spitze eines heransegelnden Schiffes in die Schußlinie käme. Dann wurde scharf geladen.

Jetzt stieg der Commandeur mit festem Schritte die kleine Treppe hinauf, die auf die Brustwehrkrone führte, und betrachtete durch sein Fernrohr genau die eine halbe Meile jenseits vor Anker liegende Flotte. In dieser Stellung blieb der muthige Mann unverzagt, denn um seine junge Mannschaft anzufeuern, hatte er kühnlich beschlossen, im Falle eines Angriffs frei und frank auf der Brustwehr stehend die ersten Lagen des Feindes zu empfangen.

Doch wir müssen jetzt einen Blick auf die Flotte werfen, denn auch hier war Bewegung genug vorhanden, und aus zuverlässigen Mittheilungen*) wissen wir, was sich an Bord derselben begab.

---

*) Rapporte des Commandeurcapitain Paludan und des Capitain Meyer an das dänische Marine-Ministerium über das Gefecht bei Eckernförde. Von Rendsburg den 8. und 9. April datirt. — Da diese Rapporte dem Verfasser in einem aus dem Dänischen übersetzten Manuscripte vorgelegen haben, so können sich leicht einige kleine Irrthümer in Benennung einzelner Schiffsgegenstände eingeschlichen haben, die in demselben unübersetzt geblieben waren, weshalb er in diesem Falle den kundigeren Leser um Entschuldigung bittet. Die Ereignisse auf und um die Schiffe selbst aber sind Zug für Zug der Wahrheit gemäß geschildert.

Um die vom Eskadre-Commandeur Garde ihm gegebenen Befehle zu befolgen, hatte sich Commandeur Paludan mit den ihm untergeordneten Schiffen von Alsen aus an seinen Ankerplatz bei Aschau begeben, wie wir oben gesehen haben. Diese Befehle bestanden in dem Auftrage: in der Dämmerung in den Hafen von Eckernförde einzulaufen, den Feind zu beunruhigen, auf verschiedenen Orten eine Landung zu bewerkstelligen, die Strandbatterieen anzugreifen, sie wo möglich zu nehmen oder zu zerstören und sich zum Herrn von Eckernförde zu machen. Diesem Befehle gemäß war die Flotte in den Hafen eingelaufen; da aber der Wind zu stark aus Osten wehte, um noch denselben Abend die Aufgabe zu lösen, so sah sie sich genöthigt, die Nacht über vor Anker liegen zu bleiben und den nächsten Tag mit vielleicht günstigerem Winde zu erwarten. Gleich nachdem die Anker gefallen waren, begab sich Capitain Meyer von der Gefion an Bord des Linienschiffs und vernahm hier zuerst den Zweck seiner Anwesenheit vor Eckernförde, worauf er mit dem Befehle, Morgens vier Uhr wiederzukommen, zu seinem Schiffe zurückkehrte und Alles zur bevorstehenden Schlacht klar machte, namentlich aber seine beiden vordersten und hintersten Kanonen, zur größeren Concentrirung

des Feuers, in den Spiegel und die Bugpforten setzen sie.

Punkt vier Uhr am anderen Morgen erschien seine Schaluppe wieder neben dem Linienschiffe und mit ihm zugleich die Capitaine Aschlund und Wulff vom Hekla und Geiser, um sich am nächstfolgenden Kriegsrathe zu betheiligen. Nicht ganz ohne Widerspruch verständigte man sich dahin, die gegebenen Befehle so weit auszuführen, wie es in Anbetracht des heftigen Windes möglich wäre, und da derselbe um diese Zeit schwächer geworden war und hoffentlich noch mehr nachließ, so wurde der Kampf beschlossen und die Capitaine erhielten den Befehl, diejenigen Stellungen einzunehmen, welche wir sogleich vom Lande aus beobachten wollen, die aber durch den bald widriger werdenden Wind und die schnell aufeinander folgenden Unglücksfälle bedeutenden Abänderungen unterworfen wurden, so daß fast Nichts von Allem geschah, was nach der Verabredung geschehen sollte, vielmehr der Einsicht eines jeden Schiffsführers überlassen blieb, sich so gut wie möglich aus der Schlinge zu ziehen. Wie weit ihnen das nun gelang, soll die folgende wahrheitsgetreue Schilderung darzuthun versuchen.

Kaum waren die Capitaine wieder zu ihren Schiffen zurückgekehrt, wo sie, um ihren nachherigen Ma-

növern vorzuarbeiten, die Anker am Bug und Spiegel auf Back- und Steuerbord an ihren Kabeltauen beweglich aufhingen, so hißte Christian der Achte das Signal zum Lichten auf. Sobald dies geschehen, ging die Flotte unter Segel, dergestalt, daß ein Schiff im Kielwasser des andern folgte und auf diese Weise seine spätere Stellung einzunehmen begann. Aller Augen waren auf das vorangehende Linienschiff, den König des Tages, gerichtet und jeder Mann brannte vor Verlangen, an dem Ruhme Theil zu nehmen, den zu erringen ihm ohne Zweifel beschieden sein würde. Und nachdem die Mannschaften auf den verschiedenen Schiffen zur Ausdauer und Thätigkeit ermahnt waren, zeigten sich überall gleich reger Eifer und Lust, für's Vaterland zu kämpfen; vom ältesten Lieutnant bis zum kleinsten Jungen herab war Alles von der Hoffnung beseelt, den besten Erfolg zu erzielen.

Was aber die Mannschaft des Linienschiffes selbst betrifft, so erzählt man sich — verbürgt kann diese Nachricht nicht werden, obwohl sie dem Verfasser am Tage nach der Schlacht in Eckernförde von einem gefangenen Dänen als sicher berichtet wurde — so erzählt man sich, sage ich, daß vor der Abfahrt am Morgen sich zwei, an sich sehr unbedeutende, für den abergläubischen Seemann aber bedeutungsvolle Zufälle

an Bord Christian des Achten zutrugen. Als nämlich der Commandeur Paludan die Capitaine der anderen Schiffe zum Kriegsrathe um sich versammelt sah, wollte er ihnen die Depesche vorlesen, die ihm behufs des Unternehmens auf Eckernförde zugekommen war. Als er aber in die Tasche griff, um sie hervorzuholen, fand sie sich zu seinem höchsten Erstaunen nicht mehr vor. In allen Taschen darauf suchte sie der Commandeur; da er sie aber nicht bei sich zu haben schien, ging er in seine Privatkajüte zurück, um sie unter seinen Papieren zu suchen und ließ während dieser Zeit die kopfschüttelnden Capitaine allein. Aber auch hier war das wichtige Dokument nicht zu finden. Betroffen und einigermaßen verwirrt kehrte der Commandeur nach einiger Zeit in das Versammlungszimmer zurück, um seinen Capitainen den Inhalt der Depesche wenigstens mündlich mitzutheilen. Da aber habe er sie plötzlich zufällig in dem Unterfutter seines Rockes entdeckt, indem die Tasche, worin er sie aufbewahrt, schadhaft gewesen war und das Papier hatte hindurchgleiten lassen. Dieser Vorfall hätte die Capitaine sichtbar bedrückt und sie hätten von vornherein kein großes Vertrauen zu ihrem Unternehmen gehabt.

Einen bei Weitem größeren Eindruck aber, der die

ganze Mannschaft des Linienschiffes betraf, habe der zweite sonderbare Zufall hervorgerufen. Als nämlich der Flottenbefehlshaber im Augenblicke des Absegelns Ordre ertheilt, das Zeichen zum Anfange der Schlacht zu geben, das heißt, die Flagge aufzuziehen, habe sich der Flaggenoffizier vergriffen oder wenigstens zwei Flaggen statt einer emporgehißt, denn mit dem Danebrog sei zugleich die schwarze Trauerflagge in die Luft gestiegen, wäre aber, da der Fehlgriff sehr bald bemerkt worden, augenblicklich wieder herabgezogen. Dieser Vorfall habe selbst die wenigen alten Matrosen und Seesoldaten, die auf dem Schiffe gewesen, verdutzt gemacht; mißmuthig und schweigend seien alle an ihre Stelle gegangen und jeder habe eine bestimmte Vorahnung gehabt, der Danebrog werde am Abende des Tages der Trauerflagge Platz machen müssen.

Man verzeihe die Unterbrechung; da wir aber in Erzählung des Kampfes von Eckernförde so treu wie möglich sein möchten, so haben wir vorstehende Mittheilung nicht für überflüssig gehalten.

Und so segelte die stolze Flotte, sicher auf ihre ungeheure Uebermacht bauend, rasch und kühn heran. Voran unter Marssegeln das schwere Linienschiff, einen weiten Bogen nach dem Meere hin beschreibend, als

wollte es den Hafen verlassen, gleich darauf aber wieder in den Meerbusen umlegend, wodurch es näher an die Batterie herankam; hinter ihm in angemessener Entfernung die leicht schwebende Gefion, auch unter Marssegeln, daneben die Dampfer, schwarze Rauchwolken hinter sich lassend, womit sie die klare Morgenluft, welche die Sonne strahlend erleuchtete, verfinsterten. Hinter den Dampfern aber, der letzte Kämpe, segelte die Corvette Najade heran, die erst vor kurzer Zeit zur Flotte gestoßen war, während die Transportschiffe und ein kleinerer Dampfer sich außerhalb des Hafens hielten.

Es war ein prachtvoller Anblick, die fünf mächtigen Schiffe in streng geregeltem Laufe heranziehen zu sehen; Allen, die es sahen, klopfte hoch und voll das Herz. Die vor kurzem beim Ankerlichten stattgefundene Rührigkeit auf den großen Verdecken war geschwunden, Alles an Bord war still und hatte nur Augen und Sinn mordgierig auf's Land gerichtet. Der Hekla, als wolle er seine schnellere Triebkraft beweisen, kam dem Linienschiffe bald zur Seite, dann voran. Als er etwa 1000 Schritte von der Batterie entfernt war, ließ Hauptmann Jungmann den Befehl zum Feuern ertheilen. Der 24=Pfünder des linken Flügels eröffnete das Gefecht. Es war funfzehn Mi=

nuten vor sieben Uhr. Die Kugel schlug auf das Meer, spritzte die Wasser hoch empor und fuhr dann dem Dampfer, den sie sich zum Ziele genommen, in die Flanke.

Vom Feinde feuerte ebenfalls der vorderste Dampfer zuerst. Blitz, Rauchwolke, Knall und Kugel machten sich in demselben Augenblicke bemerkbar und letztere schlug zwei Fuß unter dem immer noch auf der Brustwehr stehenden Commandeur Jungmann ein.

„Ihr seht, Leute," sagte er, ruhig sich umdrehend, „es trifft nicht jede Kugel!"

Dem ersten Schusse folgten von beiden Seiten die anderen schnell; die Schiffe überschütteten lagenweise die kleine Batterie mit Geschossen jeder Art.

Unter solchen Umständen, sagt General von Rahden, hätte die ganze Batterie Fuß für Fuß müssen abgekämmt, die bloßstehenden Geschütze demontirt, die Mannschaften niedergeschossen werden. Von der immer als tüchtig genannten dänischen Marine durfte man Solches erwarten. Aber Nichts von diesem geschah. Tausende von Kugeln, Granaten und Kartätschen umsausten die braven Vertheidiger, durchwühlten die Brustwehr, zerschmetterten Pallisaden und Blockhaus in tausend kleine Stücke, aber die schleswig-holsteinischen Kanonen schossen ruhig weiter. Jeder ihrer

Schüsse traf. Man konnte es hören und sehen, wie das Holz krachte, die Splitter flogen, das Tauwerk zerriß, und der stolze Christian stöhnte beinahe laut bei jedem Schusse, der seinen Bug traf, seine Batterieen leer fegte und ganze Reihen seiner Kanoniere niederstreckte.

Vom Worte ihres Führers ermuntert, beeilten sich die deutschen Kanoniere, und trotz jenes Kugelregens, von fünf Breitseiten immer zugleich abgeschickt, blieben sie niemals die Antwort schuldig, zeigten sich immer ruhig, bedacht, sicher zielend.

Die fünf Schiffe umzingelten jetzt in weitem Bogen die Nordbatterie, im Centrum die Dampfer, auf dem rechten Flügel des Feindes die Corvette, auf dem linken die Gefion und zuletzt Christian; alle fünf blieben so unbeweglich wie möglich auf dem eingenommenen Standpunkte liegen und schienen denselben nicht eher verlassen zu wollen, als bis die Nordbatterie in Staub verwandelt wäre.

„Die Thoren!“ rief Andreas Freund von seinem Standpunkte aus, von wo er den ganzen Vorgang genau übersah. „Wie kann man so dumm sein! Sie feuern alle fünf mit ganzen Lagen auf einmal und bedenken nicht, daß sie der Batterie dadurch Zeit lassen, in der freien Zwischenzeit ihre Geschütze zu be-

dienen. Eins nach dem andern müßten sie feuern und keine Minute zum Laden lassen. O, o! Höre, wie die Kugeln der Unsrigen in ihren Eingeweiden wühlen!"

Die ersten Verwundungen in der Batterie fanden gleich in der ersten Stunde des Gefechts statt. Dem Trompeter Hansen riß eine Kugel die eine Wade weg und er brach zusammen. Gleich darauf wurde ein Kanonier von einem Granatenstücke niedergeschmettert. Die Mannschaften des Geschützes, zu dem der Verwundete gehörte, sprangen ihm zu Hülfe und vergaßen ihr Geschütz. Aber ein kleiner Jude, Elias mit Namen, brachte allein den langen Wischer mit Mühe in die Seele der Kanone, und da ihm die Arbeit zu schwer wurde, rief er: „Ihr verfluchten Kerls, helft mir doch, helft mir doch!" Die Geistesgegenwart dieses Menschen rief die Anderen augenblicklich zu ihrer Pflicht zurück.

Das erste Schiff, welches kampfunfähig seine Stelle verließ, war die Corvette, aber nicht eher, als bis sie einen 24-Pfünder in der Batterie lahm geschossen hatte. Dies Geschütz hatte einen so starken Rückschlag, daß sein Bettungsrahmen bald mit Pflöcken festgeschlagen werden mußte. Als die Corvette, zu sicher geworden, noch um 100 Schritte näher kam, schoß diese Kanone mit Kartätschen auf sie. Das half.

Aber ein unglücklicher Racheschuß vom Schiffe traf die Lafette, sie sprang über jene Pflöcke zurück und überschlug sich in das Innere der Batterie hinein, ohne jedoch Jemanden zu beschädigen. Die Corvette aber lavirte lahmgeschossen mit hängenden Masten und halben Segeln zum Hafen hinaus.

Dennoch wurde die Lage der Batterie mit jedem Augenblicke gefährlicher und zwar durch ein Manöver des Linienschiffes, welches sich langsam westlich in den Hafen vorgedrängt und von seinen Masten aus eine schwache Stelle der Batterie eingesehen hatte. Die weiße Farbe der Holzthür des Pulvermagazins bot ein sicheres Ziel dar und die schweren Kugeln Christians bohrten sich bereits in unmittelbarer Nähe der Thür ein. Traf eine Kugel, so flog die ganze Batterie in die Luft.

Auf Befehl des Commandeurs rief der Feldwebel Clairmont Freiwillige auf, die Thür mit Balken und Bohlen zu decken. Die Artilleristen sprangen wie Rehe nach der Kehle der Pallisadenwand und holten das Material herbei, was ein gefährlicher Weg war, denn die Kugeln regneten hageldicht in das freie Innere hinein. Aber das Werk gelang und rettete die Batterie, ohne daß Jemand getroffen wurde.

Bisher hatten die 18=Pfünder mit den Dam=

pfern, die 84=Pfünder mit den Segelschiffen gefochten. Die Schiffe aber, wider Willen langsam vorrückend, wahrscheinlich von Fluth und Wind also getrieben, und die Batterie immer näher umzingelnd, wechselten dabei ihre Stellung. Plötzlich kam der Geiser in den Bereich einer Bombenkanone. Sie feuerte auf ihn und traf seinen Rumpf, daß man den furchtbaren Schlag deutlich krachen hörte. Unmittelbar darauf fuhr die volle Lage des Verwundeten über die Köpfe der Kanoniere dahin, traf aber Keinen. Aber das Rohr jener Bombenkanone war getroffen und ragte vorn hoch in die Luft, war also nicht mehr zu gebrauchen. Rasch wurde es mit Tauen umwickelt und hinter den Geschützstand gerissen. Das Dampfschiff selbst jedoch schien genug zu haben, so auch der Hekla, beide liefen so rasch sie konnten aus dem Hafen und es blieben also nur noch Christian der Achte und die Gefion zurück.

Unterdeß bemühte man sich ein schwieriges Werk zu Stande zu bringen, nämlich den heruntergeschossenen 24=Pfünder wieder auf seine Bettung zu bringen, wobei die Infanteristen, die Hauptmann Irminger um acht Uhr glücklich vom Louisenberge her zur Hülfsleistung in die Batterie gebracht hatte, sehr thätig waren. Doch gelang das Werk erst später.

Einen Hauptangriff hatte die deutsche Flagge zu bestehen, die auf der linken Flanke der Batterie von der Brustwehrkrone herabflatterte. Da sie der Wind parallel mit den Schiffen lang auseinander blähte, so war sie bald durchschossen und ein Ende ganz zerfetzt; als aber auch die Schnur, die sie über eine Rolle zog, zerschossen wurde, fiel sie in den inneren Raum der Schanze hinab. Laut und heiser erscholl bei diesem Falle das Hurräh der Dänen über das Wasser. Damit der Feind aber nicht glaube, die Deutschen hätten die Flagge gestrichen, ließ sie der Commandeur an eine Stange nageln. Er und Lieutnant Schneider von der Infanterie faßten jeder ein Ende der schweren Stange und stiegen mittelst einer Leiter auf das Blockhaus hinauf. Vier Mann folgten mit Schaufeln nach. Im vollen Kugelregen wurde die Stange in die Erde auf dem Blockhause gegraben und gleich darauf flatterte die Flagge wieder lustig im Winde. Der Commandeur war der letzte, der die Leiter hinabstieg und die gefährliche Stelle verließ. Ueber dieses Meisterstück gränzenlos erbittert, schossen die Dänen wüthend nach dem Blockhause, ganze Lagen aus ihren Breitseiten flogen wie im Wirbelwinde hinauf, die Flagge aber blieb unversehrt.

Bald nach diesem Vorfalle kam vom Louisenberge

herab ein Bauernwagen in rasendem Galopp gefahren und hielt zu Aller Erstaunen am Pallisadenthore der Batterie. Außerhalb hatte sich das Gerücht verbreitet, die Verwundeten und Todten lägen haufenweise in der Batterie, während es doch bis jetzt nur zwei waren, und nun wollte der brave Bauer, mit eigener Lebensgefahr den beschossenen Weg entlang fahrend, die Unglücklichen in Sicherheit bringen.

Als nun die beiden Verwundeten, von denen der Trompeter Hansen laute Schmerzenstöne von sich gab, aus dem Blockhause, wohin man sie einstweilen gelegt, auf den Wagen gehoben wurden, pfiff eine Kugel zwischen den Pferdeköpfen durch und schlug in die Verbindungsbrustwehr dahinter laut krachend ein, denn man hatte von den Schiffen aus den anlangenden Wagen bemerkt. Die Pferde, schon wild genug, bäumten sich und sprangen hin und her, der Bauer aber, der vor der Deichsel stand und sie am Zügel hielt, bemeisterte sie glücklich. Als der Commandeur seinen Artilleristen zurief, einer müsse den Wagen begleiten, sprang ein zu allem Schwierigen williger und fortwährend auf die Dänen schimpfender Mann, Andresen mit Namen, vor das Thor. In demselben Augenblicke heulte eine volle Lage durch die Luft und die Granaten prasselten rings herum. Ehe Andresen

den Wagen erreicht, war er eine Leiche, denn eine große Kugel hatte ihn mitten am Leibe gepackt. Die wildgewordenen Pferde aber jagten in gestrecktem Laufe davon und den Louisenberg hinauf. So waren die Verwundeten gerettet.

Um 9½ Uhr erschien ein schleswig-holsteinischer Offizier zu Pferde an derselben Thür und fragte an, ob die Nassauer-Batterie nicht am Gefechte Theil nehmen könne. Mit dem Befehle, zwei Geschütze am südlichen Rande des Louisenberges aufzufahren, die anderen aber zwischen Südbatterie und Stadt aufzustellen, sprengte er wieder davon. Gleich darauf kamen die zwei Geschütze und beschossen das Linienschiff, wodurch dieses sein Feuer theilen mußte und so der Mannschaft der Batterie Luft gab, was diese sich zu Nutze machte und den obenerwähnten 18-Pfünder wieder in's Feuer brachte. —

Man kann sich lebhaft die Gefühle vorstellen, mit welchen Capitain Burns bisher in so unmittelbarer Nähe des Kampfes verweilt hatte, an dessen Erfolge nicht allein sein Vaterherz, sondern von anderer Seite auch seine ganze männliche Neigung, sein Patriotismus hing. Bei jedem Schusse, der das bretterne Bollwerk des Linienschiffes traf und seine Flanken erbeben machte, bebte auch sein Herz, denn er konnte

ihm einen Sohn getödtet haben; bei jeder vollen Lage aber, die von den Breitseiten der Schiffe über die Batterie rasselte, erhielt er einen neuen Stoß, denn auch er wie alle Uebrigen mußte befürchten, daß diese mörderischen Geschosse, die bald zischend, bald sausend durch die Luft flogen und deren krachenden Anschlag auf die getroffenen Gegenstände man deutlich unterscheiden konnte, die ganze Batterie mit allen Menschen darin in die Luft sprengen würden.

Besonders im Anfange des Treffens, als seine Sinne des gewaltigen Lärms und Feuers noch ungewohnt waren, machten sich diese widerstreitenden Gefühle in ihm durch eine entsetzliche Besorgniß bemerklich; als aber bei ununterbrochenem Getöse und Gekrache der Schlacht seine Aufregung stieg, seine Aufmerksamkeit mehr und mehr angespannt wurde und die Erfolge auf beiden Seiten immer deutlicher zu Tage traten, mit einem Worte, als er erst eine bis auf einzelne Kleinigkeiten sich erstreckende Uebersicht des großartigen Ereignisses gewonnen hatte, da wurde seine väterliche Sorge durch das bedeutende Gegengewicht eines siegreichen Fortschrittes seiner Landsleute um Vieles gemildert, so daß er sich selbst in der traurigen Lage, in welcher er sich befand, allmälig gelassener und leichter zu Muthe werden fühlte. So

war er denn ein ruhiger und auf alle einzelne Vorfälle, die anderen Augen entgingen, sehr aufmerksamer Beobachter geworden und namentlich hatten sich alle seine Sinne mit einer wahren Adlerschärfe auf die Vorgänge an Bord der Schiffe gerichtet, deren Verhalten unter so bedeutungsvollen Umständen ihn als alten Seemann und in seiner jetzigen persönlichen Beziehung zu einem derselben doppelt in Anspruch nahm.

Trotzdem die beiden Männer von der Natur mit festen Nerven begabt und an die gewaltigen Stimmen der entfesselten Elemente gewöhnt waren, so schauerten sie doch zuerst vor dem furchtbaren Donner unwillkürlich zusammen, der sich in diesem seltsamen Kampfe so dicht vor ihnen hören ließ. Dieser Donner, durch mannigfachen Widerhall verstärkt, war aber auch von ganz fürchterlicher, nie gehörter Art. Es war ihnen zu Muthe, als ob sie das Gehör und die Sprache dabei verlieren müßten und als legte sich eine schleierartige Betäubung auf ihr Gehirn, welcher bald ein dumpfer Kopfschmerz folgte, von so eigenthümlicher Beschaffenheit, als würde ihr ganzer Schädel von allen Seiten in eine bleierne Presse zusammengedrückt. Dabei hatte sich ringsum der Horizont verdüstert, denn die Sonne hatte längst ihr leuchten-

des Angesicht wie hinter ein Trauertuch verhüllt. Ein dicker nebelartiger Rauch, mit Schwefelgeruch verbunden, schwebte über den Gewässern, und namentlich die Stadt und die Südbatterie waren oft ganz hinter undurchdringbaren Wolkenmassen verschwunden, aus denen nur von Zeit zu Zeit der krachende Blitz der abgefeuerten Geschütze brach. Am freisten davon blieb die Nordbatterie; der blaue Rauch ihrer paar Geschütze verflog immer rasch nach Westen und wälzte sich, vom Ostwinde getrieben, über die schwimmenden Festungen der Stadt zu. Die Schiffe selbst, vorzüglich das Linienschiff, waren schon mehr und mehr in graues Gewölk gehüllt, aus dem ihre Masten und ihr Takelwerk hie und da geisterhaft hervortauchten, denn ihre 138 Kanonen, die nach beiden Landbatterieen zugleich Verderben spieen, glichen unaufhörlich brüllenden Vulkanen, die Blitz, Donner und Qualm in einer Sekunde von sich gaben.

Es mochte zwischen neun und zehn Uhr sein — die Stunden waren ihnen wie Minuten verflogen — als Andreas seinen Freund auf eine Erscheinung aufmerksam machte, die er schon einige Zeit auf dem Linienschiffe zu bemerken glaubte und wobei sein gequältes Herz einen neuen Stoß erhielt. Jedesmal, das sah er bestimmt, wenn nach einer vollen Lage

der blaue Rauch von dem Borde Christian des Achten verflogen war, blieb eine gelbliche Wolke über seinem Verdecke schweben, die, unten dunkler gefärbt, nach oben hin breiter und lichter auseinander flatterte.

„Siehst Du das?" schrie er seinem Kameraden zu, denn bei dem höllischen Getöse um sie her war die gewöhnliche Menschenstimme unhörbar.

Der Gefragte richtete sein Glas aufmerksam auf das Schiff, sah eine Weile hindurch und nickte dann mit dem Kopfe bejahend. „Ja," schrie auch er, „ich glaube, es brennt an Bord!"

Und in der That, das Linienschiff hatte Feuer gefangen, man sagt sogar schon bei dem ersten Schusse, denn eine glühende Kugel war in seine Taukammer gefallen und hatte gezündet, aber man konnte, so viel Mühe man sich an Bord gab, bei den während des Suchens sich verwickelnden Taumassen die Brandstelle nicht finden und löschen. Dem genauen Beobachter am Lande machte sich auch eine auffallende Rührigkeit an Bord des Schiffes bemerkbar, die sichtbar von Augenblick zu Augenblick zunahm und der Batterie um so mehr Gegenstände zum mörderischen Zielen bot.

Die Aufmerksamkeit auf dieses Ereigniß wurde jedoch dadurch wieder abgelenkt, daß die Schiffe jetzt ihre Stellung wechselten und diejenige endlich einzu-

nehmen begannen, welche von Hause aus als die beschlossene und wirksamste im Auge behalten worden war. Offenbar glaubten die Schiffsführer, daß die Nordbatterie zum Schweigen gebracht sei, da ihr Feuer sich bedeutend vermindert hatte, denn zwei ihrer Kanonen waren demontirt und die beiden nach Osten gerichteten konnten von keiner Wirkung mehr sein, da die Schiffe unterdeß selbst zu weit nach Westen gegangen waren.

Bisher hatte Christian und die Gefion, die, wie wir wissen, allein auf dem Kampfplatze geblieben waren, ihre Steuerbordseiten der Nordbatterie zugewandt, während sie mit ihren Backbordkanonen die Südbatterie aus weiter Ferne beschossen. Jetzt aber führte man ein Manöver aus, welches die Schiffe, je weiter es sie von der Nordbatterie entfernte, der Südbatterie und der Stadt um so näher brachte, ihnen aber bei dem wachsenden Winde und der von Osten her starken Strömung gefährlich zu werden anfing. Das Linienschiff nämlich beschrieb, zuerst vor- und südwärts steuernd und dann wieder nordwärts wendend, einen S förmigen Bogen und legte sich breit vor die Südbatterie, in einer Entfernung von etwa 600 Schritten, so daß also sein Bugspriet gegen das Dorf Borby, nach Norden, sein Spiegel nach Süden und

sein Backbord der Südbatterie zugekehrt war, während es so sein Steuerbord frei behielt, um von Zeit zu Zeit Kugeln nach der Nordbatterie zurück zu werfen. Die Gefion dagegen beschrieb einen ähnlichen kleineren Bogen nach Süden, legte sich in gleicher Stellung, aber etwas nördlicher als das Linienschiff, quer vor die neu aufgefahrene Nassauer Batterie und lag also unmittelbar zwischen dieser und der Nordbatterie.

In dieser Lage beschlossen sie zu verharren und mit der Südbatterie eben so schnell fertig zu werden, wie sie es mit der Nordbatterie zu sein glaubten, ein verhängnißvoller Irrthum, der schwer in die Waagschale des späteren Erfolges fiel. Um nun bei dem herrschenden Winde nicht näher an den Strand getrieben zu werden und frei ohne alle Störung mit vollen Breitseiten die Batterie in den Grund zu schießen, ließen sie die bereits vor Beginn des Gefechts vorbereiteten Anker fallen und begannen mit steigender Hast ihr mörderisches Werk. Da ereignete sich aber für die Gefion, die bisher schon am härtesten mitgenommen war, ein bedeutungsschwerer Unfall. Ihr Spiegelankertau ward zerschossen und nun trieb die Strömung ihren Spiegel der Südbatterie zu, die sich diesen Umstand zu nutze machte und sie mit Vollkugeln von hinten her bestrich, die der ganzen

Länge nach über Deck fegten und entsetzliche Verwüstungen anrichteten. Da diese Stellung nun für die weggemähte Mannschaft nicht auszuhalten war, sie auch während derselben nur mit ihren paar Spiegelkanonen gegen die Batterie wirken konnte, indem ihre Breitseiten lahm waren, so bemühte sich Capitain Meyer, durch Hülfe der Segel den Spiegel wieder nach Außen und vom Lande wegzuwenden. Dieses Manöver erkannten die beiden im Graben neben der Nordbatterie liegenden Seemänner durch ihre Gläser sehr deutlich. Aber so sehr man sich an Bord abmühte — das Manöver gelang nicht. Daher gab die Fregatte dem Dampfer Geiser, ihrem Trabanten, der nach Ausbesserung seiner Schäden zur rechten Zeit wieder im Hafen erschien, ein Signal, ihr zu Hülfe zu kommen, und zwar dadurch, daß er den Spiegel der Fregatte an's Schlepptau nahm und nach dem Meere hinzog, während ihr Bug an seinen Ankern auf der Stelle, wo er lag, liegen blieb. Capitain Wulff steuerte den Geiser augenblicklich auf die Gefion zu, erhielt aber auf seinem Wege eine derbe Lehre von der wieder schußfertigen Nordbatterie. Aber dennoch rauschte der Dampfer heran, nahte der Fregatte und nahm das zugeworfene Tau in Empfang. Kaum aber zog die Maschine es an, so ward es durch einen

glücklichen Schuß aus der Südbatterie zerschossen. Ein zweites angelegtes Tau traf, wunderbar genug, derselbe Unfall. Daher ging der Dampfer wieder zurück und legte sich wieder vor die Nordbatterie und die beiden Nassauer Geschütze am Louisenberge, um diese wenigstens zum Schweigen zu bringen, erhielt aber hier den Gnadenstoß und strich völlig lahm aus dem Bereiche der Kanonen zum Hafen hinaus.

Unterdessen war es der rastlos arbeitenden Fregatte gelungen, durch eigene Anstrengung die gewünschte Stellung einzunehmen, aber leider erst, nachdem sie stark mitgenommen war. Da aber jetzt Paludan zur Einsicht gelangte, daß bei so vielem unvorhergesehenen Mißgeschicke der ersehnte Erfolg, die ungemein gut feuernde Südbatterie mit einem Gewaltstreiche zum Schweigen zu bringen, nicht gelang und die Nordbatterie auch wieder kräftig zu feuern anfing, so faßte er den Entschluß, den Kampf aufzugeben, beide Schiffe noch, so lange es Zeit sei, aus dem Feuer zu bringen und in See zu stechen. Er signalisirte daher den Hekla herbei, der jetzt ebenfalls seine Wunden verbunden hatte, um den Christian selbst in's Schlepptau zu nehmen.

Und der Dampfer, augenblicklich gehorchend und vielleicht schon diesen Befehl erwartend, rauschte kühn

heran. Als er aber quer vor das Linienschiff kam, erhielt er von jeder Batterie einen Schuß in den Ruderstamm dicht über dem Wassergange, so daß sein Steuer gänzlich zerschossen wurde, was den Capitain Aschlund nöthigte, dem Linienschiffe die Hülfe zu versagen und sich aus der Schußlinie zu begeben, um den Schaden vor Anker wieder herzustellen.

Es war jetzt zehn Uhr Morgens. Da von dem Orte aus, wo Capitain Burns und sein Gefährte sich befanden, die nun folgenden Manöver nicht mehr genau beobachtet werden konnten, so beschlossen sie, denselben zu verlassen und sich auf die Südseite der Stadt zu begeben. Rasch ward dieser Entschluß ausgeführt, wie er gefaßt worden war, und in vollem Laufe rannten sie dem Dorfe Borby zu, um zu ihrem Wagen zu gelangen.

## Viertes Kapitel.

### Das Gefecht mit der Südbatterie.

Als die beiden Männer außer Athem bei dem Hause anlangten, wo sie ihren Wagen und ihre Pferde untergebracht hatten, fanden sie letztere am ganzen Leibe zitternd und mit Schweiß bedeckt. Der furchtbare, nie gehörte Kanonendonner hatte die wackeren Thiere in eine gränzenlose Angst versetzt. Laut wieherten und schnauften sie vor Schrecken, ihre Mähnen sträubten sich empor und ihre Hufe zerstampften wüthend den Boden. Dennoch versagten sie nicht den Dienst; vielleicht waren sie froh, von ihren Ketten erlöst zu werden und aus der Nähe des schrecklichen Gekrachs zu kommen. Andreas saß zuerst im Sattel und, von seinem Gefährten im Wagen gefolgt, flog er im Galopp durch die menschenöde Stadt, stellte

sein Pferd in ein Gasthaus ein und eilte, was er laufen konnte, der vorerwähnten Südredoute zu, deren Besatzung ausgeschwärmt war und sich auf verschiedenen Punkten des Strandes außerhalb der Schußlinie aufgestellt hatte, ein Manöver, welches dem Commandeur Paludan, wie er selbst sagt, die traurige Ueberzeugung gab, daß Eckernförde stärker besetzt sei, als er anfangs geglaubt hatte.

So waren die Freunde bald wieder an einem zweiten sicheren Orte vereinigt und nun im besten Stande, die sich jetzt entwickelnden Begebenheiten auf das Genauste zu verfolgen.

In der Südbatterie hatte von Tagesanbruch an ein eben so reges Leben geherrscht wie in der Nordbatterie; Jedermann war auf den Verlauf des Kampfes gespannt, der sich so frühzeitig vor letzterer entwickelt hatte. Theodor Preußer war in jeder Beziehung der Mann, dem Vertrauen seiner Vorgesetzten zu entsprechen und die ehrenvolle Aufgabe, die sie ihm aufgebürdet, vollkommen zu lösen. Er war zwar nur noch ein junger Unteroffizier, aber mit dem Herzen eines Helden, mit der Umsicht eines erfahrenen Kriegers und mit der Standhaftigkeit eines Veteranen ausgerüstet. Als die jungen Leute, denen er vorgesetzt war, mit Herzklopfen die mächtigen Schiffskolosse

heranschwimmen sahen, trat er unter sie, redete ihnen männlich zu und schloß seine Worte: „So geben wir uns denn die Hand, daß wir diese Batterie nicht verlassen bis auf den letzten Mann und den letzten Schuß Pulver!“ Alle reichten ihm ihre Hände hin und er schüttelte sie Jedem kräftig und herzlich.

Im Beginne des Gefechts war die Südbatterie von den Schiffen nur nebenbei bedacht und mit Kugeln begrüßt worden, ihr war erst der zweite Stoß vorbehalten, nachdem der erste vollbracht war. Die weitere Entfernung hatte die Sicherheit der beiderseitigen Kanonade beeinträchtigt. Als aber um zehn Uhr, wie wir berichtet, die angreifenden Schiffe sich mit ihren Breitseiten dicht vor den Strand legten, da war der Augenblick des Handelns, der Umsicht, der Unerschrockenheit gekommen und nun galt es, sich eben so wacker zu halten, wie die Kameraden in der Nordbatterie. Die erste volle Lage begrüßte die junge Mannschaft mit einem kräftigen Hurrah, und als sie sah, daß ihre eigenen Kugeln die Schiffe trafen, da wuchs ihnen der Muth sichtbar und bald ward das wilde Draufjagen der Kugeln ein planmäßiges Schießen, worin bei solchen Angriffen die geistige Ueberlegenheit der bedienenden Mannschaft sich ausspricht.

Mit einem unglaublichen Nachdrucke aber und ei-

nem frisch erneuten Eifer, trotzdem sie auf ihren Schiffen alle Hände voll mit Löschung des Feuers, mit Wegschleppung der Todten und Verwundeten und mit der Leitung des Schiffes selber zu thun hatten, wurden die Schiffsbatterieen bedient. Volle glatte Lagen wechselten unaufhörlich mit einzelnen wohlgezïelten Schüssen, und bald wurde die Südbatterie mit demselben Eisen- und Feuerregen überschüttet, wie früher die Nordbatterie. In tausend Splitter wurde Alles, was von Holz war, fünf Fuß dicke Balken des Blockhauses und die Pallisaden zerschmettert; Sand, Kieselsteine, Rasenstücke flogen wie ein Sprühregen umher, und der berauschende Pulverdampf wälzte sich in undurchdringlichen Wolken von den Schiffen herüber, so daß die Kanoniere diese oft nicht einmal sehen konnten. Kaum aber hatte der Ostwind den Dampf verjagt, so gaben sie schon wieder ihr Feuer ab. Ueberall war der junge Commandeur selber zur Hand. „Frisch auf, Leute, frisch auf!" rufend, spornte er jedes Einzelnen Eifer, und wo eine Hand fehlte, legte er augenblicklich die seinige an. Auch hier wurde die Flagge heruntergeschossen und dieser Glücksschuß von den Dänen mit heiserem Hurräh begrüßt. Schnell aber wurde eine neue zu diesem Behufe schon vorgerichtete Stange mitten im inneren Raume der

Batterie aufgerichtet, und als die Flagge wieder sieg=reich in die Lüfte emporstieg, sprang der junge Preußer mit dem ganzen Leibe auf die Brustwehr, schwang den blanken Säbel über den Kopf und donnerte ein ächt deutsches Hurrah über das Wasser hin, während die Dänen von ihrem Takelwerke aus verblüfft auf das sonderbare Schauspiel blickten und den Helden des Tages mit Kartätschen beschossen. Keine Kugel traf ihn, wohl aber merkten die Dänen, daß sie es mit entschlossenen Leuten zu thun hatten.

Bald darauf wurden fünf Mann in der Süd=batterie durch eine Kartusche, die Feuer gefangen, ehe sie eingesetzt war, kampfunfähig, sonst aber war noch Niemand verwundet, denn sobald die Leute ge=schossen, was immer nach einer vollen Lage der Schiffe geschah, sprangen sie hinter die Brustwehr und duckten sich nieder, so daß die Kugeln über ihr Köpfe hinweg=pfiffen und verschiedene Dächer der Stadt durchbohr=ten. Bald nach Beginn des heißesten Kampfes aber schlug eine feindliche Kugel auf den Kopf der Ka=none, welche den linken Flügel einnahm, brach ein Stück Eisen los und trieb es in die Seele, wobei der Lauf nach links zu stehen kam und nicht mehr ge=braucht werden konnte. So war ein Geschoß weniger vorhanden, aber Mannschaft zur Ablösung für die

anderen gewonnen. Bei dieser Gelegenheit wurde ein Kanonier durch einen abspringenden Eisensplitter am Kopfe verwundet, der Einzige in der Batterie, der sich rühmen konnte, durch das Feuer des Feindes beschädigt zu sein. Eine Viertelstunde später wurde ein zweites Geschütz unbrauchbar und zwar dadurch, daß eine Kartätschenkugel in seine Mündung geschlagen war. Man merkte es erst, als man es wieder geladen hatte, aber der Schuß nicht losging. So hatte man nur noch zwei Geschütze zur Vertheidigung übrig und blickte jetzt sehnsüchtig nach der Nassauer Batterie hinüber, gleichsam als wollte man sie zum eifrigeren Thun anfeuern.

Und dies war der Moment, wo eine gewisse Besorgniß, wenn sie überhaupt vorhanden war, in der Südbatterie sich bemerklich machte. Zwei Geschütze gegen zwei voll bewaffnete Breitseiten so großer Schiffe — das war kein einladendes Verhältniß, um ein so ernstes Gefecht mit Hoffnung auf glücklichen Erfolg fortzusetzen. Aber der kritische Augenblick ging vorüber, man dachte nicht mehr an Rückwärts, nur das Vorwärts hatte man im Auge, zumal man sah, daß auch die beiden letzten Geschütze wackere Löcher in die Schiffswände rissen.

Während man bei so angestrengter Arbeit nur die

breiten Schiffsrumpfe vor Augen behielt und wie toll und blind die Verwüstung in ihrem Inneren zu vermehren trachtete, übersah man ganz die Vorgänge an Bord, und doch waren diese von sehr hervorragender Art und hätten, wenn man sie bemerkt, gewiß dazu beigetragen, dem schwächeren Theile noch größeren Muth und damit eine freudigere Hoffnung einzuflößen.

Unsere beiden Seemänner dagegen, die immer mehr auf die Schiffe als auf die Batterieen ihr Auge gerichtet hielten, bemerkten diese Vorgänge sehr wohl und fingen allmälig an, das Loos der Schiffe vorherzusehen, wenn nicht bald Hülfe kam, welche die Dänen selber mit aller Macht herbeizuführen versuchten. Denn als Commandeur Paludan auf den Beistand der Dampfer verzichten und dennoch bei den vielen Schäden, die sein Schiff und namentlich die Gefion erlitten, wünschen mußte, seine Schiffe zu retten, ergriff er das letzte Mittel, mit eigener Anstrengung dem rastlosen Feinde und dem drohenden Untergange zu entrinnen. Während von den Backbordseiten beider Schiffe fortwährend gefeuert wurde, als ob ihnen nicht der geringste Schade geschehen sei, ließ er in der Stille auf der dem Meere zugewandten Steuerbordseite des Linienschiffes Schaluppen und Jollen herunter, bemannte sie stark mit Ruderern, ließ ein langes

Warptau daran befestigen, um zu versuchen, bei dem augenblicklich leiser wehenden Winde das Schiff dadurch vom Ufer fort zu bugsiren. Aber die Arbeit war schwer genug und ging langsam von Statten, als plötzlich bei wieder erwachendem Winde ein neues Ereigniß eintrat, welches leider nicht zu den erfreulichen gehörte.

Auf der Gefion nämlich flog ein Signal in die Höhe, welches klar aussprach, daß Capitain Meyer sich außer Stande fühle, das Gefecht länger fortzusetzen. Gleich darauf erschien auch von der Fregatte ein Offizier in einer Jolle mit dem mündlichen Gesuche, einen Arzt für die zahllosen Verwundeten, und Hülfsmannschaft zum Warpen der Fregatte zu senden, indem an beiden Mangel sei, und die Maste und Takelage derselben sich in einem Zustande befänden, der ihr das Segeln untersage. Augenblicklich gingen in einer großen Schaluppe ein Chirurg und siebzehn Mann ab, mit dem Befehle, die Gefion solle sich, koste es was es wolle, aus dem Feuer ziehen. Zugleich wurde von beiden Schiffen noch einmal der Geiser herbeigerufen, der auch glücklich aus der Ferne her bei der Fregatte anlangte und ein von derselben zugeworfenes Tau auffing. Da dies aber nicht lang genug war, wurde vom Dampfer ein zweites aus-

geworfen und ein Mann in einem Boote herabgelassen, um die beiden Enden an einander zu knoten. Kaum aber war dies Wagstück gelungen, so erhielt der Geiser von der Nassauer Batterie einen Schuß in die eine Maschinerie, so daß dieselbe sofort angehalten werden und Capitain Wulff das Bugsirtau wegwerfen mußte, um die unverletzte Maschine mit der zerstörten außer Verbindung zu setzen. Dadurch war die Kraft des Dampfers gelähmt, und da Paludan auch von ihm keine Hülfe mehr erwarten konnte, befahl er ihm, aus dem Feuer zu gehen, was er auch langsam that, um — nicht wiederzukommen.

Jetzt begann man die Fregatte, um sie zu retten, mit aller Macht hinauszuwarpen, während die Schüsse aus der Batterie kräftig fortdauerten. Da aber durch den Zug der rudernden Matrosen ihr Bug nach dem Meere gezogen ward, kam sie auf's Neue in eine üble Lage, und wieder bestrichen die Kugeln der Batterie wie früher das Schiff der Länge nach. Dabei war auch der Wind wieder stärker geworden, die Mannschaft vom Kampfe ermattet und nicht mehr so viele Hände vorhanden, um zugleich die Batterieen zu bemannen, die Segel zu beschlagen und die haufenweise herumliegenden Verwundeten wegzuschleppen, die denn auch hülflos auf dem Verdecke liegen

blieben, was ein großes und klägliches Hinderniß war.

Unter diesen Umständen und da die Landbatterieen nicht mehr zum Schweigen gebracht werden konnten, entschloß sich Commandeur Paludan nach langer Berathung mit seinen Offizieren, das Letzte anzuwenden — eine Kriegslist in seltsamer Form — und da es nicht mehr mit offener Gewalt vorwärts ging, mit der Einschüchterung es zu versuchen, ein ächt dänisches Manöver, was aber daran scheiterte, daß er sich gegenüber Männer hatte, die sich weder schrecken noch blenden ließen.

Es war ein Uhr Mittags, als man zur großen Verwunderung aller Zuschauer am Strande eine weiße Flagge nach der Mastspitze des Linienschiffes emporsteigen sah und beide Schiffe plötzlich ihr Feuer einstellten, wodurch ein Augenblick der Ruhe eintrat, der im Gegensatze zu dem kurz vorher stattgefundenen Getöse, von wunderbarer und ergreifender Wirkung war. Erst das Schweigen der feindlichen Geschütze machte die eifrigen Kämpfer am Lande aufmerksam, daß etwas Wichtiges an Bord vorgegangen sei. Man hatte sich also zum Parlamentiren herbeigelassen. Da aber die Nordbatterie nicht sogleich davon etwas erfuhr, setzte sie ihr Schießen fort, bis eine Ordonnanz

hinaussprengte und die unerwartete Nachricht überbrachte, denn man hatte sich am Lande die Lage der Schiffe bei Weitem nicht so bedenklich vorgestellt.

Wenige Minuten nach Ankunft dieser Ordonnanz fuhr ein Wagen am Strande von Borby her nach der Nordbatterie. Drei Herren saßen darin, um den Commandanten der Batterieen zu sprechen. Es waren der Bürgermeister der Stadt, Langheim, der Senator Lange und der Etappen-Commandant Wigand. Im zerschossenen Offizierhäuschen der Batterie fand die Berathung statt. Die Dänen hatten einen Offizier an Land gesandt mit der kurzen Aufforderung: die Deutschen sollten die Schiffe unbehindert aus dem Hafen lassen. In diesem Falle würde man die Stadt schonen, sonst aber sie in einen Schutthaufen verwandeln. Zur Antwort waren dreiviertel Stunden Frist gewährt. Gleich nach dieser Meldung war der Seeoffizier wieder an Bord gegangen.

Aus diesem Schreiben ging also unzweifelhaft hervor, daß sich die Dänen als Herren der Lage betrachteten.

Anfänglich wollte Hauptmann Wigand nachgeben; ihm schienen die Batterieen zu stark gelitten zu haben und die Feinde noch übermächtig zu sein. Der Bürgermeister überließ die Entscheidung der Militairbehörde.

Da aber sagte der Hauptmann Jungmann, er werde so lange schießen, als er eine Kugel habe. Diese Antwort stimmte wunderbar mit der Theodor Preußer's überein, der, als er den Vorschlag vernommen, ausgerufen hatte: „Lieber will ich mein Leben lassen, ehe ich sie aus dem Hafen lasse!"

Mit dieser heldenmüthigen Antwort waren auch der Magistrat und die Bürger der Stadt einverstanden, ihnen sei an ihren paar Häusern nicht so viel gelegen, sagten sie, als an den feindlichen Schiffen! Auch der ritterliche Herzog von Sachsen-Coburg, der den ganzen Tag unermüdlich im Feuer gehalten hatte, schloß sich dieser Meinung an, und die schließliche Antwort lautete: Man finde sich nicht veranlaßt, das Schießen einzustellen. Sollte die Drohung, eine offene Stadt in Brand zu schießen, vollführt werden, so fiele der Fluch eines solchen Vandalismus auf Dänemark, welches die Schiffe hier verträten!

Aus den Dreiviertelstunden waren unterdeß ihrer zwei geworden, die sich die Dänen sehr wohl gefallen ließen, denn sie konnten sie gebrauchen. Sie benutzten sie folgendermaßen.

Der Hekla hatte sich draußen im Hafen wieder vermittelst Ruderschaalen und Schinkeln so weit seefertig gemacht, als er dadurch wieder eine unvoll-

kommene Steuerkraft erlangt hatte, wobei er freilich vierzehn Mann am Ruder mit Talljen und Rad haben mußte. So glaubte er zur Hülfe wieder im Stande zu sein. Er lief unter Parlamentärflagge heran und erhielt von Paludan den Befehl, zuerst die Fregatte hinauszuschleppen, dann aber dem Linienschiffe beizustehen.

Erstere hatte unterdessen eifrig fortgewarpt, war aber nicht weit von der Stelle gekommen, da Kräfte fehlten und Wind und Wellen zu widerspenstig waren. Auch der Hekla mußte seiner Liebespflicht Einhalt thun, denn von Seiten der Nordbatterie wurde dieselbe als ein nicht ausbedungenes Werk des Waffenstillstandes angesehen; er erhielt einen warnenden Schuß, und da er sich selbst sehr schwach fühlte, ging er in einem weiten Bogen um die Nordbatterie herum aus dem Hafen hinaus. Während dieser Zeit sah die Gefion ein, daß ihre Boote sie nicht allein schleppen konnten und noch dazu Gefahr liefen, bei der hohen See mit Wasser gefüllt zu werden und zu sinken; sie rief sie daher zurück. Christian kam dagegen etwas näher an den Strand, wie man sagt, in der Meinung, seiner Drohung, die Stadt zu beschießen, dadurch mehr Nachdruck zu geben; allein das fiel ihm wohl nicht mehr ein; er fing vielmehr an

ein Spiel der Wellen zu werden, und diese trugen ihn Schritt vor Schritt seinem nassen Grabe näher. Dennoch besserte er, was er konnte, erfrischte seine Leute und machte sich fertig, wie ein wackerer Kämpe seinen Waffentanz fortzusetzen, wenn die Unterhandlung sich zerschlagen sollte.

Ein noch regeres Leben aber herrschte am Lande während des Waffenstillstandes. Tausende von Menschen waren plötzlich aus allen Winkeln und Ecken aufgetaucht und erschienen am Strande, Hunderte liefen Hals über Kopf nach der Nordbatterie. Hier wurde die Zeit benutzt, alle Kanonen wieder schußfertig zu machen. Die halb erschöpften, von Schweiß triefenden, vom Pulverdampfe bis zur Unkenntlichkeit entstellten und geschwärzten Leute ruhten sich aus; hier und da saßen sie herum, sprachen und scherzten über das grauenvolle Werk des Tages. Die Stadt hatte einen Wagen mit Lebensmitteln gesandt und man aß und trank nach Herzenslust. Und das half und gab neuen Muth, neue Lust zum Kampfe. Was aber am meisten Noth that — auch die Geschütze ruhten sich aus; ihre glühenden Röhre, die man nicht mehr berühren konnte, kühlten sich ab und wurden so wieder handgerecht. Der Commandeur selber aber saß auf der Böschung des Pulvermagazins und schrieb

seine Berichte, worin er um Hülfe bat, die er zu brauchen glaubte. Gleich darauf trug eine Stafette sie nach Rendsburg.

Aehnlich, nur noch viel lebhafter war das Treiben um diese Zeit in der Südbatterie. Große Menschengruppen wogten auf und ab und bemühten sich, diesen oder jenen Artilleristen aus der Batterie zu sehen, ihn zu umarmen oder ihm wenigstens die Hand zu schütteln, wenn sie seiner habhaft werden konnten. Nach Theodor Preußer riefen Alle und er mußte einige Augenblicke heraustreten, um sich beglückwünschen zu lassen, was er dankend ablehnte, da man noch lange nicht am Ende sei. Den wackeren Kriegern bot man Speisen und Getränke aller Art und sprach ihnen Muth ein, was diese, nun im Feuer erprobt, nicht gerade für nothwendig hielten. Dennoch sah man ihnen die Ermattung deutlich an, fast alle waren heiser und der wackere Unteroffizier Stinde hatte sogar beinahe ganz seine Stimme verloren.

Auch Andreas Burns erschien mit seinem Freunde in der Batterie, deren Verwüstung und Zersplitterung ihm einen Begriff von dem heißen Stande der Kämpfenden gab. Auch aß und trank er, aber eigentlich nur maschinenmäßig, denn er schmeckte nichts davon und wußte nicht, was er genoß. Sein Auge, beständ-

dig auf das Linienschiff gerichtet, dessen Benehmen ihm von Minute zu Minute verdächtiger vorkam, und dennoch noch an keinen durchaus glücklichen Erfolg der Strandbatterieen glaubend, denn man konnte unmöglich eine genaue Einsicht der Lage der Schiffe gewinnen, schritt er in leisem Gespräche mit mehreren zufällig gefundenen Freunden am Strande auf und ab.

„Was meinen Sie dazu, Capitain Burns, wie wird das Ende sein?“ fragte ihn ein Bekannter, der ihm begegnete.

„Das weiß Gott allein!“ lautete seine ruhige Antwort.

„Aber was hoffen Sie? Oder fürchten Sie etwas?“

„Ich fürchte viel und hoffe wenig, obgleich ich von hier aus noch deutlicher einen großen Fehler des Feindes bemerke, den ich schon früher ausgesprochen.“

„Und welcher ist dies?“ fragte der Unteroffizier Preußer, der zu der Gruppe getreten war.

Andreas reichte ihm die Hand und drückte sie ihm warm. Dann aber sprach er mit bleichem Gesichte und bebender Stimme folgende Worte:

„Blicken Sie dahin, mein junger Held! Dort ist die Nordbatterie und hier ist die Südbatterie. Mitten zwischen beiden liegen zwei große Schiffe, ohne die erstere zum Schweigen gebracht zu haben. Hinaus

aus dem Hafen können sie nicht — ich habe es mit eigenen Augen gesehen und als alter Seemann beurtheilt. Sie haben also keine Mittel zu entfliehen, denn sehen Sie da, der Wind und die Wellen werden heftiger, als sie je gewesen sind."

„Nun — und? Fahren Sie fort!"

Andreas bebte krampfhaft zusammen, sein Patriotismus kämpfte in diesem Augenblicke einen Riesenkampf mit der Liebe zu seinem Kinde. „Sagen Sie sich das selbst," sagte er leise. „Der Feind ist in Ihre Hand gegeben — wenn Sie ihn zerschmettern wollen, thun Sie es ja, denn sobald kommt Ihnen eine ähnliche Gelegenheit nicht wieder!" Und da er vor innerer Bewegung nicht weiter sprechen konnte und seine Rührung nicht blicken lassen wollte, ging er langsam bei Seite.

„Was hat der ernste Mann?" fragte der junge Preußer mit Theilnahme.

„O!" erwiderte Andreas Freund. „Er ist der edelste Patriot der Herzogthümer — aber — schauen Sie da, sein jüngster Sohn ist gegen seinen Wunsch Kadet auf dem Christian —"

„O!" riefen Alle und wandten einen traurigen Blick auf den dahin eilenden Seemann und einen zweiten auf das dicht vor ihnen liegende Linienschiff.

Die in Verzweiflung gefaßte, aber mit dem Scheine der Ruhe und Zuversicht ausgeführte Kriegslist, ihre Schwäche hinter einer prahlerischen Drohung zu verbergen, war den Dänen also nicht gelungen. Wenn man sie auch nicht durchschaut hatte, so war man doch standhaft genug gewesen, von dem übermüthigen Feinde keinen Pardon nehmen zu wollen. Gleich nach vier Uhr brachte ein Seeoffizier die schriftliche Meldung an's Land, daß die Dänen die Feindseligkeiten sogleich wieder beginnen würden. Eine Viertelstunde später glitt die weiße Flagge vom Maste herunter und damit war das Zeichen zum Angriffe gegeben. Im Nu stoben die Zuschauer am Strande nach allen Seiten auseinander und verschwanden wie von einer Windsbraut fortgefegt; das weite sandige Ufer, noch so eben von Menschenhaufen wimmelnd, war wieder öde und leer; nur die Nassauer Batterie mit ihren Mannschaften blieb auf dem freien Raume sichtbar, während die am südlichen Hafenende aufgestellte Infanterie sich ebenfalls hinter ihre Verstecke zurückgezogen hatte. Von der Nordbatterie konnte nur die Gefion, wie sie jetzt stand, erreicht werden; gleichsam blind aber in sein Verderben rennend, spannte das Linienschiff einige Segel auf und fuhr, sich unverantwortlicher Weise dadurch zugleich beiden Feuern

aussetzend, unmittelbar vor die Südbatterie bis auf Kartätschenschußweite heran. Letztere hatte sich beim ersten Angriffe ziemlich verschossen, während des Waffenstillstandes aber von der Nordbatterie Munition und zugleich den Befehl erhalten, von jetzt an auch mit glühenden Kugeln zu schießen, was bisher nicht geschehen war. So lagen denn die feindlichen Schiffe beiden Batterieen mundgerecht, die vier Nassauer Geschütze aber, welche zwischen dem Pflegehause und dem Strande sich nördlich von der Südbatterie aufgestellt, beschossen vorzüglich die Takelage und die Mastkörbe des Linienschiffs. Um halb fünf Uhr begann das Feuer wieder und steigerte sich schnell bis zu einer Heftigkeit, wie sie selbst vorher im lebhaftesten Gefechte nicht beobachtet worden war.

Die Schiffe ergossen eine wahre Fluth von Kugeln schwersten Kalibers auf die Batterieen und zugleich auch theilweise auf die Stadt, um ihre Drohung auszuführen. Die Dächer der Häuser krachten zusammen, aber man hörte kaum den Fall der stürzenden Balken und Steinwände vor dem Donner der auf einmal losbrüllenden Geschütze. Zwischendurch aber klirrten die zerschmetterten Fensterscheiben und das hie und da aufgerissene Straßenpflaster schlug dröhnend und polternd gegen Thüren und Bretter-

zäune. Das Pflegehaus bekam einige Schüsse davon ab, aber nur eine 82jährige kranke Frau, die in ihrem Bette von einer Kugel, nachdem sie zwei Wände durchschlagen, getroffen wurde, war das einzige Menschenleben, welches die Stadt dem schonungslosen Feinde zum Opfer brachte.

Aber die Deutschen waren nicht minder thätig in Entladung ihrer todbringenden Geschosse. Die Gefion litt eine Zeit lang am meisten. Ihr Spiegel, auf welchem mit großen goldenen Buchstaben ihr stolzer Name prangte, hatte sich wieder dem Strande zugedreht und es gab kein Mittel mehr, ihn seewärts zu wenden. So würgten die Nassauer Kugeln nach Herzenslust über sie hin, immer die Länge des Schiffs bestreichend, in alle Luken und Oeffnungen hinein jagend, die Masten zersplitternd, das Tauwerk zerreißend, welches in Fetzen und Stücken nach allen Seiten herabhing, und Tod und Verderben in die schon genug gelichteten Reihen der Seeleute tragend. Und die glühenden Kugeln der Südbatterie, deren Flug man deutlich verfolgen, deren dampfende, brennende Wunden man mit bloßen Augen bemerken kann, bohren sich immer sicherer, heilloser da ein, wohin man sie auf Christian den Achten schleudert, denn sie kommen aus nächster Nähe, und bei jedem ihrer Würfe

ertönt ein Wehegeschrei über das Wasser her, und da und dort steigt vom Borde eine flackernde Flamme auf, zum Zeichen, daß ihrer schon mehrere gezündet.

Da wird der ächzenden Gefion von einer 84pfündigen Bombe von der Nordbatterie her das Steuer zerschmettert und zugleich von einer anderen Kugel ihr eines Ankertau zerrissen; allmälig treibt sie widerstandslos näher an den Strand, und da die Kartätschen aus vierhundert Schritt Entfernung über ihre Batterieen fegen, beugt und windet sie sich unter den schrecklichen Stößen und ihr Feuer wird allmälig schwächer und schwächer.

Doch, begeben wir uns selbst an Bord und sehen wir, wie den Schiffsführern zu Muthe ist. Capitain Meyer, als er sein schönes Schiff in diese trostlose Lage versetzt sah, berief seine Offiziere in seine Kajüte, in der man kaum vor Pulverdampf athmen konnte, um mit ihnen den letzten, traurigsten Entschluß zu fassen. Alle stimmten darin überein, daß fernere Vertheidigung — denn ein Angriff war es schon lange nicht mehr — nur vergebliche Menschenopfer fordere und also nutzlos sei. Verbrennen und versenken durfte man das Schiff nicht, weil zahllose Verwundete, so viele, daß man sie nicht rasch genug wegbringen konnte, im untersten Raume, auf den

Decken, in allen Kajüten lagen. Auf den Grund setzen wollte man es darum nicht, weil das Linienschiff dadurch sein Fahrwasser verloren hätte und man wenigstens hoffte, daß dieses sich frei machen und davon gehen würde. So blieb denn nichts weiter übrig, als Ergebung — Ergebung an einen Feind, den man selbst zu vernichten gekommen war. Und so ward es beschlossen. Sogleich sandte Capitain Meyer einen Offizier an Bord seines Vorgesetzten und meldete, daß er die Flagge streichen müsse, eine Mittheilung, die der alte Paludan schweigend und mit ergebener Miene hinnahm.

Das Linienschiff dagegen war vielleicht dadurch in seine jetzige schlimme Lage gerathen, weil sein Commandeur die Gefion nicht allein im Hafen zurücklassen wollte. Da aber seine Bedrängniß von Augenblick zu Augenblick zunahm, namentlich die glühenden Kugeln der Südbatterie immer gräulichere Verwüstung anrichteten, so beschloß er endlich, die Flucht zu versuchen. Während er daher alle möglichen Kräfte zum Feuern auf Batterie und Stadt verwandte, wurden Männer auf die Raaen gesandt, um die Segel zu lösen. Zugleich wurden die Anker mit Macht gehoben. Schon waren Fock-, Klüver- und Besahnsegel beigesetzt, aber auch die Marssegel beizu-

setzen, wollte nicht gelingen. Dennoch kam das riesige Schiff in langsame Fahrt. Aber in demselben Augenblicke bemerkten die Schützen am Lande das Manöver, welches ihnen ihre Beute entziehen sollte. Alle Kanonen, mit Granaten und Kartätschen geladen, richteten sich in die Höhe, auf Masten, Segel und Tauwerk zielend, und wie durch eine Windsbraut weggefegt, sank augenblicklich Alles in Fetzen herab, und die getroffenen Männer stürzten kopfüber auf das schon von Blut schwimmende Deck nieder. Das Schiff war nicht mehr im Stande zu fahren, alles laufende Gut hing todt herab. So trieb es südwestlich dem Landgrunde entgegen, seinen reichverzierten Spiegel zum ersten Male der Südbatterie zeigend, so daß es nun auch der Länge nach beschossen ward, wobei, wie man versichert, eine durchschlagende glühende Kugel auf einen Schlag drei Kanonen demontirte und einer Reihe im Gliede stehender Seeleute die Köpfe wegriß. Plötzlich aber erzitterte es von der höchsten Mastspitze bis zum Kiele, und seine schwarzen Flanken hin und her schüttelnd, stieß es mit dem Hintertheile auf den Grund und saß auf dem Sande felsenfest.

Da gab es denn kein Mittel mehr, das Schiff flott zu machen, immer wüthete das Feuer vom Lande fort und fort und jede Kugel splitterte und krachte in

die unteren Räume hinein, so daß Menschen und Holz zugleich in Stücke gerissen wurden. Dabei war an mehreren Stellen zugleich Feuer ausgebrochen, sowohl im Wassergange unter den Röſten, als auch an verschiedenen Stellen der Steuerbordseite und im großen Raume. Da endlich — o viel zu spät! — rief Paludan seine Offiziere zusammen, um ihre Ansicht über die Lage des königlichen Dreideckers zu vernehmen. Es konnte keine abweichende Meinung mehr geben — man beschloß das traurige Beispiel der Gefion nachzuahmen. Es war jetzt beinahe sechs Uhr. Man ließ mit dem Schießen nach, was man sich am Lande anfangs nicht zu deuten vermochte; denn daß das Schiff sich ergeben wolle, dachte kein Mensch, oder nur sehr Wenige. Nachdem daher Befehl gegeben war, alle Wasserhähne laufen zu lassen, um das Schiff damit zu füllen, die Munition über Bord zu werfen und das Feuer mit allen Händen zu löschen, ertönte auch noch der letzte, das Herz eines Seemanns zermalmende Befehl — die Flagge zu streichen.

## Fünftes Kapitel.

### Das Gottesgericht vor Eckernförde.

Und so war denn dieser für den Befehlshaber eines großen Schiffs so schreckliche und demüthigende Augenblick gekommen. In den Landbatterieen hatte man die letzten Manöver des Feindes nicht recht begriffen, da kein erfahrener Seemann sich unter den Kämpfenden befand. Nur Andreas Burns, sein Freund und noch einige andere aus der Umgegend herbeigeeilte Seecapitaine sahen allmälig den Ausgang des Kampfes sich nähern, den sie auf die Weise, wie er jetzt erfolgte, alle für unmöglich gehalten hatten.

Als die Gefion den stolzen Danebrog, das Zeichen der Herrschaft über die dänischen Meere, langsam und gleichsam so lange wie möglich zögernd

sinken ließ und dafür die weiße um Gnade bittende Flagge schnell emporzog, stießen die Seemänner am Lande einen Schrei des Frohlockens aus. Aber die Deutschen verstanden leider das Signal nicht und feuerten immer weiter. Da ließ aber auch das Linienschiff das weiße Kreuz im blutrothen Felde herab und auf seiner Mastspitze flatterte das Zeichen der Noth und Ergebung, wobei plötzlich alle seine Feuerschlünde verstummten. Diesen Vorgang mit einem Blicke erfassend, erhoben sich nun die beiden Seeleute aus ihrem Verstecke und sprangen mit mehreren von anderen Seiten herbeieilenden Kameraden an den Strand hinab. Noch im Laufe begriffen, schrieen sie schon aus der Ferne, so laut sie vermochten, den Sieg aus, und da sie nicht gleich verstanden wurden, winkten sie mit den Tüchern, um dem Feuer von Seiten der Landbatterieen Einhalt zu thun. In demselben Augenblicke stieß von der Gefion ein Boot mit einem Offiziere ab; auch er schwang ein weißes Tuch hoch über seinem Kopfe. In der Nähe der Nassauer Batterie erreichte er durch das Wasser watend das Land.

„Meine Herren," sagte er mit traurigem Tone, „warum schießen Sie noch? Sehen Sie die Friedensflagge da oben nicht? Wir haben uns ja er-

geben — schonen Sie das Leben derer, die sich nicht mehr vertheidigen können, denn an Bord der Fregatte ist mehr Tod als Leben."

Schweigend und auf's Höchste verwundert stand die Mannschaft der Batterie und starrte den unbegreiflichen Sendboten an. Da kamen aber auch die Seemänner vom Lande herbeigelaufen und erklärten den Vorfall. Augenblicklich schwiegen die Kanonen, nur die Nordbatterie feuerte noch von Zeit zu Zeit, da erst ein Bote zu ihr hinausjagen mußte, das wunderbare Ereigniß zu verkünden.

Einer der Ersten zur Stelle war der Herzog von Sachsen-Coburg. „Es ist dies der glücklichste Tag meines Lebens!" soll er geäußert haben.

Wie vom Winde herbeigeweht, füllten zahlreiche Menschengruppen plötzlich den weiten Raum am Strande an. Ein ungestümer und endloser Jubelruf hallte laut an den Häusern der Stadt wider. Die Thore der Batterie öffneten sich und die Menge strömte unaufhaltsam hinein, die wackeren Kämpfer zu beglückwünschen, zu umarmen. Aber wie sahen sie aus! Es dauerte eine Weile, ehe sie sich besinnen, ehe man sich ihnen verständlich machen konnte. Sie schienen das Gehör verloren zu haben und Einige hatten es wirklich verloren. An ihrer Kleidung war

keine Farbe mehr zu erkennen; alles Metall an ihrem Leibe, am Helme, am Degen schien verschwunden zu sein. Eine dicke schwarze Kruste bedeckte sie von der Helmspitze bis zu den Stiefeln hinab; die Gesichter, eben so schwarz und dabei von der ungeheuren Anstrengung und Aufregung gedunsen, waren vollkommen unkenntlich, als wenn sie Masken vorgelegt hätten. Kaum aber hatte sich der erste Jubel gelegt, so gedachte man der Verwundeten auf den Schiffen. Boote flogen augenblicklich hinüber, um die Befehlshaber der Schiffe und dann die Verwundeten an Land zu holen.

Einer der Ersten, der auf dem Strande erschien, war der alte Paludan. Er wurde von Matrosen auf den Armen durch die Brandung getragen und überreichte dem Herzoge ehrfurchtsvoll und von seinem Geschicke tief gebeugt seinen Degen. Gleich nach ihm langten Schaaren Verwundeter an. O, mit welchem Entzücken mochten die so jungen oder ganz alten Leute, die man gewaltthätig zum Dienste gepreßt, wieder festen Boden unter ihren Füßen fühlen, und wie glücklich waren sie, wenigstens das Leben gerettet zu haben! Und von allen Seiten sprang man herbei, ihnen einen Labetrunk zu reichen und die Blutenden in warme Betten zu lagern.

Boot an Boot, zu den Schiffen oder den Bewohnern der Stadt gehörig, flog jetzt hin und zurück, das Werk der Liebe zu vollenden und zu retten, was zu retten war; schon war der Strand schwarz von den Gestalten der dunkel gekleideten Matrosen. Unter allen aber bewegte sich ein einzelner Mann eifrig hin und her, fragend, forschend und suchend, und doch fand er nicht, was er suchte.

„Weiß Keiner von Euch, wo der Kadet Burns ist?“ fragte seine tiefe Stimme, hie und da zu einem der Verwundeten tretend.

„Noch an Bord! Noch an Bord!“ riefen sie Alle.

„Er ist ein Tollkopf, Herr!“ sagte endlich ein alter Steuermann. „Er hat geschworen, das Schiff nicht lebendig zu verlassen und will es in die Luft sprengen.“

„Ist denn noch viel Pulver an Bord?“

„Sechstausend Pfund, Herr!“

Da richteten sich plötzlich Aller Blicke auf das Linienschiff. Die Sonne hatte sich endlich, müde, das Blutvergießen und den Vernichtungskampf der Menschen länger zu schauen, gesenkt und der dämmernde Abend schwebte mit seinem düsteren Fittich hernieder. Noch war das große Schiff in eine undurchdringliche Rauchwolke gehüllt, aber hierhin und dorthin zuckten

bereits glühende Flammenströme daraus hervor, die der blasende Wind wie feurige Schlangen nach dem Lande jagte.

Da eilten zwei Männer beflügelten Schrittes von entgegengesetzten Seiten an das Ufer, dicht vor das brennende Linienschiff. Beide trafen am Rande des Wassers zugleich auf einem Punkte zusammen. Es war Theodor Preußer und Andreas Burns. Beide richteten ihre glühenden Blicke auf das glühendere Schiff.

„Wollen Sie mit hinüber, Ihren Sohn zu bergen?“ fragte Preußer den Capitain.

„Vorwärts!“ donnerte Andreas gewaltige Stimme. Das war das einzige Wort, welches er sprach. Alle seine Beklommenheit, seine Betäubung, seine Angst war aus ihm verschwunden, nur Muth und Thatkraft allein lebten in seiner Brust, denn die persönliche Gefahr, in die er sich jetzt begab, kannte er nicht, sie existirte für ihn gar nicht. Vergebens war das Bemühen der Umstehenden, die beiden Männer abzuhalten, sich auf das brennende Schiff zu wagen. Den Einen trieb allgemeine Menschenliebe, den Anderen die väterliche Zärtlichkeit, und welche Gewalt hat je diese beiden Riesen bezwungen?

„Ihr braucht uns nicht zu folgen!“ schrie Preußer

mit heiserer Stimme — „Her das Boot dort!" Aber zwei oder drei wackere Ruderer wollten es nicht verlassen und baten, mitfahren zu dürfen. Schon hatte Andreas die Brandung durchwatet und stand bereits am Steuer des auf- und abgeschleuderten Bootes, und Preußer hatte ein Ruder ergriffen, um seinen Arm wie seinen Kopf dem barmherzigen Werke zu leihen. Wie von unsichtbaren Flügeln in die Lüfte gehoben, tanzte das kleine Schiff über die haushohen Wellen dem leuchtenden Schiffe entgegen. Mit eisernem Arme und unüberwindlicher Willenskraft arbeiteten die paar Männer gegen das feindliche Element, und schon waren sie dem drohenden Feuerheerde nahe gekommen. Da hatten sie es erreicht. Oben am Spiegel standen mit gesträubtem Haare und zerrissenen Kleidern mehrere Matrosen, die sich zu retten wünschten und doch keine Möglichkeit dazu sahen. Denn schon erleuchtete die mächtiger werdende Flamme des Schiffes das Land weithin und das im feurigen Glanze glitzernde Meer.

„Werft uns einige Taue zu!" donnerte des Capitains Stimme hinauf.

Augenblicklich befolgte man den Ruf und die winzigen Menschen klommen an dem stöhnenden Riesen in die Höhe, der hier drei Stockwerke hoch aus dem

Meere ragte. Andreas war der Erste, der das von Blut schlüpfrige Deck betrat. Wie ein irrender Geist der Nacht, mit vorgestrecktem Kopfe, funkelnden Augen und von dem Widerscheine der züngelnden Flammen düster beleuchtet, stürzte er darüber hin, halb gleitend, halb fallend über Blutlachen und Trümmer. „Ist der Kadet Burns noch am Leben?" fragte er einen alten Matrosen, der sein Schiff nicht verlassen wollte und mit unterschlagenen Armen an der zersplitterten Schanze lehnte.

„Ja!" sagte der Mann trotzig und wischte sich Blut und Schweiß aus dem geschwärzten Gesichte. „So eben habe ich ihn da vorne gesehen. Aber beeilt Euch — er hatte eine brennende Lunte in der Hand!"

Ohne auf die nahenden Flammen zu achten, stürzte der von seinen innersten Gefühlen gegen die äußeren Schrecken gehärtete Mann dem Feuerwirbel näher. Aber sein Fuß strauchelte jeden Augenblick über die gehäuften Trümmer, todte und blutende Menschenleiber. Eben so erging es dem jungen Preußer, der unmittelbar hinter ihm war, ihn aber plötzlich aus dem Gesichte verlor. Dem jungen kühnen Manne schwindelte es vor Augen, als er die Verwüstung, den Jammer, das Elend sah. Alles war in Fetzen, in

Stücken, in Brocken — nichts ganz, nichts heil, nichts gesund.

„Fort, fort — immer hinab!“ rief er den verdummt dastehenden Seeleuten zu — „Da kommen die Boote!“

„Sie kommen zu spät! Das Schiff wird gleich in die Luft fliegen!“ rief ein taumelnder Bootsmann.

In demselben Augenblicke stürzte ein Mann mit verbrannten Haaren und Kleidern von der Mitte des Schiffs dem Hinterdecke zu. Es war Andreas, der seinen Sohn nirgends gefunden hatte. Aber da schlugen die knisternden Flammen schon hinter ihm auf. „Rette sich wer kann!“ schrie er — „Es ist Alles verloren, das Schiff fliegt auf! In einem Augenblick wird das Feuer die Pulverkammer erreicht haben!“ —

Die noch auf dem Christian befindlichen Offiziere und Matrosen, die ihr Schiff nicht verlassen wollten, hatten sich ganz nach hinten gedrängt. Dicker Rauch umhüllte sie alle. Das Feuer leckte schon an den Masten und dem Takelwerke hinauf.

Noch immer unter ihnen stehend, das rettende Tau schon in der Hand, aber den Kopf unverrückt spähend zurückgewendet, stand Andreas Burns. Er wollte nicht weichen, so lange es nicht unumgänglich nöthig war.

Da durchzuckte ihn plötzlich ein Gedanke, der zur rechten Zeit kam. Er dachte an sein Weib und seine übrigen Kinder. Rasch fuhr er am Taue in das Meer hinab und erreichte ein Boot, hinter ihm etwa noch zwölf Menschen. Es war die höchste Zeit. Denn kaum wogte das gefüllte Boot über die Wellenberge hin, so schien sich das Meer gegen den Himmel zu heben. Eine dunkelrothe Lohe, mit breitem Fittich emporstrebend, schlug gegen die Wolken auf. Stadt, Land, Meer, die am Strande versammelten Menschen — Alles sah man wie in bengalischem Feuer erglänzen. Zugleich erscholl ein Gekrach wie von tausend Donnern, daß Allen die Sinne vergingen, und das feste Land zitterte, wie von einem Erdbeben geschüttelt. Das Schiff war in die Luft geflogen, eine fächerartige, nach Oben sich ausbreitende Hölle ausspeiend. Tausende von Trümmerstücken, Vieles in Atome zersplittert, Kanonen, Kugeln, Holz, Eisen, Kühe, Schaafe, Schweine und alles mögliche Geräth stob wie in einem gewaltigen Feuerregen nach allen Richtungen auseinander. Und unter ihnen zweihundert Menschen, deren Gebrüll, während sie in der Luft schwebten, wie das Wehegeheul abgeschiedener Geister erklang und die Ohren der am Lande stehenden Zuschauer mit Entsetzen erfüllte. Schwer, dumpf, klanglos war das

gurgelnde Geräusch, als alle diese Gegenstände in die aufschäumende Fluth sanken — dann war Alles still ringsum. Aber was noch Leben und Kraft in sich hatte, fluthete, schwamm, regte sich nach dem Lande hin, über welches sich trotz der großen Menschenmasse eine plötzliche Grabesstille verbreitet hatte.

Aber bald hatte sich der Schreck und Schauer der in stumme Bildsäulen verwandelten Zuschauer gelegt — der Drang, zu retten was zu retten war, hatte sich aller Gemüther wie mit einem Zauberschlage bemächtigt — Alles stürzte an den Rand des brandenden Wassers, welches seine Opfer todt oder lebend an den Strand spülte. Einige, die den kühnsten Luftsprung ihres Lebens unversehrt mitgemacht, kamen athemlos herangeschwommen, als sie aber, von liebevollen Armen aus den Wellen gezogen, den festen Boden betraten, taumelten und sanken sie kraftlos in Bewußtlosigkeit hin.

Unterdessen aber hatte der Tag sein Ende erreicht und die Nacht sank kalt, stürmisch und traurig herab; glühend ging der glänzende Mond auf, glühend vielleicht vor Zorn, so viel Trümmer und Wehklagen bescheinen zu müssen; das frühere Frohlocken der Sieger aber hatte seinen Ausdruck verloren. Theodor

Preußer war, ein Opfer seiner Menschenliebe, mit in die Luft geflogen. —

Am Strande aber ging einsam, suchend, spähend, hierhin und dahin sich wendend, ein Mann auf und nieder. Aber man täusche sich nicht in ihm. Keine Thräne kam in sein trockenes Auge, kein Jammerlaut entquoll seinen Lippen. Schmerzlich und tief erschüttert schlug zwar sein Herz, aber mannhaft und ungebrochen, ein gottergebener Mensch, hatte er sich unter den Willen seines Schöpfers gebeugt, der diesen schweren Richterspruch über sein Haupt ausgesprochen. Lange nachdem die dumpfe Mitternachtsglocke des Kirchthurms der Stadt über den grabesstillen Hafen erklungen, kehrte Andreas Burns erst in die gastliche und unbeschädigte Wohnung seines Freundes zurück.

---

Als am anderen Tage die Glocken der Stadtkirche den heiligen Charfreitagsmorgen mit festlichem Geläute begrüßten und zugleich den Dank der Bewohner für die wunderbare Rettung zu Gott dem Allmächtigen emporsandten, die er ihnen und ihrer Heimat am vorigen Tage so gnädig gespendet, hallten sie über eine stille, anscheinend in tiefsten Frieden versenkte Gegend hin. Ein feierliches und geheimnißvolles

Schweigen lag auf der ganzen Natur; nur die Wellen des Meeres rauschten, wie sie am Tage zuvor gerauscht, aber dennoch war der brausende Lärm, den sie verursachten, wenn sie hoch brandend das Ufer peitschten, leise Musik gegen das Gebrüll der wüthenden Schlacht am vorigen Tage. Kalt und schneidend wehte derselbe Wind über die See, aber in dem Pfeifen, welches er hören ließ, wenn er durch die Lüfte schwoll, lag allein der kühlende Athem Gottes, nicht die leidenschaftliche Fühllosigkeit des um Leben und Tod, Sieg und Untergang würfelnden Menschen. Nur die Sonne wollte nicht recht aus ihrem Wolkenschleier an diesem Tage hervorbrechen; düstergraue Dunstberge hatte sie vor ihr Antlitz gezogen, als scheue sie sich, mit vollem Auge auf die Verwüstung zu schauen, die am Strande, auf den Gefilden der Stadt und in ihrem sonst so schönen Meerbusen zu sehen war.

Und was hätte die Sonne geschaut, wenn sie frei und klar auf das Schlachtfeld des vorigen Tages geblickt? Ach, sie hätte keine Freude daran gehabt, wie auch viele Menschen keine hatten, die darauf niedersahen. Nur die kleine Batterie am Strande, aus der wenige Stunden zuvor der Tod gespieen, stand, in ihrer äußeren Erscheinung wenigstens, rein und

unbeschädigt innerhalb ihres mit Wasser gefüllten Grabens da, denn man hatte die Nacht benutzt, sie von den Spuren des Kampfes zu reinigen und zu neuem Kampfe vorzubereiten. Innerhalb ihrer Wälle freilich, obgleich die durchschossene dreifarbige Flagge siegreich und lustig im Morgenwinde wehte, lagen Haufen von Splittern und Trümmern des Blockhauses und der Pallisaden herum, in jedem Fußbreit Erde zeigten sich die Spuren der wühlenden Geschosse, und wer noch sprechendere Zeugen des Geschehenen sehen wollte, brauchte nur die Berge von dänischen Kugeln zu betrachten, die man bereits gesammelt und unter den Kanonenständern aufgehäuft hatte. Außerhalb der Batterie aber, weit die Hügel hinauf und die Straße nach der Stadt hinab, so wie rings am Strande herum, hatte das Grauen seine Körner reichlich ausgesäet. Da lag Alles durcheinandergeschüttelt herum, was Lebendiges und Todtes, Weiches und Hartes, Großes und Kleines in dem weiten Bauche des riesigen Schiffes gelegen hatte, aber Nichts war ganz, vollkommen, zusammenhängend, Alles nur Stückwerk, Ruine, Ueberbleibsel irgend eines gewesenen Gegenstandes, Reste eines verblichenen und zerstörten Ganzen. Waffenbruchstücke aller Art, Besitzthümer jederlei Gattung, Kostbares und Gewöhnliches, Nah-

rungsmittel in zersprengten Tonnen, verkohlte Balken und Bretter, Nägel, Handwerkszeuge, Geräthschaften von Holz und Eisen, vor allen Dingen aber — ein grausiger Anblick — Stücke von Menschen, die noch am Tage vorher geathmet und gelebt, auf Sieg gehofft und sich wie Männer von Eisen gezeigt hatten — alles das hatte nun seine Laufbahn auf Erden vollbracht, seine Bestimmung erfüllt und lag jetzt hier und da zerstreut und zerstückelt auf den Hügeln, den Feldern, den Wegen weit hinter der Stadt herum*),

*) Wie groß die Gewalt dieser Explosion war und wie weit herum die Gegenstände geschleudert wurden, das beweist unter Anderm folgende Thatsache, die zugleich ein anderweitiges Interesse in sich schließt, weshalb wir sie unsern Lesern nicht vorenthalten zu dürfen glauben. Die Wahrheit derselben aber verbürgen wir, da uns aus hochachtbarer Hand das Dokument zu Gesicht gekommen ist, um welches es sich hier, wie der Leser sogleich sehen wird, handelt, ein Dokument, dessen beglaubigte Abschrift in deutscher wortgetreuer Uebersetzung in unsern eigenen Händen befindlich ist.

Beim Kirchdorfe Cosel, eine starke Meile von Eckernförde entfernt, fiel unmittelbar nach jener Explosion ein brennender Gegenstand, unweit der Wohnung des Predigers Rönnenkamp, auf's Feld nieder. Die sogleich dahin eilenden Neugierigen fanden ein eben im Verlöschen begriffenes, zusammengeschnürtes Bündelchen Papiere. Es wurde vollends gelöscht und der Prediger nahm es mit nach Hause. Am folgenden Morgen trieb ihn die Neugierde, den ihm auf so seltsame Weise zu Theil gewordenen Fund näher zu untersuchen und er fand

und Jeder, der suchen wollte, fand eine reichliche, traurige und lieber nicht gesammelte Erndte. So reich

---

darin — welch ein merkwürdiges Geschick! — die, zwei Tage zuvor von dem Commandeur der dänischen Marine, Garde, von Alsen aus datirte und dem Commandeur-Capitain Paludan ertheilte Ordre zu der so unglücklich abgelaufenen Expedition gegen Eckernförde. Der Prediger Rönnenkamp sandte dieses Dokument sofort mit einem besonderen Boten an den derzeitigen Chef des schleswig-holsteinischen Kriegs-Departements, Herrn General-Major von Krohn in Schleswig, der noch heute in Besitz dieser merkwürdigen Reliquie ist. Das Aktenstück ist auf einen ganzen Bogen geschrieben, freilich an einigen Stellen am Rande, so wie auch an ein paar Stellen in der Mitte durchbrannt, aber noch vollkommen lesbar, so daß die Ordre zum Angriffe und die Absicht derselben klar vorliegt.

Dem Leser, der sich dafür interessirt und es anderweitig vielleicht nicht gelesen hat (da es schon — wo, wissen wir nicht — abgedruckt ist), theilen wir auch dieses Aktenstück in der wortgetreuen Uebersetzung mit und bemerken nur, daß die ausgebrannten Worte durch die punktirten Stellen bezeichnet sind. Es lautet:

In Folge Ordre vom commandirenden Generale soll eine Expedition, bestehend aus zwei Dampfschiffen und einigen Transportfahrzeugen von Horuphav so frühe abgehen, daß selbige den Abend des 4. d., bei eintretender Dämmerung, vor dem Hafen von Eckernförde eintrifft, wo diese in Verbindung mit dem Linienschiffe Christian VIII. und der Fregatte Gefion, wo möglich in den Hafen einläuft und an verschiedenen Stellen Truppen an's Land setzt, welche indeß bald wieder an Bord genommen werden müssen, darauf die feindlichen Strandbatterieen zerstört und sich wo möglich in Besitz von Eckernförde setzt, woselbst Nachrichten vom Feinde eingezogen und alle feindlichen Vorräthe

und weit aber auch die Saat des Unheils am Lande verbreitet war — es war nur ein Spiel, eine Kleinigkeit, mit dem Schauspiele verglichen, welches der

---

mitgenommen oder zerstört werden. Die Absicht ist, den Feind zu alarmiren und denselben glauben zu machen, daß eine bedeutende Stärke be Eckernförde landen wolle. — Die Alarmirung muß wo möglich so früh geschehen, daß die Nachrichten davon den 5. Morgens in Flensburg eintreffen können, also wo möglich bald nach Mitternacht; da dieses aber vielleicht nicht ausführbar, so . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . Tagesanbruch . . . . . . . — Dem Herrn Commandeur-Capitain Paludan wird diese Expedition übertragen, dessen Einsicht . . . . . . . . Aufmerksamkeit gegen Süden . . . . . . . . . weshalb Alles so viel wie möglich . . . . . . . . .

Dem Chef des Dampfschiffes Hekla ist die Ordre beigelegt, sich unter Ihr Commando zu stellen und mit seinem Schiffe zum Linienschiffe bei Eckernförde . . . . . . . . . . .

Gegen Abenddämmerung ist die Fregatte Gesion mit dem Dampfschiffe Geiser . . . . . . . außerhalb . . . . . . . Hafen . . . . . . . . . . . und der Chef . . . . . . . Ihrem Commando. In drei Jachten . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . zur Disposition . . . . . . . . . . Dampfschiffe . . . . . . . . . . ausgesetzt werden . . . . . . . . . . . .

Während der Expedition besorgt die Corvette Galathea . . . . . . . . . . . . . . . . vor dem Kieler Hafen . . . . . . . Wenn die Expedition den 5. geendet ist, so geht die Galathea hierher, nach der dem Chef derselben gegebenen Ordre. Sie werden eines von den Dampfschiffen beordern, die Galathea zu begleiten. Das andere Dampfschiff senden Sie direkt hierher mit dem Rapport über die beendigte Expedition.

Sonderburg den 3. April 1849.

Garde.

Rand des Meeres rings um den Busen herum darbot.

Da lag noch, wo er gestern gelegen, der ungeheure Kiel des einst so königlichen Schiffes; der Grund seines nicht mehr vorhandenen Hintertheils saß noch auf derselben Sandbank fest, nur sein schön geschweifter Bug, einzig und allein ziemlich zusammengehalten, ragte wie ein dunkeler dräuender Meergeist aus den schäumenden Wellen hervor. Alles Uebrige war verschwunden, im Grunde der See begraben, weit in alle Lüfte zerstreut. Vierhundert Schritte vom Lande entfernt, starrten diese Trümmer acht oder neun Fuß hoch in die Luft, und noch nicht gesättigt in ihrem Grimme, ihrer Leidenschaft und Gier, fraß und nagte die düsterrothe Flamme an den Gegenständen, die ihrer hin und her flackernden Zunge Speise boten. Noch immer schlug der lodernde Brand haushoch empor und sandte einen stinkenden Qualm in die reine Morgenluft, und jedesmal, wenn die wogende Fluth, die noch Berge auf Berge an das Ufer schleuderte, darüber hinwegstürzte, löschte er sich; kaum aber war die salzige Flüssigkeit über die Trümmer gerauscht, so loderte die Flamme wieder mit neuer Gewalt aus dem feuchten Schooße hervor.

Und dies Schauspiel dauerte drei Tage hindurch,

da erst hatte der Feuer- und Wasserwolf seine Beute verschlungen.

Nur am Strande, unmittelbar das sandige Ufer berührend, lag, etwa 300 Schritte breit und 3000 Schritte lang, ein riesiger leise wogender Gürtel, den die Wellen, so mächtig sie waren, nicht hoch in die Höhe heben konnten, denn in diesem chaotischen Gürtel war Alles enthalten, in seinen Bereich hatte das Meer Alles herangespült, was gestern Abend in die Luft geflogen und in die Tiefe gesunken war. Millionen zerbrochener, zerrissener, zerfetzter Stücke und Stückchen, von der Größe einer halben Schiffswand bis zur Kleinheit eines Kieselsteins, tauchten auf und nieder in der tanzenden Brandung. Zerschmetterte Maste, zersplitterte Boote, meist ihre Kiele den Lüften zeigend, zerrissenes Tau- und Segelwerk, Flaggen und Ruder, Kisten und Tonnen, Möbel und Waffen — Alles, Alles trieb und rieb sich bunt durcheinander, drückte und preßte, schob und hob Eins das Andere an's Ufer, als wollte ein Jedes aus dem feuchten Grabe gerettet und wieder in warmer Menschenhand geborgen sein.

Und dann und wann hob sich eine Stelle, wie eine kleine Insel, höher empor, als triebe sie eine lebendige, innere Kraft an das Licht. Und die Men-

schen, die eilfertig hinzusprangen, um vielleicht noch ein Leben zu retten, fanden in der Regel nichts als einen todten Körper, einen Kopf, einen Arm, ein Bein, welches die Seele längst verlassen, das Meer ersäuft und der Tod erkältet hatte.

Und da standen sie am Ufer und schauten mit stieren, verwunderten Augen und stockendem Athem auf die wogende Wüste, das tanzende Chaos, welches dem Leibe eines Riesen angehört hatte. Je weiter der Morgen in den Tag vorrückte, desto mehr füllte sich der weite Strand mit neugierigen, erschrockenen und vor Staunen nicht reden könnenden Menschen; aus der ganzen Umgegend, aus Kiel, Schleswig und Rendsburg strömten sie herbei, um das unglaubliche Schauspiel zu sehen, denn schon ist zu ihnen die Kunde des merkwürdigsten aller Siege und Niederlagen gedrungen. Haufenweise umdrängen sie den Strand, holen und fischen heraus, oft mit Lebensgefahr, was ihnen behagt und beliebt, und rollen schon große Fässer an den Strand hinauf, die sie aufschlagen und dann daraus mit köstlichen Leckerbissen und herrlichem Kopenhagener Biere sich erlaben. Auch Waffen und sonstige Erinnerungen an den königlichen Christian sammeln sie sich, Jeder nimmt, was ihm gefällt, denn noch wehrt Niemand die Aneignung, es

ist Alles, Alles Eigenthum des siegreichen deutschen Volkes, welches seine Abgeordneten aus allen Ständen hierher gesendet hat.

Aber da naht von der Nordseite der Stadt her, wo die schöne Jungfrau des Meeres, die stattliche Gefion, mit Ketten an die Brücke gebunden ist — eine kostbare Gefangene, weil sie zugleich die einzige sichtbare Trophäe des großen Sieges ist — ein trauriger, unwilliger und unser tiefstes Mitleid in Anspruch nehmender Zug. Man hat die Seeleute der Fregatte aus ihrem blutigen Gefängnisse, in dem sie während der Nacht geblieben waren, entlassen; sie kommen herbei und vereinigen sich mit den geretteten Kameraden des Linienschiffes. Und schon nahen auch die preußischen Musketiere vom 12. Infanterie-Regimente, welche die Gefangenen nach Rendsburg führen sollen.

Da fahren auch Wagen auf, kleine holsteinische Bauerwagen, für die königlichen Offiziere bestimmt, die kurz vorher noch im Vollgefühle ihrer Herrschaft auf der Campanje ihres Dreideckers gethront haben. Auf den ersten derselben steigt der greise Paludan, tief geknickt von seinem unerhörten Mißgeschicke, das graue Haupt vornüber gebeugt, die Hände in die weiten Aermel seines Ueberrocks gesteckt, von Zeit zu

Zeit im kalten Morgenwinde schaudernd und sich nicht getrauend, einen Blick auf die neben ihm brennende Ruine seiner Herrschaft zu werfen. Als er auf seinem Strohsacke sitzt, nimmt er einige kleine Knaben — ein rothhääriger ist darunter und weint — die jüngsten Kadetten, zwischen seine Kniee, denn es sind Söhne vornehmer Leute in Kopenhagen, die man seiner Leitung und Obhut anvertraut hat. Als seine kleinen Gefährten alle um und neben ihm sitzen, wirft er einen Abschiedsblick auf Eckernförde — er wird es nie vergessen — und fährt davon.

Den zweiten Wagen besteigt ein anderer Offizier, der Capitain Meyer, der Führer der Gefion, die er jetzt verlassen hat, um sie nicht wiederzusehen. Stolz und sicher schreitend, das Antlitz kühn erhoben, wirft er mit Zähneknirschen einen düsteren Blick auf den brennenden Christian, dessen Flammen sich blutig in seinem Herzen widerspiegeln. Fest, ungebrochen, mit auf der Brust gekreuzten Armen sitzt der strenge Mann auf seinem Strohsacke und denkt im Stillen vielleicht an einen neuen Kampf. Wahrlich! es wäre nicht rathsam, ihm in dieser Stimmung noch einmal mit seiner Fregatte auf offenem Meere zu begegnen, denn er würde sich schlagen wie ein Verzweifelter, auf Leben und Tod. Nachdem auch zu ihm einige junge

Leute auf den Wagen gestiegen sind, folgt er, die lautlos umherstehende Menge mit stolzem und feurigem Blicke betrachtend, seinem ehemaligen Befehlshaber. Und so besteigen denn auch die anderen Offiziere ihre Wagen, unter ihnen der kühne Graf Wedel Jarlsberg, der Adjutant Paludan's, der unmittelbar vor der Explosion des Schiffs vom hohen Borde in die See gesprungen war und trotz ihrer gähnenden Schlünde das Ufer glücklich erreicht hatte. Viele von ihnen tragen um Kopf, Arm oder Leib mit Blut getränkte Binden, Beweise, daß sie mehr oder weniger verwundet sind, was aber jeder so viel wie möglich dem Volke von Eckernförde zu verbergen trachtet.

Als aber die zehn oder zwölf Wagen ihre Last aufgenommen haben und davon gefahren sind, treten die preußischen Musketiere heran und bilden einen großen aber sehr dünnen Kreis um die Matrosen und Seesoldaten, von denen noch über 900, die im Hospitale liegenden eingerechnet, am Leben und gefangen sind, aber auch von den Anwesenden bluten Viele aus verschiedenen Wunden, die sie sich kaum wollen verbinden lassen. Es sind düstere, trotzige Gestalten mit finsterem Blicke, die noch die Folgen des langen Gefechts, Abspannung und Ermüdung, auf ihren bleichen Gesichtern tragen und mit trübem Schwei-

gen den ernst blickenden Kriegern folgen, die sie nach der Festung Rendsburg führen.

Von Hunderten von Menschen begleitet, setzt sich der lange Zug in Bewegung, rückt langsam die Anhöhe hinauf und lockt aus jedem Orte, aus jedem Hause, an dem er vorüberkommt, Männer, Weiber und Kinder auf die Straße, die über die Maaßen neugierig sind, das große Wunder zu schauen, und nicht begreifen können, wie es möglich war, daß so viele und so starke Männer von so wenig braven Männern besiegt worden sind.

Kaum aber ist dieser Menschenhaufe vom Strande vor Eckernförde weggezogen, so bereitet sich schon ein anderes, nicht weniger ergreifendes, ja ein viel trübseligeres Schauspiel vor. Schleswig-holsteinische, thüringische Soldaten und Einwohner der Stadt kommen von langem Suchen zurück und legen am Strande nieder, was sie auf ihrem Wege gefunden haben — verstümmelte Leichen, einzelne Menschenglieder — Alles aber kalt, blutlos, von der Starrheit des Todes befangen, geschwärzt vom Pulverdampfe und bestäubt von dem trockenen Gefilde, wohin es die Gewalt des auffliegenden Vulkans geschleudert.

Unter den Suchern befindet sich — wir ahnen es schon — unser Freund, der Capitain Burns. Mit

treuen, scharfen Vateraugen hat er unter den vielen Leichen und Leichentheilen eine einzige gesucht, aber er hat sie noch nicht gefunden. Da zieht ein lauter Aufschrei ihn nach einer großen Gruppe hinüber. Man hat vier Stücke zusammengesetzt, die ungefähr einen Menschen bilden und unzweifelhaft einem einzigen gehörten, und dieser Mensch hieß im Leben Theodor Preußer. Ja, er ist es, man erkennt sein Antlitz, das selbst der gräßliche Tod nicht verzerrt und verunstaltet hat. Stumm, mitleidsvoll und tief bewegt tragen ihn die Bürger nach der Stadt, um ihn vom Staube zu reinigen und ihm eine ehrenvolle Ruhestätte anzuweisen.

Aber was ist das — wem gehört jener Kopf mit den blond gelockten Haaren, die die Flamme verschont und nur der Staub des Feldes, worauf er gefunden, befleckt hat? — Es ist ein zartes, feines Gesicht und muß einem kaum bärtigen Jünglinge gehört haben. Ein Mann hält ihn an den Haaren empor und fragt, ob vielleicht Jemand ihn kenne?

Andreas wirft nur einen Blick darauf — und er hat ihn erkannt; ja, es ist seines Sohnes Kopf, seines Erik, des Lieblingskindes seiner Gertrud, deren liebliche Züge er selbst im Tode noch trägt. Mit einem Satze, wie ihn der Löwe auf sein gefährdetes

Junge vollführt, springt er darauf zu und nennt das traurige Ueberbleibsel eines Menschen sein Eigenthum.

Er hebt ihn in die Höhe, betrachtet ihn beim Lichte der Sonne, die eben ihr Antlitz enthüllt und dem unglücklichen Vater über dem todten Auge des Kindes das lebendige, allgegenwärtige Auge Gottes zeigt, und ruft: „Ja, ja, er ist es — ich kenne ihn!“

Und rasch ein seidenes Tuch um das geliebte Kindeshaupt schlingend, trägt er es auf seinem Arme in das Haus des Freundes, schließt sich in sein Zimmer ein und läßt Niemanden sehen, von welchen Gefühlen er durchdrungen, von welchen Schmerzen er erschüttert ist.

## Sechstes Kapitel.

### Die Rückkehr vom Siege bei Eckernförde.

Es war beinahe der Mittag des Charfreitages herangekommen, als der Besitzer des Hauses, der bis dahin seinen Gast absichtlich nicht gestört hatte, an Andreas' Thür pochte.

„Wer ist da?" fragte eine ruhige, tiefe und ernste Stimme heraus.

„Ich bin es, Andreas, Dein Freund — darf ich nicht zu Dir eintreten?"

Die Thür öffnete sich und dem Eintretenden bot sich ein seltsamer Anblick dar. Außer dem bleichen Freunde, dessen energisches Gesicht aber seine vollkommen wiedergewonnene Fassung verrieth, sah er — eine traurige und früh verblühte Blume — auf einem

geleerten Blumentopfe das rein gewaschene und wohlgekämmte Haupt des todten Jünglings stehen. Stillschweigend, von Niemandem bedient und unterstützt, hatte der Vater mit liebevoller Hand dies Werk allein verrichtet, und als es vollendet war, zu seinem Schöpfer gebetet und um Kraft gefleht, nicht den eigenen Schmerz, denn der war schon bezwungen, sondern den einer anderen Seele siegreich zu bekämpfen, der er dies theure und letzte Andenken überbringen wollte.

„Sieh," sagte Andreas zu seinem Freunde, „das war mein Erik, mein jüngster Sohn, auf den ich einst große Hoffnungen baute, denn er hatte vortreffliche Anlagen für einen tüchtigen Seemann, und Lust und Neigung zu dem schönen und kühnen Berufe, wie wir selber, da wir so jung waren, wie er. Aber Gott wollte es anders, und ihm müssen wir Menschen ja kindlich gehorchen, denn er ist ja unser Aller Herr und Vater. Auch soll der Mensch auf Nichts in dieser Welt fest und sicher rechnen, denn je sicherer er zu rechnen glaubt, um so gewisser verrechnet er sich, da er die Mächte des Schicksals nicht in Anschlag bringt, die ihm falsche Zahlen unterschieben. Hätten wir eine deutsche Flotte gehabt, er wäre gewiß ein Deutscher geblieben, aber so trifft der allgemeine Fluch unserer nationalen Schwäche auch mein

altes Haupt, obgleich ich sie nicht verschulde. Nicht die dänische Gesinnung, nur die dänische Macht und der Glanz ihres Rufes zur See zog ihn zu den Nachbaren hinüber, und in männlichem Kampfe, vielleicht in Verzweiflung, nicht siegen zu können oder gegen sein Vaterland seine Hand erhoben zu haben, hat er sein Leben gelassen. Das ist seine kurze Geschichte. Und nun, mein Freund, danke ich Dir für Deine Gastfreundschaft. Ich habe nur noch ein kleines Geschäft vor mir, dann muß ich Dein Haus verlassen und mein eigenes aufsuchen."

„Aber warum so eilig, Andreas? Du kommst früh genug mit der traurigen Botschaft heim."

„Eben darum, damit kein Anderer die Botschaft vor mir bringe, will ich sie selbst so schnell wie möglich bringen. Ach, ich habe hier nur ein leichtes Geschäft vollbracht — zu Hause erwartet mich ein schwereres."

Der Freund drückte dem Freunde die Hand und ließ ihn gewähren, denn er kannte seinen Charakter und wußte, daß er von einem einmal gefaßten Entschlusse nicht abzubringen war.

Dicht neben dem Hause des Seemanns wohnte ein armer Schreiner. Zu diesem begab sich Andreas, sagte ihm einige Worte und ward in die kleine Werk-

statt geführt, wo er Bretter und Werkzeuge empfing. Und der Sonntag ward nicht durch die Arbeit entheiligt, die jetzt von den Händen des bleichen Vaters vollführt wurde. Schnell, geschickt, ohne Hülfe eines Fremden, zimmerte er einen kleinen Kasten und machte sich einen Deckel dazu; und als das leichte Werk vollbracht war, trug er es in sein Haus, wickelte das theure Kindeshaupt in mehrere weiße Tücher, die ihm sein Freund gegeben, legte es in den Kasten und nagelte den Deckel darauf. Dann band er das Ganze in ein schwarzes Wachstuch ein und knüpfte eine starke Schnur darum. So sah es aus wie ein kleiner Sarg, der leicht zu handhaben war.

Eine halbe Stunde später ward der treue Grauschimmel vor das Thor des Hofes geführt und Andreas setzte sich auf, nachdem er warmen Abschied von seinem Freunde genommen. Vor sich auf den Sattel aber nahm er das kostbare Kästchen und hielt es fest mit seinem rechten Arm umschlungen, während die Linke die Zügel führte. So, und nur von dem mitleidsvollen Blicke seines Freundes verfolgt, ritt er langsam aus der mit Trümmern bedeckten Stadt hinaus, die er nicht hoffnungslos, aber auch nicht voll großer Hoffnung auf ein glückliches Ende betreten hatte, und hinter ihm her erscholl der laute Jubel

der Bewohner, der sich jetzt von Stunde zu Stunde schallender erhob, je weiter die Erinnerung an das Unheil des eben Erlebten vor dem wachsenden Siegesgefühl in die Schatten der Vergangenheit zurücksank.

In langsamem Schritte, denn er hatte ja nun keine Eile mehr, setzte der einsame Wanderer seinen Ritt nach Missunde fort, denselben Weg wählend, den er vor drei Tagen gekommen war, und sein braves Pferd, als wüßte es, welche doppelte Last von Schmerz und Leid es trage, bewegte sich ruhig wie nie zuvor der Heimat zu.

Als die Schley mittelst der Fähre überschritten war, stieg der Reiter wieder auf und ritt, in stille Betrachtung versenkt, langsam weiter, denn Vieles hatte er zu bedenken, zu beschließen. Alles, was am Tage zuvor vor seinen Augen geschehen war, wiederholte er sich im Geiste von Anfang bis zu Ende; was er aber zu Hause thun und sagen wollte, das wußte er noch nicht, das konnte er noch nicht bedenken, denn eine Ueberfülle von Sorge und Kummer sah er vor sich liegen, die ihn um so mehr bewegten, weil sie ihn nicht selber betrafen.

So wurde es allmälig Abend und die Dämmerung sank auf die Gegend herab, durch die der einsame Reiter seinen Weg fortsetzte. Trotzdem aber

der Wind immer noch durch die Bäume rauschte, ihre Wipfel schüttelte und klagend über die öden Felder strich, dünkte ihn doch die Luft so still zu sein, wie er sie nie gehört zu haben sich erinnerte, denn noch immer, und lange nachher noch, glaubte er das Gebrüll der donnernden Geschütze und den betäubenden Knall des auffliegenden Schiffes in seinen Ohren und seinem Gehirne widerkrachen zu hören.

Und der Abend wandelte sich in die Nacht um, und der Reiter ritt immer in gleichem Schritte weiter. Je weiter er aber ritt, je dunkeler es um ihn ward und je stiller die Nacht auf die unruhige Erde sank, um so ruhiger, friedlicher wurde es in seinem Herzen, das sich vertrauensvoll zu Gott erhoben und von ihm Segen in Fülle, eben den erbetenen Frieden, erhalten hatte. So langte er erst bei hellem Mondenschein in Flensburg an. Hier blieb er bis zum Morgen, ruhte sein Pferd und nahm selbst einige Nahrung zu sich, deren er sehr bedurfte, denn er hatte in den letzten zwei Tagen wenig oder gar nichts genossen.

In Flensburg vernahm er, daß auch im Sundewitt wieder der Kampf begonnen hatte, und gerade an diesem Tage, dem 7. April, dem Ostersonnabend, entspann sich ein hartnäckiger Kampf, denn die Dä-

nen waren in großen Schaaren von Alsen herübergekommen und drängten die Deutschen bis Baurup zurück, also wieder in die Nähe von Rasmus Harms kaum hergestelltem Hause, so daß auch in Emmerslund Unruhe herrschen mußte.

Wohl hörte Andreas auf seinem Wege nach Apenrade das Feuer der kämpfenden Geschütze, aber das schien ihm Alles jetzt nur ein Kinderspiel, Tand und Scherz, nachdem er bei Eckernförde viel Größeres gesehen und gehört. Als er gegen Mittag in Apenrade einzog, fand er auch hier Alles in Kampf und Aufruhr. Die Dänen waren, überall dasselbe Spiel versuchend, mit einer Corvette und sechs Kanonenbooten gekommen und hatten das Apenrader Schloß und die Schanzen vor der Stadt eifrig beschossen, mußten aber, von den Schleswig-Holsteinern zurückgedrängt, ihr Heil in der Flucht suchen, so rasch sie konnten. Und gerade als sie auf ihre Schiffe flüchteten, kam Andreas vor der Stadt an und mußte einen weiten Umweg nehmen, um nicht zwischen die kämpfenden Schaaren zu gerathen. So langte er erst Nachmittags bei dem alten Wundarzte an, der in der nördlichen Vorstadt wohnte, und bei ihm trat er ab und rastete einige Stunden, weil er daselbst am wenigsten von Neugierigen gestört war.

Sobald er aber den alten Freund begrüßt hatte, sandte er einen zuverlässigen Boten nach dem Andreasberge, um Capitain Kühlwetter zu benachrichtigen, daß er von Eckernförde nach Hause zurückkehre. Er fügte aber den Wunsch hinzu, Niemand diese Rückkehr und die Stunde seiner Ankunft wissen zu lassen; Capitain Kühlwetter allein solle ihm bis an einen, eine Viertelstunde von Emmerslund gelegenen Ort, den er genau bezeichnete, entgegenkommen, um daselbst seine weiteren Wünsche zu vernehmen. Auf die gewissenhafte Erfüllung dieses Auftrages hatte er den Plan gebaut, den er auszuführen entschlossen war.

Gegen Abend endlich, eine Stunde vor der bestimmten Zeit, verließ Andreas das Haus des alten Wundarztes. Langsam, immer langsamer setzte er seinen Weg fort, denn je weiter er kam, um so schwerer und beklommener wurde sein Herz. Die ruhige Fassung, die er mit so viel Mühe und Selbstüberwindung errungen, wurde wieder tief erschüttert, als er sich die schmerzliche Ueberraschung vorstellte, welche seine Erscheinung und seine Mittheilung in Emmerslund hervorbringen würde. Wiederholt sprach er zu Gott und bat ihn, seine Hand gütig und milde über das Mutterherz zu breiten und der Schwachen mit seiner

Stärke beizustehen, damit sie den großen Schmerz, der ihr bevorstehe, leichter ertrage.

Während er dies so bei sich bedachte, war er im langsamsten Schritt seines Pferdes bis an die Stelle gelangt, wohin er Capitain Kühlwetter beschieden hatte. Aber vergebens sah er sich nach ihm um, er war noch nicht da, und auch sonst kein Mensch, dem er in Ermangelung des alten Seemanns den Auftrag hätte anvertrauen können, den er im Sinne trug. Aber er hatte ja keine Eile, es drängte ihn diesmal nicht mit so herzlicher Gewalt nach Hause, wie früher, wenn er Tage lang davon entfernt gewesen war, im Gegentheil, wider Wissen und Willen versuchte er den Augenblick des Wiedersehens so lange wie möglich hinauszuschieben. Daher beschloß er zu warten und stieg aus dem Sattel, immer noch sorgsam sein schwarzes Kästchen auf dem Arme tragend, ohne von dessen Schwere ermüdet zu werden, denn ein Vater vermag mit Arm und Herz eine große Last zu tragen, wenn sie das Wohl oder Weh eines Kindes, eines Sohnes betrifft.

So stand er im Dunkel des Abends, der seine Schatten schon lange über die Erde gebreitet, hinter einem noch blattlosen Gebüsche, langsam auf- und abgehend und bisweilen einen erwartungsvollen Blick

in die Richtung nach Emmerslund werfend. Aber Capitain Kühlwetter kam noch immer nicht. Statt seiner jedoch stieg der Vollmond hinter Apenrade herauf und übergoß mit seinem strahlendsten Lichte das ganze vor ihm liegende herrliche Land. O, auch auf den Andreasberg fiel sein glänzendes Auge, und Andreas konnte nicht nur das Dach, sondern sogar die Fenster der Gartenseite seines Hauses im Widerstrahl des Mondlichtes schimmern sehen.

O, wie wurde ihm da mit einem Male so weich und wehmüthig um's Herz, denn den Frieden und die häusliche Stille, die er dort oben innerhalb der Mauern jenes Hauses wohnen wußte, sollte er stören, die Hoffnung in Schmerz verwandeln und dem treusten Herzen auf Erden die bitterste Qual bereiten!

Nie wie in diesem schweren Augenblicke hatte Capitain Burns so tief und süß das Familienglück empfunden, welches ihn schon so viele Jahre an Gertrud und ihre Kinder fesselte, nie hatte er die Schwingung des menschlichen Schicksalsrades, das ihn und die Seinigen jetzt zermalmte, für so wandelbar und die Gaben der Erde für so trügerisch gehalten. Beinahe zwölf Jahre wohnte er nun schon unter diesem Dache und unendlich viel Glück und Segen hatte ihn Gott bisher darin genießen lassen, und

nun war der Augenblick gekommen, wo ihm zum ersten Male der Herrscher im Himmel sein leuchtendes Antlitz verhüllte und ihn mit nächtiger Trübsal anblickte.

Als er in diesem durchbohrenden Schmerzgefühle, von den geisterhaft dämmernden Mondstrahlen und dem Geflüster des über die Felder rauschenden Nachtwindes umschauert, so einsam und nachdenkend stand, erfaßte plötzlich eine trübe Ahnung sein männliches Herz. „Das ist der Anfang des kommenden Leids,“ sprach eine geheimnißvolle Stimme in seiner Brust, „und auf die erste Niederlage werden noch mehrere folgen. Bisher hat Dein Lebensweg hoffnungsvoll und glücklich den Berg hinaufgeführt — jetzt, jetzt aber, Andreas, schreitest Du abwärts dem dunkelen Ziele des irdischen Lebens entgegen, welches Der da, dessen Haupt Du an Deinem Herzen hältst, schon erreicht hat!“ — „Nun, wohlan denn,“ antwortete dieser Unheil verkündenden Stimme sein sich wieder erhebender Muth, „wenn es ausgestanden sein muß, so wollen wir es ausstehen, denn dem Schicksale und Gottes Willen uns widersetzen können wir Menschen ja einmal nicht. Und müßte ich selbst den Frieden und die Freude jenes Daches verlassen, und hinausziehen in die fremde Welt, wie so Viele — auch das,

ja, auch das wollte ich — nicht freudig zwar — aber doch willig erdulden, wenn ich nur mein Weib und meine übrigen Kinder behalte!"

„Mein Weib! O, was soll ich ihr sagen, wenn ich nun still und wehmüthig nach Hause komme? Ich weiß es noch nicht. Vielleicht aber giebt mir Gott den rechten Gedanken ein, wenn ich ihr fragendes Auge schaue, und leitet meine unbeholfene Zunge, daß ich sie nicht entsetze. Ach, wie freudig ließ sie mich von sich gehen, wie voll Hoffnung blickte sie mich an, als ich schied — bringe mir Gutes zurück, Andreas, sagte sie zu mir — und was bringe ich ihr? Da, hier — dieses Haupt — blaß und kalt — denn es ist Alles, was auf der Welt von dem Kinde übrig ist, was sie so heil und gesund unter ihrem Herzen getragen hat!"

Und zum ersten Male, seitdem ihm so viel Schreckliches begegnet, kam ihm eine Thräne in's Auge, ein seltener Gast bei ihm, und er zerdrückte sie nicht, sondern ließ ihr freien Lauf, denn er fühlte mit Wollust, wie sie die Last von seiner Seele hob, als hätte ein Engel mit sanftem Flügelschlage die heiße Wunde seines Herzens gekühlt — und fest an dieses Herz preßte er den kleinen Sarg, als wollte er ihn daran erwärmen, doch er — blieb starr, kalt und unempfind-

lich für Alles auf Erden, denn sein Gefühl, sein Leben war schon lange in die Gefilde des Himmels hinaufgestiegen.

---

Verlassen wir hier einen Augenblick den harrenden Vater und gewähren wir ihm Zeit, im Stillen seine traurigen Gefühle niederzukämpfen, seine Seele wird sich schon wieder emporringen aus dem irdischen Wirrwarr, wie sie es schon so oft gethan, — und begeben wir uns nach Emmerslund, um zu erfahren, wie es dort während seiner Abwesenheit hergegangen war.

In tiefster äußerlicher Ruhe hatte die Familie gelebt, seitdem der Hausherr von ihr geschieden war, aber nicht so in innerlicher Ruhe und Zufriedenheit. Voll Sorge hatte Gertrud ihren Mann entlassen, und nur die Hoffnung, eine angenehme Nachricht von ihm zu erfahren, wenn er zurückkehrte, hatte diese Sorge in etwas erleichtert. Kaum aber war er davon geritten, so hätte sie ihn gern wieder zurückgerufen, wenn es nur möglich gewesen wäre; denn nach Art der Frauen, die nur den augenblicklichen Antrieben ihrer Gefühle folgen, hatte sie in diese bedenkliche Reise gewilligt. Als sie ihn nicht mehr sah, ihn, der der ganze Trost und Schatz ihres Lebens war, fiel

ihr plötzlich eine größere Sorge auf's Herz, als je zuvor, und selbst die Betrübniß um das Schicksal ihres Lieblingskindes trat davor in den Schatten zurück. „Es ist unrecht," sagte sie wiederholt zu sich, „daß ich ihn von mir gelassen habe. Wenn ihn nun ein Unheil ereilte, wenn nun Beiden etwas Gefährliches begegnete — o, ich Thörin, wie habe ich blind und unklug gehandelt! Was kann er denn Erik helfen, wenn er am Lande und dieser auf dem Schiffe ist? O großer Gott, beschütze meine beiden Lieben — aber halte vor Allem Deine Hand über Andreas, denn er ist mein Alles, ohne ihn könnte ich nicht leben!"

Dieser Gedanke, den vielleicht Gott geschickt hatte, um der Mutter Herz auf einen großen Schlag vorzubereiten, sollte für Andreas selbst eine ungeahnte Hülfe sein, obgleich er für die Tage seiner Abwesenheit der Gattin Herz zerriß. Von Stunde zu Stunde lauerte sie nun selbst auf seine Rückkehr, aber er konnte ja in so kurzer Zeit nicht zurückkommen. In solchen Lagen aber halten die Frauen oft das Unmögliche für möglich, sie klammern sich an ein Wunderwerk der Vorsehung und vergessen über ihre Empfindungen den Zusammenhang der Verhältnisse der Welt, das Wirkliche und nur Erreichbare. So auch

Gertrud. Am 3. April Mittags war Andreas fortgeritten, am Mittag des nächsten Tages also mußte er spätestens in Eckernförde anlangen, denn er ritt ja immer so rasch. Das war am Mittwoch. Er würde Zeit genug an diesem Tage haben, sich von den Verhältnissen zu unterrichten, und am Donnerstag zurückreiten, also Freitag Mittags zu Hause sein. So rechnete die Gattin; sie bedachte aber nicht, wie die Mutter vorher gerechnet, die nur ein ihrem Sohne begegnendes Ereigniß im Sinne gehabt hatte, welches herbeizuführen oder zu beeilen ja nicht in der Machtvollkommenheit ihres Mannes lag. Doch sie rechnete einmal so, und wir wissen, was die Frauen einmal sich ausgerechnet haben, das wollen sie auch stimmen und eintreffen sehen. Als nun aber der Mittag des Freitags kam und Andreas ausblieb, ward sie schon unruhig. Der Abend kam, die Nacht — und sie wurde beinahe krank vor Sehnsucht nach dem Manne ihrer Liebe. Am Sonnabend Morgen endlich, durch Helenens und Agathens tröstlichen Zuspruch ermuthigt, faßte sie sich wieder und sprach wiederholt den Gedanken aus, sie wolle Alles erdulden, wenn sie nur Andreas noch einmal wohlbehalten im Leben wiedersähe. Ob ihr dieser Gedanke ohne alle Nebengedanken aus dem Herzen kam, wissen wir nicht, daß er aber

schon oft ausgesprochen ist, haben wir im Leben zur Genüge erfahren.

Eine ähnliche Sorge hatte seit dem vorigen Tage die drei alten Seemänner ergriffen. Seit des Capitains Abreise hatten Kühlwetter und Mevissen ihre Wohnung auf Emmerslund aufgeschlagen und treulich ihr Versprechen gehalten, das Haus und die Umgegend bewacht. Aber Nichts geschah, was sie hätte beunruhigen können. Am 3. April waren zwar im Sundewitt die ersten Kanonenschüsse des wiederausbrechenden Krieges gefallen, aber das war nichts Neues, Aufregendes mehr, das hatten sie lange erwartet und darauf waren sie vorbereitet. Auch die im Meerbusen vorbeisegelnden Schiffe beunruhigten sie nicht; beim Beginne eines ernstlichen Krieges konnten die Dänen ihr Augenmerk nicht mehr auf kleine Häuser und Höfe gerichtet halten, sie mußten alle Kräfte für den schlagfertigen Feind aufsparen. So war ihnen der 3. und 4. April verstrichen. Am 5. früh Morgens aber standen sie alle Drei auf der Warte und horchten aufmerksam nach dem Süden hinüber, denn die fürchterliche Kanonade von Eckernförde drang bis Apenrade und vielleicht noch weiter hinauf nach Norden. Daß etwas Ernstliches, Großes in jener Gegend vorgefallen sei, berechneten sie schnell, und jetzt fing ihre

Sorge an, daß ihr Freund nicht vergeblich seine Reise angetreten habe. Als aber am Abende dieses Tages jene furchtbare Explosion geschah, die durch beide Herzogthümer gehört und deren himmelhohe Feuersäule theilweise auch von geeigneten Orten gesehen wurde, da schraken sie ernstlich zusammen, denn jener dumpfe, aus der Ferne herüberdringende Widerhall konnte nichts Anderes bedeuten, als das Auffliegen eines Pulverthurms oder eines großen Schiffes.

Und als nun nach jenem dumpfen Donner Ruhe eintrat und sich auch den anderen Tag keine Schüsse mehr hören ließen, wurden sie dadurch nur um so mehr in ihrer Meinung bestärkt, aber sie hüteten sich sehr wohl, Frau Burns ihre Befürchtung mitzutheilen, denn sie kannten ihre Stimmung und Sorge.

So verging ihnen der Freitag; als aber auch da ihr Commodore nicht zurückkam, gaben sie sich sogar der Besorgniß hin, ihn selbst könne ein Unheil betroffen haben. Den ganzen Sonnabend standen sie, fast immer zusammen, auf der Warte und schauten sehnsüchtig nach dem Wege von Apenrade aus. Aber der Erwartete kam nicht, statt seiner aber die Kunde, daß die Dänen in Apenrade angegriffen hätten und zurückgeschlagen seien, was denn auch Nachmittag die in's Meer zurücksteuernden Kriegsschiffe bestätigten.

Da endlich traf gegen Abend der Bote aus Apenrade ein. Er war einem Knechte auf dem Felde begegnet und hatte diesen zu Capitain Kühlwetter geschickt, um durch seine eigene Erscheinung kein Aufsehen zu erregen, denn also hatte es ihm der vorsorgliche Capitain geheißen. Als der Knecht auf die Warte trat und den Capitain herunterrief, folgten ihm seine Kameraden auf dem Fuße, sogleich ein wichtiges Ereigniß vermuthend, denn dergleichen Boten waren bis jetzt an Keinen von ihnen geschickt worden. Als sie außerhalb des Hofes in's Freie traten, fanden sie den Mann und vernahmen die Botschaft, und da sie ihnen wenig Aufschluß gab, schauten sie sich bedenklich an. Capitain Kühlwetter machte sich aber sogleich bereit, den Weg anzutreten, sobald die bestimmte Stunde gekommen wäre, die nicht mehr fern war. Als er im Begriff war, seinen Vorsatz auszuführen, trat zufällig Gertrud in den Hof, und da sie den Freund zum Ausgehen bekleidet sah, fragte sie ihn, wohin er so spät wolle.

Der alte Kühlwetter, sonst nicht auf den Kopf gefallen, war doch etwas verdutzt, denn gerade von Frau Burns ließ er sich diesen Augenblick am wenigsten gern befragen, da er ja ihrem Manne entgegen gehen wollte und ihr nichts davon sagen sollte. Er

gebrauchte also eine etwas matt klingende Ausrede und sagte, er wolle nach Barsmark, um mit Hans Blachmann ein Abkommen zu treffen.

Als er diesen Namen nannte, rief ihn Gertrud in's Zimmer — und das hatte des Seemanns Verzögerung verursacht — und bat ihn, ein kleines Packet an die alte Mutter Blachmann's mitzunehmen, die etwas leidend war. Ehe dieses Packet zusammengesucht war, verging einige Zeit; kaum aber hatte der Capitain es in Händen, so lief er rasch zum Hofe hinaus, und wiederholt nach seiner Uhr sehend, ging er mit eiligen Schritten den Hügel hinunter, auf die Stelle zu, wohin ihn der Commodore bestellt hatte.

Und da sah oder glaubte er ihn schon von Weitem zu sehen, wie er im hellen Mondlichte neben seinem Pferde stand und gleich ihm ein Packet auf dem Arme hielt.

„Aber was Teufel!" dachte der alte Kühlwetter, „Was hält er denn da so still, wenn er es wirklich ist? Warum kommt er nicht in sein Haus? Ist er oder sein Pferd lahm? Beim lieben Gott, das hat was zu bedeuten — und ich merke nichts Gutes, so wahr ich Kühlwetter heiße! — Guten Abend, Commodore — ja, ja, Ihr seid's!" rief er laut und schwenkte schon von Weitem seinen Hut, als er deut-

lich den Grauschimmel und daneben seinen Herrn im Schatten des Gebüsches halten sah. Und er trat dicht an ihn heran und wunderte sich über das sonderbare Schweigen und die steife Unbeweglichkeit des Mannes. „Nun,“ fing er wieder an, „was giebt’s denn? Ihr seid doch wohlauf? Da habt Ihr meine Hand, Cap’tain!“

„Guten Abend, Kühlwetter. Ich danke Euch, daß Ihr gekommen seid. Da habt Ihr auch meine Hand. Wie geht es zu Hause?“

„Gut, gut — zum Teufel, ganz vortrefflich, sage ich Euch. Aber Ihr — Ihr antwortet mir nicht — Ihr seid doch nicht krank? Ihr sprecht ja nicht?“

„Ich bin gesund, Kühlwetter, Gott sei Dank!“

Kühlwetter wurde jetzt ernster betroffen und stiller als gewöhnlich, denn er bemerkte an dem Wesen des Capitains und an dem Tone, womit er sprach, daß ein Unglück geschehen sei.

„Cap’tain!“ sagte er warm — „Habet Vertrauen zu mir — der alte Kühlwetter ist’s, mit dem Ihr sprecht. Euch ist etwas begegnet — soll ich es nicht wissen? Was habt Ihr in dem schwarzen Dinge da?“

„Den Kopf meines Sohnes Erik, Kühlwetter — er ist mit dem Linienschiffe in die Luft geflogen.“

Capitain Kühlwetter wurde kreideweiß und zitterte.

Er nahm seinen Hut ab und sprach ein leises Gebet. Jetzt hatte er den stillen Mann vor sich vollkommen verstanden.

„Also Gott hat es so gewollt, Cap'tain — und in die Luft geflogen ist er, sagt Ihr — und mit dem Linienschiff?"

„Ja!" — Und Andreas erzählte kurz, was geschehen war, in Bezug auf den allgemeinen Sieg und den persönlichen Schmerz.

Der alte Kühlwetter stand auf das Heftigste erschüttert vor ihm; er hielt noch immer den Hut in der Hand und sein weißes Haar flatterte im Winde. „In die Luft geflogen — der Christian! Und die Gesion genommen! — Und der Junge, der Erik, o!" Und die hellen Zähren rollten ihm über die Wangen und er legte seinen Arm liebevoll auf die Schulter des Vaters. „O Andreas," schluchzte er laut — „wie weh thut mir das! Ich kann es Euch kaum sagen. Aber der verteufelte Junge — warum ist er zu den Dänen gegangen?"

„Still!" rief Andreas laut und ernst. „Still von Erik — kein Wort über ihn. Schmähet den Todten nicht. Er steht vor seinem Schöpfer, der ihn richten mag. Er hat einen Irrthum auf Erden begangen und den hat er gebüßt. Wenn Jemand die Strafe

erduldet, hat Niemand das Recht, ihn seines Vergehens anzuklagen. Er hat sie mit seinem Blute abgewaschen. Auch ist es nicht seine Schuld, daß er sich irrte, sondern die meinige. Warum habe ich es gelitten, daß er zu den Dänen ging? müßt Ihr fragen. Ich allein habe es zugegeben und darum hat Gott mich gestraft, denn er, der Todte, fühlt keinen Schmerz — er ist bei Gott — ich und die Mutter allein tragen das Schwerste und um ihrer willen bin ich am meisten betrübt."

„Ja, die Mutter!" rief Kühlwetter angstvoll aus, und die Haare standen ihm bei diesem Gedanken zu Berge.

Da brach Andreas seinen traurigen Gedankengang ab und sagte ruhig: „Hört nun, warum ich Euch hierher gerufen habe. Ich wollte nicht, daß man dies Kästchen sogleich bei meiner Ankunft sähe. Man würde mich fragen, was es enthält, und ich will danach nicht gefragt sein. Da, nehmt es und bewahrt es wohl. Laßt keinen Menschen es berühren, noch weniger öffnet Ihr es. Erst, wenn ich es von Euch fordere, bringt es zum Vorschein. Will die Mutter das Haupt ihres Kindes sehen, so müssen wir es ihr zeigen, wo nicht — und das wäre mir das Liebste — so wollen wir Beide es morgen bei Sonnenuntergang

bestatten — unter den schönen Buchen auf der Insel, Kühlwetter, — die immer sein Lieblingsplatz war, wo er dem Winde und der Welle am nächsten ist — da soll er ruhen, — habt Ihr mich verstanden, Mann?"

„Ja!" schluchzte Kühlwetter. „Ich habe Euch verstanden!" Und schon hatte er das Kästchen auf dem Arme, das er nicht so schwer vermuthet, wie es wirklich war, und liebkoste es, als wenn es ein lebendiges Kind gewesen wäre.

Kaum aber hatte er es in der Hand, so stieg Andreas in den Sattel. Die aus seiner Brust aufsteigenden Seufzer mit Gewalt zurückdrängend, sein Auge nur auf das vom Mondlichte erleuchtete Haus richtend, ritt er langsam auf dasselbe zu, während der alte Seemann mit seiner Bürde noch langsamer hinter ihm her schlich, denn er war über die Maaßen betrübt.

Einige Minuten später hatte der Capitain den Hof und das Haus erreicht. Kaum aber ließen die Hunde ihr gewöhnliches Freudengeheul hören, so stürzte Alles, was lebendig darin war, aus den Thüren hervor, diesmal war Gertrud von Allen die Erste, hinter ihr kamen Agathe, Helene und die beiden Capitaine, um sie herum alle Knechte und Mägde. Andreas stand noch mit einem Fuße im Bügel, da hing sein

Weib schon an seinem Halse, so leidenschaftlich und zärtlich, wie er es nie zuvor gesehen.

„Andreas, Andreas!“ rief sie mit ungewöhnlicher Hast. „Gott sei gelobt und gedankt, daß ich Dich wieder habe, daß Du lebst und gesund bist — o komm herein, komm herein!“

Stumm, ihre Liebkosungen nur matt erwidernd, und innerlich beinahe vernichtet, folgte Andreas der ihn leitenden Hand, aber er war verwundert über einen so seltsamen Empfang, denn er hatte als erstes Begrüßungswort den Namen Erik erwartet. Bald stand er inmitten des hell erleuchteten Zimmers, Helene, Agathe und die beiden Capitaine dicht um ihn und Gertrud herum. Aber nun sprang diese wieder an seinen Hals, wie sie es vor vielen, vielen Jahren gethan, und nochmals dankte und lobte sie Gott, daß er ihr ihren Andreas wiedergegeben habe.

Endlich stand er frei mitten im Zimmer, mit hoch erhobenem Haupte, aber bleichem Gesichte und bebenden Lippen, denn er suchte nach Worten und fand keine.

Helene, die ihr Auge fest auf sein Antlitz geheftet hielt, war die Erste, die eine Ahnung des Vorgefallnen ergriff. Sie schauderte zusammen und gab Agathen einen verstohlenen Wink.

„Nun, Geliebtester, Theuerster," rief Gertrud, die nur für die Gegenwart ihres Mannes, nicht für sein entstelltes Wesen Augen hatte, „da bist Du endlich, und unversehrt. O wie glücklich bin ich — und was bringst Du uns für Nachricht mit?"

Andreas öffnete den Mund, die Worte aber blieben ihm in der Kehle stecken. „Was für Nachricht?" wiederholte er fast tonlos. „O, eine wichtige, bedeutungsvolle Nachricht, Gertrud — der allmächtige Gott im Himmel, dem Du so eben für meine Rückkehr gedankt hast, hat ein großes Gericht gehalten bei Eckernförde — er hat die Dänen in unsere Hand gegeben und wir — wir haben einen großen Sieg erfochten."

„Haben wir? Wirklich? — O, dann ist aber Erik nicht befördert, Andreas!?"

Andreas faßte seine ganze männliche Kraft zusammen. Und das ihm dargereichte Wort wie mit Entzücken empfangend, sagte er fest und klar: „O ja, Gertrud, er ist doch befördert — aber so hoch, daß er nicht höher kommen kann." Und er deutete mit der Rechten gegen den Himmel und schlug dabei die Augen zur Decke des Zimmers empor.

Das Wort war gesprochen und die Wirkung eine augenblickliche. Beide Hände vor die Stirn schlagend, als ob sie die so plötzlich verstörten Gedanken sam-

meln wolle, und ihre Augen in die ihres Mannes bohrend, deren Ausdruck sie erst jetzt erfaßte, öffnete die Mutter den Mund, aber nun konnte sie kein Wort hervorbringen. Mit den Blicken von Einem zum Andern irrend, fragend, lauschend, hatte sie alle ihre Sinne geöffnet, aber Niemand gab einen Laut von sich, der wie ein Trost oder Widerspruch geklungen hätte. Alle schrieen dann mit einem Male auf, und im Gefühle, daß die Mutter die am tödtlichsten Getroffene wäre, stürzten sie mit offenen Armen zu ihr hin.

Sie aber wehrte Alle von sich ab; mit bleichen Lippen hing sie nur an ihres Mannes Antlitz, um von diesem die Bejahung oder Verneinung einer Frage zu erlangen. „Ist er todt, Andreas?“ fragte sie hohl.

„Ja, Gertrud, er ist todt!“ Und er schloß sie fest an seine Brust und weinte laut.

„O Gott, o Gott,“ rief sie dann und sah ihm in die Augen — „und hast Du es ertragen?“

„Der Mensch kann Alles ertragen, Gertrud; — ich habe mich in Gottes unabänderlichen Willen gefügt. Und warum sollte ich nicht — was ist denn Leben und Sterben, Kinder, wenn man auf dieser Welt nicht glücklich ist? Und er — er war nicht

glücklich, das weiß ich bestimmt, denn er hatte sich von uns gewandt. Ohne uns war ihm das Leben eine Qual — und darum war ihm der Tod ein Gewinnst. Und er ist groß gestorben, meine Lieben, er hat durch seinen Tod sein Leben geadelt. Wie er mir selbst einst in ernster Stunde das Gelübde gethan, nie seine Hand gegen sein Vaterhaus zu erheben, lieber Feuer in die Pulverkammer zu werfen, wenn man Solches von ihm verlange, so hat er — man sagte es mir — seine Hand gegen das Schiff erhoben, welches gegen seine deutschen Brüder gekämpft, und hat es — so glaube ich — selbst in die Luft gesprengt."

„O Andreas!" rief die Mutter athemlos und sank vor ihrem Manne auf die Kniee. „Vergieb mir, vergieb mir, ich habe schwer gesündigt, und in den trostlosen Stunden, wo Du abwesend und meinetwegen zu Erik gegangen warst, habe ich es erst erkannt. Aber ich klage mich selber an und habe schon meine Strafe. Erik's wegen habe ich oft den Dänen den Sieg gewünscht — und jetzt, jetzt hat mich Gott durch seinen Tod für diese Sünde gestraft. O Vater, Vater — da hast Du mich — ich traure und bereue zugleich — nie, nie will ich wieder von Dir und Deinen edelen Gefühlen weichen — ich bin jetzt wieder

ganz Dein treues Weib und weine mit Dir über unsern Sohn!"

Und sie fiel halb ohnmächtig vor Aufregung und Selbstüberwindung an seine Brust und er umfing sie mit seinen Armen liebevoll und rief sie mit Küssen in's Leben zurück.

Nach einer Weile, als Gertrud sich erholt und den Bericht des Todes ihres Kindes zu hören die Kraft gewonnen hatte, verlangte sie selbst sogleich Alles zu vernehmen, jede Einzelnheit sogar, und Andreas konnte nicht genau genug in der Erzählung des Erlebten sein. Mit ihren Augen an seinem Munde hangend, seine Hand in der ihrigen haltend, schlürfte sie jedes Wort von seinen Lippen ein und, bleich wie der Tod, hatte sie doch Leben genug in sich, den Schmerz zu bewältigen, der an ihrem Herzen fraß.

Endlich war Andreas mit seiner Erzählung zu Ende gekommen und alle Zuhörer athmeten laut vor Entsetzen und wußten nicht, was sie sagen sollten; aber daß er von Erik's Leiche einen Theil mitgebracht, hatte er noch verschwiegen. Da senkte Gertrud das Haupt auf die Brust, faltete die Hände auf dem Schooße zusammen und sagte matt, wie zu sich selbst sprechend: „Also so ist es gekommen — er ist todt! Ja, die Eltern müssen sterben und Kinder können

sterben, und ich habe mir das recht oft als möglich gedacht, obwohl ich davor schauderte, denn ich bin eines Seemannes Weib und kenne die Gefahren, die einem solchen drohen. So ist er also dahin — wohl! Auch ich muß es ertragen. Aber daß ich nicht einmal eine Locke von seinem Haare habe, ihm nicht die Augen zudrücken kann mit der Hand, die ihn auferzogen und gepflegt, daß ihn ganz und gar die kalte See verschlungen, — das ist bitter, das ist trüb, das ist schmerzlich. O! Könnte ich nur einmal noch sein liebes Gesicht im Tode sehen — ich wäre glücklich — glücklich selbst in dieser Stunde!"

„Wie?" rief Andreas erstaunt und erhob sich — „Ist das Dein Ernst, Gertrud? Hast Du den Muth, das Antlitz Deines Erik im Tode zu sehen?"

„Ja, ja, ich habe ihn — zeige es mir, und Du sollst keine Klage mehr aus meinem Munde vernehmen."

Andreas winkte Kühlwetter zu, der schon längst in's Zimmer getreten war. Derselbe ging rasch hinaus, kehrte aber bald zurück, auf seinem Arme das schwarze Kästchen tragend, welches ihm vorher der Capitain gegeben hatte.

„Du hast es verlangt, Gertrud," sagte dieser fest, „und Du hast ein Recht dazu. Sieh, Gott ist mir

noch barmherzig gewesen und hat mich das Haupt meines Sohnes finden lassen. Wohlan denn — da ist es!“

Und rasch die Schnur durchschneidend, öffnete er den kleinen Sarg und hob das geliebte Kindeshaupt, dessen lange Haare noch lockig um seinen blassen Scheitel fielen, daraus hervor.

---

Werfen wir einen Schleier über den Vorgang der nächsten Stunde und der folgenden Nacht. Die zärtliche Mutter hatte ihren Wunsch erfüllt gesehen, sie hatte dem lieben Todten die Augen zugedrückt und sich die Locken seines Kopfes genommen, die sie auf ihrem Busen bewahrte. Am nächsten Morgen aber war sie mit ihrem Manne, Agathen, Helenen und den drei treuen Capitains nach der kleinen Insel am Fuße des Andreasberges gefahren, wo Andreas selbst zwischen zwei gewaltigen Bäumen das kleine Grab gegraben, das Haupt bestattet und den Segen gesprochen hatte. —

Große Trauer war zwar in Emmerslund eingekehrt, Gott aber hatte durch seine wunderbare Hülfe Allen die Kraft gegeben, das Unvermeidliche zu ertragen, und Andreas hatte also nicht umsonst zu ihm

geflebt. Wie tief aber der Schmerz um den Verlorenen auch war — jede Stunde, die vom neuen Tage in's Leben rauschte oder glitt, wehte besänftigenden Flügelschlag heran und kühlte die brennende Wunde, wie wir es Alle empfunden, die wir ein theures Haupt auf Erden schon verloren und begraben haben.

## Siebentes Kapitel.

### Besuch von Freund und Feind.

An demselben Tage, wo Andreas Eckernförde verließ, um nach Norden zurückzureiten, ja fast in derselben Stunde, erschien Henrik Paulsen in Begleitung vieler Herren aus Rendsburg von Süden her, um den Kampfplatz und die Trophäen des größten und merkwürdigsten Ereignisses des ganzen Krieges in Augenschein zu nehmen. Tief erschüttert durch den Anblick der feindlichen Trümmer und freudig bewegt über die kühne That der Seinigen, ward er dagegen sehr schmerzlich ergriffen, als er zufällig durch die Erzählung eines Offiziers den Vorgang bei der Sammlung der Leichen vernahm und den traurigen Antheil erfuhr, den sein Freund Andreas Burns daran gehabt. Durch genaueres Nachfragen war es ihm end-

lich möglich geworden, das Haus zu ermitteln, worin der brave Capitain zwei Nächte zugebracht hatte. Sogleich begab sich Henrik dahin und erfuhr nun hier den ganzen Zusammenhang des unglücklichen Ereignisses. Augenblicklich beschloß er, sobald es seine Zeit erlaubte, sich nach Emmerslund zu begeben, da er sich vorstellen konnte, in welcher trostlosen Lage die Familie seines Freundes sich befand. Nachdem er daher am Sonnabend Morgen verschiedene Geschäfte beendet, beurlaubte er sich von seinen Vorgesetzten, die mit ihm in Eckernförde waren, und schlug dieselbe Straße nach Norden ein, die auch Andreas einen Tag vor ihm betreten hatte. Wie lieb war es ihm nun, daß ein dunkeles Vorgefühl einer möglichen Verlängerung seiner Reise ihn veranlaßt hatte, Helenens Tasche und alle Papiere darin mit sich zu nehmen, die sich auf die von ihr und Andreas der Statthalterschaft vorgeschossenen Gelder bezogen; so konnte er sie ihnen sogleich übergeben und auch persönlich einige mündliche Bestellungen ihrer Bankiers hinzufügen.

Aber auch sein Weg wurde diesmal nicht so schnell wie gewöhnlich zurückgelegt, denn endlose Züge marschirender Krieger, Kanonen und Munitionswagen, Feldlazarethe, Bagagetrains und was Alles zu einer

beweglichen und großen Kriegsunternehmung gehört, füllten alle Straßen und Wege an und eine wahre Völkerwanderung wälzte sich unaufhaltsam vom Süden dem Norden entgegen. Nach dem Sundewitt zogen die Sachsen, Baiern und Hannoveraner, nach der jütischen Gränze, aber nur allmälig und langsam vorrückend, die Preußen, Hessen, Würtemberger und Badenser, und die neuen Truppen der schleswig-holsteinischen Armee flutheten wie ein blinkender Stern nach verschiedenen Richtungen einher, von Kampfeslust brennend, dem gehaßten Feinde auch ein Eckernförde zu Lande zu bereiten. Fast jede Stunde begegnete Henrik einem glänzenden Generalstabe oder gar einem fürstlichen Gefolge, denn an der Spitze ihrer Truppen zogen viele deutsche Fürsten mit in den Ruhm und Sieg verheißenden Kampf. In der That, wenn man diese Menge hülfsgerüsteter und kampfesmuthiger Krieger sah, mußte man glauben, sie würden die 40,000 Dänen, die ihnen an verschiedenen Orten gegenüberstanden, mit Leichtigkeit verschlingen oder in's Meer werfen und so ein für alle Mal den Krieg zu Gunsten der geknechteten Herzogthümer entscheiden. Darum wurden sie auch überall, in jeder Stadt, in jedem Dorfe, ja vor jedem einzeln stehenden Käthnerhäuschen mit Frohlocken empfangen,

brüderlich begrüßt und gastfrei mit allem vorhandenen Hab und Gut bewirthet. Denn im Anfange des Krieges 1849 dachte noch Jedermann in Schleswig und Holstein an einen glücklichen Erfolg der gerechten, und darum von allen deutschen Regierungen gebilligten und unterstützten Erhebung der Herzogthümer; da war noch nicht der unerklärlich geheimnißvolle und beinahe wunderbare Umschwung in der Betrachtung und Würdigung der Thatsachen geschehen, wie am Ende dieses Jahres, denn die damals für allmächtig gehaltenen Russen hatten noch nicht ihren Commandostab über die deutschen Fürsten und Völker geschwungen, und diese konnten noch thun, was sie selbst für gerecht, menschlich und fürstlich hielten.

Auch Henrik Paulsen war von den vorwärts marschirenden Hülfstruppen auf das Höchste angefeuert und ermuthigt, und darum ließ er sich wohl die Zögerung gefallen, die seine Eile mäßigte, welche ihm sonst bei dem heißen Verlangen, seine Lieben in Emmerslund bald zu begrüßen, gewiß sehr unwillkommen gewesen wäre. So war er endlich erst gegen Abend nach Flensburg gelangt, und da sein Pferd noch nicht ermüdet war und er selbst sehr lebhaft wünschte, am Ostermorgen früh auf dem Andreasberge zu sein,

so beschloß er einen weniger betretenen Seitenweg einzuschlagen und bis dicht vor Apenrade auf ein Gut zu gelangen, wo einer seiner Freunde wohnte. In scharfem Trabe flog er daher, sobald er freie Bahn gewann, in die seitwärts führende Richtung und langte Abends spät bei seinem Freunde an, der ihn gastfrei wie immer empfing, obgleich sein Haus voller schleswig-holsteinischer Truppen war. Aber man war in diesen Zeiten gewohnt, sich auch mit kleinem Raume zu behelfen, und so brachte er die Nacht in angenehmem Verkehre mit Freunden und Landsleuten zu, denn einige der schleswig-holsteinischen Offiziere waren ihm schon von Rendsburg her bekannt.

Um sieben Uhr am Ostersonntag-Morgen ritt er denn in Gesellschaft dieser Offiziere nach Apenrade und langte daselbst um acht Uhr an. Hier aber begegnete ihm eine Ueberraschung, deren wir gedenken müssen, da sie ihm nicht allein sehr unerwartet kam, sondern wahrscheinlich auch mit den künftigen Ereignissen, die wir bald zu berichten haben werden, im Zusammenhange steht.

Langsamen Schrittes ritt Henrik Paulsen zur Linken zweier Offiziere durch Apenrade, und da die Straße dieser Stadt, die nach Norden führt, eng ist, so nahmen die drei Reiter beinahe den ganzen Raum

derselben ein. Wie es in der Regel bei solchen Gelegenheiten geschieht, schauten die Reiter in die Fenster der Häuser, an denen sie vorüberritten, aus welchen schon in aller Frühe zahllose Menschenköpfe blickten, um mit Freude und Hoffnung, oder mit Haß und Erbitterung, je nachdem man deutsch oder dänisch gesinnt war, die marschirenden Truppen zu betrachten.

Beinahe waren sie so, dicht vor den scherzenden Soldaten reitend, bis an das Ende der Stadt gelangt, als Henrik plötzlich hinter dem geschlossenen Fenster eines ziemlich unsauberen Hauses, das einem Gastwirthe gehörte, ein Gesicht zu erblicken glaubte, welches er hier und jetzt zu sehen am wenigsten erwartet hatte. Aber er kam so schnell an dem Hause vorüber und hatte dieses Gesicht nur so flüchtig erfaßt, daß er sich anfangs geirrt zu haben meinte. Als er aber kaum einige Schritte weiter geritten war, besann er sich, daß dieses Gesicht, wenn es wirklich das vermuthete gewesen, an diesem Orte für ihn und Andere von großer Bedeutung sei, und er hielt sogleich sein Pferd an und theilte seinen Verdacht den beiden Offizieren mit. Kaum hatten diese den Freund angehört, so machten sie selber Halt und ließen ihre Truppen mitten in der Straße stehen bleiben.

Die drei Männer sprangen von den Pferden und begaben sich schnell in das Haus zurück. Hier verursachte ihr unerwarteter Eintritt eine sichtbare Störung, denn die Gesichter der darin Befindlichen, Männer und Frauen, schauten sie mit unverholenem Erstaunen an, das sich noch höher steigerte, als sie die Fragen Henrik Paulsen's vernahmen.

„Wo ist der Wirth dieses Hauses?“ fragte er hastig und streng, sobald er im Zimmer war und sich rings darin umgeblickt hatte.

Ein Mann, mit wüstem und unfreundlichem Gesicht, stellte sich als Wirth vor, verbeugte sich aber nicht, noch weniger nahm er seine wollene Hausmütze ab.

„Wer war der blondhaarige Mann, der so eben neben Euch dort am Fenster stand?“ fragte Henrik gebieterisch.

Der Wirth und alle im Zimmer Befindlichen blickten sich sehr natürlich nach dem Fenster um, als suchten sie selber die bezeichnete Person, die aber nirgends zu sehen war.

„Er ist jetzt nicht im Zimmer,“ sagte Henrik ernst, „aber er war bestimmt hier, ich weiß es. Heraus mit der Sprache. Wie heißt Ihr?“

Der Mann nannte seinen Namen und betheuerte,

daß er Niemanden im Zimmer gesehen, als diejenigen, die noch jetzt darin wären.

Aber Henrik bestand auf seiner Meinung, und da die ihn begleitenden Offiziere derselben Ansicht waren, so wurden sogleich acht Mann beordert, das ganze Haus nach der bezeichneten Person zu durchsuchen.

Aber die Mühe war vergeblich. So eilig und genau man zu Werke ging, das Haus vom Boden bis zum Keller nach allen Richtungen und in allen Winkeln durchstöberte — man fand den bezeichneten Mann nicht. Einschüchterung der Wirthsleute, von den Offizieren versucht, fruchtete auch nichts, sie blieben gleichgültig und starr bei der Behauptung, man habe die Person nicht gesehen, sie könne nicht dagewesen sein und die Herren müßten sich geirrt haben.

Auch die Offiziere glaubten das endlich, und da sie einsahen, daß ein längerer Aufenthalt nicht rathsam war, da hinter ihren Truppen andere heranrückten, so stiegen sie wieder auf ihre Pferde und ritten zur Stadt hinaus.

Kopfschüttelnd aber, und keineswegs zweifelnd setzte Henrik seinen Weg fort. „Ich habe mich nicht geirrt,“ sagte er wiederholt, „und den Schurken bestimmt erkannt. Es war Herr Olaf Larssen, so gewiß ich sein gedunsenes rothes Gesicht und seinen Flachs-

kopf gesehen und seine gläsernen Augen mich lüstern und erschrocken zugleich angeglotzt haben. Es ist ein gefährlicher Mensch, meine Herren, und wo er sich blicken läßt, da pflegt das Unheil mit ihm einzukehren, denn er ist ein eben so verschlagener wie kühner Spion der Dänen."

Man sprach noch einige Zeit von der Möglichkeit, daß Henrik sich dennoch geirrt haben könne, als man schon an den Scheidepunkt des Weges gekommen war; die schleswig-holsteinischen Truppen rückten nach Norden auf Hadersleben vor und Henrik schlug seinen Weg gen Osten nach dem Andreasberge ein.

Es war ein trüber, wolkiger, windiger Morgen. Unerträglicher Staub wirbelte von allen Straßen und Feldern empor, denn es hatte lange nicht geregnet und der anhaltende Ostwind hatte alle Feuchtigkeit der Luft und der Erde mit fortgenommen. Langsamer als sonst daher und immer noch nachdenklich über die seltsame Begegnung seines Feindes, verfolgte Henrik seinen Weg und nach einer guten Stunde erst, etwa Morgens zehn Uhr, traf er auf dem Hofe des Capitains ein.

Ein wie lieber Gast Henrik Paulsen auf Emmerslund auch immer gewesen war, diesmal, am Ostertage, wo nur Trauer und Trübsal in der Familie

herrschte und jede Zerstreuung eine Wohlthat sein mußte, war er ein hochwillkommener und namentlich für Andreas sehr erwünschter Besuch. Das bewies ihm sogleich der erste Empfang. Als er vom Pferde stieg, eilte Alles vor die Thür, als wenn ein Sohn vom Hause gekommen wäre; Gertrud aber war zumeist entzückt, denn nun hatte sie Gelegenheit, mit einem vertrauten Freunde recht nach Herzenslust über das Hauptthema des Tages zu reden, wovon ihr Herz überschwoll und worüber zu schweigen sie ja ihrem Manne aus eigenem Antriebe gelobt hatte, um den kaum überstandenen Kummer nicht immer von Neuem zu wecken.

Und Helene, fühlte sie nicht auch die herzlichste Freude, als sie diesmal so unerwartet Denjenigen vor sich sah, der ihr seit seinem letzten Besuche unstreitig viel näher gerückt war, als sie sich selbst gestehen wollte? Wir mögen es wohl glauben, wenigstens widersprachen dieser Annahme nicht die sanft gerötheten Wangen, die doch kurz vorher noch so bleich gewesen waren, und die lebhaft leuchtenden Augen, mit denen sie dem Freunde an der Thür entgegentrat, obwohl sie noch deutlich die Spuren so eben vergossener Thränen zeigten.

Als man aber im späteren Verlaufe des Gesprächs

vernahm, daß Henrik aus reiner Theilnahme nach Emmerslund gekommen, nachdem er in Eckernförde den Verlust der Familie erfahren, da schlugen ihm erst recht alle Herzen entgegen und Alle fühlten in der trüben Zeit um so mehr, wie glücklich der Mensch und die Familie sei, die noch Freunde habe, in deren Brust das fremde Leid wie das eigene empfunden werde.

Nach Friedrich wagte Henrik kaum laut zu fragen; einmal wollte er Agathen nicht in Aller Gegenwart erröthen lassen, sodann aber fürchtete er sich, der Mutter Sorge auch auf diesen Sohn zu lenken, denn wo einmal das Unglück waltet, malt die Phantasie des Furchtsamen sich dasselbe in allen möglichen Formen und Gestalten aus. Aber von Andreas erfuhr er, daß Friedrich bei der vorrückenden Armee und wahrscheinlich auf dem Marsche nach der jütischen Gränze begriffen sei. Näheres wußte er selber nicht.

Im Laufe des Tages sprach sich Henrik mehrmals hoffnungsvoll über den Ausfall des Krieges und die allgemeine Theilnahme in Deutschland dafür aus. Er glaubte bestimmt, und Viele in Rendsburg mit ihm, daß mit diesem Feldzuge der Streit beendigt und der Frieden hergestellt sein werde. Andreas dagegen konnte oder wollte dieser Ansicht nicht mit

ganzer Seele beistimmen, mochte er nun durch den Unglücksfall in der Familie bedenklich geworden, oder seine Beurtheilung der Verhältnisse eine richtigere sein, als die des jüngeren Freundes.

„Wißt Ihr," sagte Henrik im Verfolg des Gesprächs nach Tische, „daß Dänemark den vierten Theil seiner Flotte bei Eckernförde eingebüßt hat, daß es also dadurch ungeheure Verluste erlitten, die es beim besten Willen wegen Mangels an Mitteln nicht ersetzen kann, zumal es die Steuern der Herzogthümer — seine reichste Erwerbsquelle — verloren hat?"

„Ich bin nicht Deiner Meinung," erwiderte Andreas ruhig, „wenn Du glaubst, daß Das, was Du eben anführst, zur schnelleren Erzielung des Friedens beitragen werde. Gerade dieser Verlust zur See, wo Dänemark am empfindlichsten, weil am mächtigsten ist, gerade dieser Sieg, den wir errungen, wird den Krieg verlängern und die Versöhnung erschweren, indem er die Dänen erbitterter, halsstarriger und eifriger bemüht machen muß, die erlittene Scharte auszuwetzen. Und das werden sie wollen, ich kenne sie — glaube es mir, mein lieber Henrik."

„Aber was wollen sie gegen die vortrefflichen deutschen Truppen ausrichten, die sie schlagen werden,

wo sie sich blicken lassen? Sie **können** gegen diese keinen Sieg erringen."

„Das werden sie vielleicht auch gar nicht wollen. Die Deutschen in Deutschland, wenn sie sie auch gerade nicht zärtlich lieben, hassen sie bei Weitem nicht so sehr, wie sie die Deutschen in den Herzogthümern hassen. Nur mit **uns** wollen sie Krieg führen, nur an **uns** wollen sie sich rächen, nur **uns** wollen sie strafen, und wenn ihnen die Gelegenheit günstig ist, werden sie sie nicht fahren lassen. Gieb Acht! Den deutschen Reichstruppen dagegen werden sie aus dem Wege gehen, wo sie können, werden sich vor ihnen auf ihre Inseln, hinter ihre Meere zurückziehen, und nur wenn sie eines Vortheils sicher sind, werden sie wie die Geier aus ihren Verstecken hervorbrechen und die Beute heimholen. Das wird die Folge lehren."

„Aber werden sich die fremden Mächte solchen heimlichen Krieg gefallen, werden sie sich von den Dänen an der Nase herumziehen lassen?"

„Ich weiß es nicht, aber ich glaube beinahe. Denn sie werden zu edel und zu sehr ächte Krieger sein, um die künstlichen Winkelzüge jener Insulaner mit gleicher Münze zu bezahlen. Das verstehen sie nicht, das wollen sie nicht. Sie zeigen ihrem Feinde ehrlich das Gesicht, die Dänen aber zeigen ihnen nur eine

Maske. Sie werden die fremden Truppen und ihre Anführer durch Hin- und Herzüge, durch Ein- und Ausschiffungen ermüden, ihre Fürsten werden eines lästigen Krieges, der ihnen statt Vortheil nur Schaden, statt Ruhm nur Verdruß bietet, überdrüssig werden und endlich sagen: Ihr Schleswig-Holsteiner, Ihr seht, wir haben den besten Willen gehabt, Euch zu helfen; zwei Jahre lang haben wir unsere Truppen mobil gemacht und Euch gesendet, auch viele Kosten getragen und genug Blut verloren, aber — die Dänen lassen sich nicht schlagen, sie entwischen uns immer, und wir — wir armen Teufel, wir haben ja keine Schiffe und können doch nicht über das Wasser laufen und sie in ihrem Kopenhagen angreifen. Wir also sind fertig, wir kehren in unser eigenes Haus zurück, wo wir bei Gott! selber genug Geschäfte haben — nun seht Ihr zu, wie Ihr allein damit fertig werdet; wir haben nichts dagegen, wenn Ihr sie schlagen, besiegen, bezwingen könnt — schlagt sie, besiegt sie, bezwingt sie mit Euerm Ueberfluß an Menschen und Mitteln, und je vortheilhafter die Bedingungen für Euch sind, die Ihr ihnen abtrotzen werdet, um so mehr Achtung werden wir vor Eueren starken Armen haben und um so herzlicher werden wir Euch Glück wünschen."

„Wenn sie so handelten, Andreas, würden sie ihre Versprechungen nicht erfüllen, ihre fürstlichen Zusagen nicht lösen, und wo wären Treu und Glauben in der Welt, wenn sie nicht bei den Herrschern der Menschen sind?“

„Mein Lieber, in der höheren Politik giebt es keine Versprechungen, keine Zusagen, wenn der eigene Vortheil sie zu brechen und zu lösen befiehlt; das sind Dinge, die sich auf die niedrigen, alltäglichen Vorfälle des Lebens beziehen — wir aber befinden uns in einer ausnahmsweisen Zeit, in der nicht die gewöhnlichen Gesetze Kraft und die vernünftigen Anschauungen Geltung haben. Und dann, mein Freund, wer bürgt Dir dafür, ob die Fürsten, die heute für uns sind und kämpfen, morgen noch die Macht haben, es zu thun, wenn ihnen auch der Wille dazu bleibt? Wenn nun die Dänen, wie es schon lange heißt, sich einen mächtigen Bundesgenossen gewinnen — und gestehe ein, daß sie geschickt genug ihren Vortheil nach dem Lichte zu drehen wissen — wenn die Engländer, die Franzosen oder gar die Russen kommen, ihre ungeheuren Flotten senden und die guten Deutschen aus unserem Lande jagen oder sie bei sich selber bedrohen — wie dann?“

Henrik schwieg. Der Horizont seiner Hoffnungen

wurde plötzlich finsterer, als er bisher gewesen war; wo er allein das Licht der Sonne gesehen, trieben Gespenster mit düsteren Wolkengesichtern auf und ab. „Ihr nehmt mir meine ganze leichte Stimmung, Andreas,“ sagte er traurig, „ich bin so froh hierher gekommen, um Euch meine freudigen Nachrichten mitzutheilen, und nun hat Eure kalte Betrachtung, die leider vielleicht die richtige ist, mein warmes Herz getroffen und mein Blut schwer und dick gemacht.“

„Mein lieber Henrik — glaube es mir, so leid mir das thut, ich bereue es dennoch nicht, so herbe auf Dich gewirkt zu haben. Wenn ich es Dir nicht gesagt hätte, so würde es Dir bald die Geschichte der nächsten Zeit entwickelt haben, und es ist besser, daß wir mit offenem Auge in die Zukunft blicken und uns dieselbe zurecht zu legen beginnen, als daß wir blind in unser Schicksal rennen und erwürgt werden, wo wir es am wenigsten erwarteten.“

„Ihr sprecht so sicher, Andreas, wißt Ihr denn das so bestimmt? Ihr hattet doch früher eine andere Ansicht und viel mehr Hoffnung und Vertrauen!“

Andreas schüttelte wehmüthig den Kopf. „Das ist jetzt vorbei, mein Freund. Schon der erste Waffenstillstand hat mit gezeigt, was wir von Außen her

zu erwarten haben. Hätte man uns ernstlich helfen wollen — oder können, muß ich richtiger sagen, so hätte man das gleich mit Ernst gethan, mit Nachdruck Hand angelegt und die Dänen hätten ihre Unverschämtheit im Sacke behalten müssen. Nein, nein, mein Freund, ich habe da bei dem fürchterlichen Gekrach vor Eckernförde, wo ich nichts sah und hörte, als Tod und Verderben, eine Art von Vision gehabt und diese Vision ist eine traurige gewesen."

„Und welche war das? Laßt sie uns wenigstens hören, wenn wir sie auch nicht sehen."

„Wohlan denn, wenn Du die Wahrheit hören willst, wie sie mir schwer in den Gliedern und im Herzen liegt — so höre sie: das Spiel der Herzogthümer mit Dänemark wird bald ausgespielt sein und wir — werden die Partie verloren haben und bezahlen müssen."

Die Frauen mischten sich jetzt in das Gespräch, denn sie wollten es nicht länger dauern lassen, da sie sahen, daß Henrik darunter litt, obwohl sie mehr Andreas als ihm glaubten. Man kam auch nicht wieder darauf zurück, und da Henrik's Aufenthalt nicht lange dauern konnte, denn er mußte am Dienstag nach dem Feste schon wieder nach Rendsburg zurückkehren, so bemühte man sich um so mehr, ihn in

eine wohlthätigere Stimmung zu versetzen. Aber es war vergebens; der Giftstoff des Capitains hatte Aufnahme in ihm gefunden und wühlte und wirkte fort, wie eine ansteckende Krankheit, die, wenn sie sich erst einmal im Organismus eingenistet, daraus nicht wieder so leicht vertreiben läßt.

So blieb man den Sonntag Abend in gedrückter Stimmung zusammen, wie es auch kaum bei der Lage der Dinge anders möglich war. Andreas mußte noch einmal den Vorgang des Seetreffens erzählen, ohne dabei auf Erik zurückzukommen, und Henrik gab die Versicherungen zum Besten, welche die deutschen Regierungen der Statthalterschaft gegeben hatten, um den leidigen Krieg so bald wie möglich zu Ende zu führen.

So war der Montag Morgen gekommen und mit ihm schleswig-holsteinische Fouriere, die zum nächsten Tage dreißig Mann Einquartierung ansagten, eine Bürde, die man von nun an in Emmerslund so bald nicht wieder los werden sollte, die man aber mit Freuden ertrug, da sie zur Führung des Krieges unerläßlich war. Und das war die Zeit für die Hausfrau, wo nebst allen ihren Mitteln und Vorräthen auch ihre ganze Thätigkeit in Anspruch genommen wurde, und wenn es hier auch nicht wie im Sunde-

witt herging, wo 20,000 Mann auf wenigen Quadratmeilen wie die Heuschrecken Alles leer und kahl fraßen, so sollte man doch sehr bald merken, daß es ein Unterschied sei, zwanzig Personen oder fünfzig im Hause zu haben und zu sättigen, die außer ihrem gesunden Appetit auch noch mancherlei Aufregung und Unruhe in das stille Haus brachten.

Als die Mannschaft auf dem Hofe angesagt war und Andreas die Meldung in's Zimmer brachte, damit Gertrud bei Zeiten ihre Vorkehrungen treffen könne, sagte Henrik: „Morgen schon? Nun, da gehe ich ja gerade zur rechten Zeit weg, um Ihnen ein Zimmer leer zu machen.“

„Für Sie haben wir immer ein Plätzchen, Henrik,“ erwiderte Gertrud und reichte ihm die Hand. „Und im Nothfall schliefen wir Frauen alle in einem Zimmer, um den Männern Platz zu machen, die doch am übelsten daran sind, denn sie müssen kämpfen und erwerben zugleich.“

„Und beharren Sie immer noch darauf, hier zu bleiben?“ fragte Henrik Helenen leise.

„Immer, mein Freund, die Sache ist abgemacht. Aber seht — da kommt die Sonne freundlich und warm hervor. Wollen wir nicht einen kleinen Spaziergang unternehmen?“

Gertrud stimmte sogleich bei, denn sie verband eine Absicht damit. Sonst war sie selten an den Strand gegangen, denn es war ihr beschwerlich, den Berg zu steigen; seit zwei Tagen aber war sie schon viermal unten gewesen und immer hatte sie die Insel zum Endpunkt ihres Weges gewählt, vielleicht in der Meinung, die Seele Erik's schwebe zwischen den Wipfeln über der Stätte, wo das Behältniß lag, in welches sie eingeschlossen war, so lange sie auf Erden geweilt hatte.

Außer Agathen, die im Hause geblieben, befanden sich Alle bald am Strande und warfen schweigend einen Blick auf die Insel hinüber, als grüßten sie im Stillen das abgeschiedene Familienglied. Andreas aber gab Henrik einen Wink, mit Helenen vorauszugehen, denn er wußte wohl, daß Gertrud sich nicht so leicht von der Stelle trennen würde, die ihr Theuerstes umschloß. So wandelten denn die Beiden langsam vorauf, dem Epheuhause zu, wo Henrik dem alten Bardow einen guten Tag sagen und Helene sich ihr Petschaft holen wollte, um damit die neue Vollmacht, die sie in Betreff ihrer Gelder Henrik zu übergeben versprochen, zu untersiegeln. Als sie beinahe am Hause waren, drehten sie sich herum und erwarteten die Nachkommenden, die am Strande Arm in

Arm langsam daherschritten. In diesem Augenblick wurde vom Warnitz-Kopf her, wo schon lange zwei Schiffe vor Anker gelegen hatten, ein kleiner Schooner sichtbar, den der günstige Ostwind unter vollen Segeln wie einen Wettrenner heranschießen ließ. Man bemerkte ihn wohl; da man aber jetzt täglich und fast zu jeder Stunde ein oder das andere Kriegsschiff nach Apenrade gehen sah, so richtete man keine besondere Aufmerksamkeit mehr darauf. Als nun Andreas die beiden jüngeren Leute erreicht hatte, hieß er sie ihre Geschäfte im Hause verrichten und versprach, ihre Rückkehr mit Gertrud am Strande abwarten zu wollen.

Sogleich befolgten sie den Wunsch des Freundes und schritten rasch dem Hause zu, hinter dessen Thür sie auch bald verschwanden. Andreas hatte sie mit den Augen verfolgt, so lange er sie noch sehen konnte, dann drehte er sich mit Gertrud herum und wandelte der Insel zu, auf diese Weise dem Epheuhause und dem Meere den Rücken zukehrend.

„Welch ein schönes Paar,“ sagte er zur schweigenden und nur bisweilen leise aufseufzenden Gattin, — „wie für einander geschaffen! Wie glücklich wäre ich, wenn ich sie noch als Mann und Weib in jenes Haus treten sähe — sie würden sich auch so lieb haben, wie wir, — nicht wahr, Gertrud?“

Gertrud nickte mit dem Kopfe, denn sie konnte in diesem Augenblick nicht sprechen, da sie die Augen voll Thränen hatte. An den Worten ihres Mannes merkte sie stets, wie er es sich angelegen sein ließ, sie zu zerstreuen, und eben das riß immer wieder von Neuem ihre blutende Wunde auf.

„Aber sie sind sonderbar, diese jungen Menschen," fuhr Andreas fort, „sie gehen Jahre lang neben einander her, lieben sich wahrscheinlich gegenseitig und wagen es nicht, ihr Herz zu öffnen. Als ich Dich liebte, Gertrud, da sagte ich es Dir gleich, nicht wahr, und doch war ich viel jünger damals, als Henrik jetzt ist."

Gertrud bejahte freundlich und drückte seinen Arm an ihre Brust. Endlich bezwang sie sich und ging auf die Gedanken ihres Mannes ein. „Den Grund, Andreas," sagte sie, „warum sie sich ihre Herzen nicht eröffnen, kann ich mir wohl erklären. Henrik wird nie in seinem großen Zartgefühle um Helenens Hand werben, so lange er ein armer Mensch und Helene eine reichbegüterte Frau ist. Du kennst ihn ja in diesem Punkte — gerade sein Edelmuth verzögert sein Glück. Ob aber Helene ihn eben so aufrichtig wieder liebt, wie er sie, und wie man einen Mann lieben muß, den man heirathen will, das bezweifle ich noch sehr."

„Wie so? Hat sie Dir etwa darüber ihre Meinung gesagt?“

„Nie ganz bestimmt, Andreas; aber aus manchen Andeutungen konnte ich so ziemlich entnehmen, daß sie Henrik wohl werthschätzt und auch lieb hat, aber nicht liebt, und das ist eben ein Unterschied bei einer Frau, guter Mann.“

„Wohl! Aber ich sehe den Grund nicht ein, warum sie Henrik nicht wirklich lieben sollte, der dieser Liebe so werth ist?“

„Den Grund? Das ist eine Frage! Warum liebte ich Dich und sagte es Dir? Weil ich Dich liebte. Warum liebt also Helene Henrik nicht? Weil sie ihn nicht, vielleicht aber einen Anderen liebt, wie ich mir das bisweilen denke, da sie höchst seltsame Aeußerungen darüber fallen läßt.“

„O!“ sagte Andreas mit schmerzlichem Tone. „Das thäte mir sehr leid um unsern guten Henrik. Aber ich glaube es nicht. Sie liebt vielleicht auf dieselbe Art einen Anderen, wie ich ihr scherzhaft gesagt, daß Henrik auch eine Andere liebt.“

„Wie, das hast Du ihr wirklich gesagt?“

„Ja, denn ich wollte sie dadurch reizen, mir ihre Neigung zu Henrik auf irgend eine Art zu bekennen.

Aber ich sehe ein, ich habe das vielleicht nicht geschickt genug eingefädelt, ich verstehe mich nicht auf dergleichen Geschäfte. Meine Hand ist zu rauh, einen so feinen Knoten zu schürzen und meine Zunge zu ungelenk. Ich werde auch künftig meine Finger aus dem Spiele lassen."

In dieses Gespräch vertieft, waren sie unterdessen nach der Insel hinuntergeschritten und hatten weiter nicht auf den Schooner Acht gegeben. Als sie sich jetzt aber umdrehten und wieder dem Epheuhause zuwandelten, bemerkte Andreas, daß derselbe viel näher gekommen und bereits dem Ufer zugesteuert war, als wollte er mit demselben in irgend einen Verkehr treten. Halb neugierig, halb unruhig, blieb er mit Gertrud unmittelbar am Strande stehen und schaute auf das niedliche Schiff hin, welches das Land genau zu beobachten schien, denn schon mit bloßen Augen konnte man wahrnehmen, daß seine Mastspitzen mit auslugenden Männern stark besetzt waren. Plötzlich schoß ein Boot hinter seinem Spiegel hervor und ruderte, schnell wie ein abgeschossener Pfeil, der Stelle des Landes zu, wo Andreas und seine Frau stand. Aber kaum hatte der Capitain dieses unerwartete und nicht bedeutungslose Manöver in's Auge gefaßt, so nahm er auch eine weiße Flagge wahr, die auf dem Helm-

stock des Bootes flatterte und die er sogleich für eine Parlamentärflagge erkannte.

„Nun!" rief der Capitain mit Befremdung aus — „Was bedeutet denn das? — Eine weiße Flagge? Wollen sie mit uns reden?"

„Andreas, ich bitte Dich, laß uns rasch umkehren — sie werden doch nicht auf uns schießen?"

Andreas antwortete nicht. Starren Blicks das sich rasch nähernde Boot betrachtend, stand er wie angewurzelt, als wäre sein Auge bezaubert, obgleich sein Herzblut gerann. Augenblicklich aber faßte er sich wieder, preßte Gertrud fest an sich und sagte: „Ruhig, mein Kind; entrinnen können wir nicht, ohne uns größerer Gefahr auszusetzen, denn sie würden uns bald verfolgen. So laß uns getrosten Muthes der kommenden Stunde entgegensehen; daß sie nichts Böses beabsichtigen, läßt mich die Flagge erkennen — und doch ist das Boot Mann an Mann besetzt."

Die Schaluppe, denn das war sie, wie man jetzt sah, kam noch näher heran und wollte augenscheinlich landen, wußte aber nicht die Stelle zu finden, wo dies am leichtesten zu bewerkstelligen wäre. Als Andreas dies Vorhaben erkannte, erwachte das stolze Gefühl seines Berufes in seiner Brust, und bei dem kommandirenden Offiziere, der aufrecht im Spiegel

stand, wie durch innere Eingebung gleichen Edelmuth voraussetzend, beschloß er sogar den Lootsen zu machen.

„Hollah!“ rief eine Stimme aus dem Boot, die frisch und kräftig klang und also aus dem Munde eines jungen Mannes kam. „Wo steigen wir bequem an's Land — ich habe ein Wort mit Ihnen zu reden.“

Andreas deutete mit der Hand auf eine Stelle, dicht vor Capitain Bardow's Hause. Der Bug der Schaluppe wandte sich sofort dahin und einige Minuten später sprang der Offizier an's Land, während das Boot wieder einige Klaftern in das Wasser zurückging. Mit leichtem Schritt und gefälligen Bewegungen trat der junge Mann daher, grüßte schon freundlich aus der Ferne und näherte sich dem verwunderten Paar.

„Guten Morgen, meine Dame und mein Herr!“ sagte der Offizier verbindlich. „Bin ich hier auf dem Wege zu Capitain Burns?“

Andreas erbleichte unwillkürlich, Gertrud aber zitterte an seinem Arme wie Espenlaub, als sie den Namen ihres Mannes von dem feindlichen Offizier aussprechen hörte.

„Was wollen Sie von Capitain Burns?“ fragte Andreas mit so festem Stimmtone, daß selbst Gertrud wieder Muth schöpfte.

„Ich habe den Auftrag, ihn zu besuchen, bevor er morgen seine Einquartierung erhält.“

„Wissen Sie das so bestimmt, daß er sie erst morgen erhält?“

„Ganz bestimmt, mein Herr! Wir sind von allen Bewegungen unserer Feinde genau unterrichtet.“

„Und was bedeutet die weiße Flagge auf Ihrem Spiegel!“

„Da ich eine Dame am Lande sah“ — und der Offizier verbeugte sich artig vor Gertrud — „so glaubte ich sie nicht erschrecken zu dürfen, und darum bin ich auch allein an Land gekommen.“

„So danke ich Ihnen, mein Herr — ich bin der Capitain Burns selber.“

„Wie — Sie selbst sind es? Das ist ein glückliches Begegnen. Darf ich Ihnen meine Hand reichen, um Ihnen meine Achtung auszudrücken? Ich bin zwar ein Däne, aber ich bin auch ein Seemann, wie Sie es sind, und weiß den friedlichen Mann vom Feinde zu unterscheiden.“

Andreas reichte die Hand hin, die der Fremde auf eigenthümliche Art drückte, und augenblicklich verstand ihn jener, obgleich der Offizier kein Wort sprach, aber die Trauerkleidung Gertrud's mit einem Blicke überflog, der eine genügende Erklärung seiner Gedanken

abgab. „Was wünschen Sie von mir?“ fragte der ältere den jüngeren Seemann, des Letzteren Blick von Gertrud ablenkend.

Dieser zögerte eine Weile, denn es schien ihm schwer zu werden, seinen Auftrag in Worte zu kleiden. „Haben Sie vielleicht Waffen in Ihrem Hause?“ fragte er endlich stockend und erröthend.

„Waffen? Gewiß! Da ich allein in einem Hause am Strande wohne und ein alter Seemann bin, so können Sie sich denken, daß ich damit versehen bin.“

„Und können Sie es über sich gewinnen, mir dieselben auszuliefern, ohne daß ich danach zu suchen brauche?“

„Auch das zu thun bin ich im Stande, mein Herr; denn wenn ich mich weigerte, könnten Sie mich leicht dazu zwingen. Darf ich Sie bitten, mich nach meinem Hause zu begleiten, so soll Ihnen zu Diensten stehen, was Sie wünschen.“

„Sogleich, Herr Capitain. Ich habe noch eine Frage zuvor. Wer wohnt in diesem niedlichen Hause, welches hier vor uns liegt?“

„Ein alter Seemann, Bardow mit Namen, dessen Frau der Odin im vorigen Jahre erschossen hat, und der selbst lahm und ohne Vertheidigung ist.“

„Ich weiß das, leider, mein Herr! Aber im oberen

Stock, dessen kostbare Vorhänge noch einen anderen Bewohner verkünden — wer wohnt da?"

„Eine Dame, die sich von der Welt zurückgezogen hat, um ihren verlorenen Gatten zu betrauern und in stiller Einsamkeit sich selbst zu leben," versetzte Andreas unbefangen.

„So! Dürfte ich Sie wohl bitten, mich in dieses Haus zu begleiten, damit ich dem alten Manne mein Begehren kund thue?"

Andreas durchschaute sogleich die feine Absicht des dänischen Offiziers, der sich übrigens mit der Höflichkeit eines gebildeten Weltmannes seiner traurigen Pflicht entledigte. Denn es war klar, daß er nur darum Andreas' Begleitung nach Bardow's Hause in Anspruch nahm, um ihm nicht Zeit zu lassen, vor ihm nach Emmerslund zu gelangen und daselbst Vorkehrungen zur Entfernung der Waffen zu treffen. Wenigstens sah Capitain Burns so die Aufforderung an. Da der junge Mann aber zuvorkommend, ja freundlich blieb und offenbar nichts Feindseliges beabsichtigte, so stimmte er sogleich bei und forderte Gertrud auf, ihnen zu folgen, welcher der Offizier aber den Vortritt ließ. Bevor er aber in's Haus ging, trat er hart an's Ufer, gab seinen Leuten einen Wink mit der Hand, den sie wahrscheinlich einer früheren

Verabredung gemäß sogleich verstanden, und folgte unmittelbar dem Capitain in das Haus. —

Sehen wir nun, was sich während dieses unerwarteten Vorfalles in dem Hause selbst ereignet hatte. Henrik war mit Helenen eingetreten und hatte sich zunächst zu dem alten Bardow begeben, der in derselben Stube saß, wo früher die alte Lore gehaust, und an einem großen Netze strickte. Während er ihn begrüßte, stieg Helene die Treppe hinauf, öffnete die Thür ihres Zimmers und suchte aus ihrem Schreibtisch das gewünschte Petschaft hervor. Da sie aber etwas länger verweilte, als sie selber wußte, kam Henrik ihr nach und Helene lud ihn zum Sitzen ein, worauf sich wie gewöhnlich ein trauliches Gespräch zwischen ihnen entspann. Unterdeß war der Schooner herangekommen, das Boot hatte sich davon entfernt und dem Lande genähert. Da warf Helene zufällig ihren Blick auf das Meer und entdeckte den Vorgang zwischen Andreas und dem Offizier. Henrik, der ihre Bewegungen aufmerksam verfolgte, sah sie plötzlich erbeben und Leichenblässe ihr Gesicht überziehen.

„Um Gottes willen, was ist Ihnen?“ rief er und sprang von seinem Stuhle auf.

„Still!“ erwiderte sie und wehrte ihn mit der Hand vom Fenster zurück. „Das Schiff hat ein

Boot an's Land geschickt und ein Offizier ist ausgestiegen und spricht mit Andreas."

„Wie?" rief Henrik besorgt — „Ein dänischer Offizier — mit Andreas?"

„Ja — rasch, Henrik, rasch — fassen wir einen Entschluß — er kommt mit ihm hierher. Es ist möglich, daß er Sie sucht."

„Mich?" fragte Henrik, und auch seine Wange erbleichte, obwohl er von Natur eben nicht ängstlich war.

Der dänische Offizier war während dieser Zeit mit Andreas und Gertrud schon in das Haus getreten und sprach mit dem alten Bardow. Ohne sich ihres Thuns eigentlich bewußt zu sein und nur von einem inneren Instinkt getrieben, öffnete Helene die Thür, die in ihr Schlafgemach führte, welches noch nie ein Mann betreten, und ehe sich Henrik besinnen konnte, was vorging, sah er sich in demselben allein und hörte, wie Helene hinter ihm den Schlüssel abzog.

Einen Augenblick später vernahm sie Schritte auf der Treppe und gleich darauf trat Gertrud, verstörten Angesichts, Andreas ruhig wie immer und hinter ihm der dänische Seeoffizier mit neugieriger Miene ein.

„Helene," sagte Andreas ernst, aber mit funkelndem Auge, das indessen sogleich einen befriedigten

Ausdruck annahm, als er die Angeredete allein vor sich sah — „entschuldigen Sie unsern unangemeldeten Besuch — aber hier ist ein Herr, der sich überzeugen will, ob ich die Wahrheit sprach, als ich ihm sagte, daß nur eine Dame hier oben wohne.“

Der dänische Seemann trat in's Zimmer, blickte sich darin um und verbeugte sich, indem er erstaunt schien, ein so schönes Weib im Traueranzuge vor sich zu sehen.

„Um Vergebung, Madame,“ sagte er, „daß ich Sie in Ihrer Einsamkeit störe, aber ich handle auf Befehl meiner Vorgesetzten. Wohnen Sie allein in diesem Stockwerk und haben Sie nichts darin verborgen, was — was auf den Krieg Bezug hat?“ Und er lächelte selbst bei diesen Worten, die er mit leisem Zögern sprach.

Helene richtete sich hoch auf; ihre Wange brannte und ihr Auge leuchtete, denn sie dachte nur an Henrik und ihr Instinkt belehrte sie, daß ihm allein der seltene Besuch gelte. Aber sie fühlte auch, daß der Augenblick des Handelns gekommen sei und sogleich hatte sie sich gefaßt. „Ich wohne allein hier, mein Herr,“ erwiderte sie stolz, „und falls Sie daran zweifeln, so steht Ihnen nichts im Wege, sich durch den Augenschein davon zu überzeugen.“

„Und haben Sie keinen Diener um sich, der Sie beschützt in dieser Einsamkeit?“

„Einen Diener und eine Dienerin — letztere aber ist auf Emmerslund, wo ich mich gewöhnlich aufhalte.“

„Wohl — aber kann ich den Diener nicht sehen?“

Helene zog die Glocke. Im Augenblick darauf erschien Ernst Baring in der Thür, erschrockenen Gesichts, aber in seine dunkle Livrée gekleidet, die er gewöhnlich trug.

Der junge Seemann warf nur einen oberflächlichen Blick auf ihn, dann winkte er mit der Hand, als wolle er ihm andeuten, er möge sich wieder entfernen. Als dies geschehen, senkte der höfliche Feind die Stirn, als besänne er sich auf etwas. „Es genügt mir,“ sagte er endlich, „was ich sehe. Ich habe die Ehre mich Ihnen zu empfehlen.“ Und mit Hand und Augen grüßend schritt er langsam zum Zimmer hinaus, sogleich von Andreas und Gertrud gefolgt, während Helene bebend zurückblieb, bleich vor Schrecken auf ihren Sessel sank und ihr Gesicht mit den Händen bedeckte.

Unterdeß war der Offizier mit seinen Begleitern an den Strand zurückgekehrt, hatte mit Andreas einige Worte gewechselt und sein Boot herbeigewinkt. Acht

Männer stiegen sofort an's Land und in ehrfurchtsvoller Entfernung hinter ihrem Offizier herschreitend, folgten sie der Gesellschaft nach dem Andreasberge hinauf.

Hier angekommen, blieb die Schiffsmannschaft, von den anwesenden Knechten mit Erstaunen betrachtet, auf dem Hofe stehen, während der Offizier in das Haus trat und von Andreas einige Waffen ausgeliefert erhielt, die dieser nicht verborgen hatte, während seine besten Gewehre und Pistolen in sicherem Verwahrsam ruhten, wohin er sie aus Vorsicht längst gelegt hatte.

Als der Offizier die alten Waffen auf dem Tische liegen sah, lächelte er. „Darf ich Sie bitten, mir diese Waffen anzuvertrauen," sagte er zögernd, — „ich muß so handeln, denn mir ward der Befehl dazu."

„Nehmen Sie, ich verweigere Ihnen nichts; Sie haben die Macht dazu und ich bin nicht gesonnen, mich derselben zu widersetzen."

„Ich danke Ihnen. Und da jetzt Ihre Gattin nicht gegenwärtig ist, so darf ich wohl fragen, ob die Trauerkleider, die ich hier sehe, Ihrem Sohne gelten?"

„Sie gelten ihm, mein Herr — ja, Sie haben Recht."

„Ich spreche Ihnen mein Beileid aus — erst gestern ist mir die Kunde von seinem Tode geworden. Ich kannte ihn und weiß den Schmerz des Vaters zu würdigen, dessen Ruhe ich übrigens nicht stören will. Darf ich hoffen, daß ich Sie mit der Erfüllung meines Auftrages nicht verletzt habe?“

„Sie haben mich nicht verletzt, sondern sich als ein Ehrenmann erwiesen. Jetzt reiche ich Ihnen meine Hand, obgleich Sie ein Däne und als solcher mein Feind sind.“

Und sie schüttelten sich die Hände, worauf der Offizier mit kurzen Worten sich empfahl.

Nachdem er auf den Hof getreten, rief er seine Leute und stieg mit ihnen denselben Seitenweg hinab, den Andreas ihn absichtlich heraufgeführt, um ihn auf diese Weise von der Insel fern zu halten, wo er sonst leicht den Kutter bemerkt hätte. Andreas hatte ihm das Geleit gegeben, aber erst als er ihn dem Strande zueilen sah, fing sein Herz an zu klopfen, und langsam stieg er die Warte hinauf, auf der Mevissen und Kühlwetter voll Besorgniß standen, und beobachtete mit ihnen, wie die Dänen die Schaluppe bestiegen, dem Schooner entgegenruderten und seinen Bord erkletterten, um die Waffen abzuliefern, die sie so leichten Kaufs erhalten hatten. Aber lange

erst nachdem das Schiff aus dem Meerbusen hinaus lavirt war und seinen Standort neben dem andern Schiffe vor dem Warnitz-Kopf eingenommen hatte, verließen Helene und Henrik das Epheuhaus, und rasch einen selten betretenen Bergpfad einschlagend, kehrten sie Beide nach Emmerslund zurück, wo sie von der ganzen Familie mit lebhafter Freude begrüßt wurden.

## Achtes Kapitel.

### Ein Ereigniß, welches Niemand erwartet hat.

Im Laufe des Tages hatte Henrik Helenens und Andreas' Vollmachten, abermals neue, von einem Bankier in Altona zu beziehende Gelder an die Statthalterschaft zum Besten des Vaterlandes zu zahlen, erhalten und sie in der Tasche, die er stets auf bloßer Brust trug, wohl verwahrt. Als es Abend geworden und das Nachtessen eingenommen war, saß die Familie um den Tisch in der Mutter Zimmer beisammen und besprach, wie es gewöhnlich geschah, die Vorfälle des Tages, die heute von so besonderer Art gewesen waren, daß sie ihr hinreichenden Stoff boten, sich nach allen Richtungen lebhaft darüber zu äußern. So drohend der feindliche Besuch anfangs ausgesehen,

so war er doch zuletzt zu allgemeiner Zufriedenheit abgelaufen, und selbst Andreas mußte lächeln, wenn er bedachte, daß er mit dem Verluste einiger unbrauchbarer Flinten, die ihm schon lange zur Last gewesen, davon gekommen war. Nur über die eigentliche Ursache und den wahren Zweck der Landung waren die Meinungen getheilt, denn wenn Gertrud, Agathe und Henrik der Ansicht waren, sie habe allein der Waffensuchung gegolten, so war vielmehr Helene der Ueberzeugung, man habe etwas viel Ernsteres im Auge gehabt, und nur die Höflichkeit und der zufällige Umstand, daß er in Capitain Burns den Vater seines ehemaligen Kameraden gefunden, habe den jungen Seemann von strengeren Forderungen abgehalten. „Wäre er ein alter, griesgrämiger, eisenfresserischer Inseldäne gewesen,“ sagte sie, „so würde er schärfere Haussuchung gehalten und vielleicht auch bei mir Etwas gefunden haben, was der Absicht der Dänen näher lag, als diese alten Flinten.“ Und ihr Blick haftete fest auf Henrik's Antlitz, der noch immer ungläubig den Kopf schüttelte, obgleich auch Andreas endlich nicht abgeneigt schien, Helenen Recht zu geben.

„Jedenfalls,“ fuhr diese fort, „können wir uns Glück wünschen, so leichten Kaufs davon gekommen zu sein, und uns die Warnung zu Herzen nehmen,

nicht zu kühn an den Strand zu laufen, wenn feindliche Schiffe in der Nähe kreuzen. Nur etwas Angenehmes hat uns der Vorfall gebracht, und das ist die Bekanntschaft eines ehrenwerthen Mannes, eine seltene Eigenschaft eines Dänen in jetziger Zeit, wenn man bedenkt, wie sie im Allgemeinen den Krieg gegen die Deutschen führen."

„Er war ein Seemann," warf Agathe leicht hin, „und die Seeleute sind in der Regel edelmüthiger, als die Landsoldaten — das liegt in ihrem Berufe."

„O, wenn das Friedrich gehört hätte!" flüsterte ihr Helene zu und drohte mit dem Finger, eine Anspielung, die Agathens holdes Gesicht mit Purpur übergoß und sie für den ganzen Abend schweigsam machte.

„Am meisten wundere ich mich darüber," sagte Andreas, „daß sie so gut von allen Vorfällen am Lande unterrichtet sind. Wie genau der Herr wußte, daß wir erst morgen Einquartierung erhalten und daß also sein Besuch für heute bei uns gefahrlos sei."

„Das ist ein Beweis, wie vortrefflich sie durch Spione bedient sind," erwiderte Henrik. „Merkwürdig, daß mir sogleich mein Freund Olaf Larssen einfiel, als ich hörte, daß die Dänen gelandet seien."

„Nimm Dich vor ihm in Acht," sagte Andreas

ernsthaft. „Er scheint Dein böses Verhängniß zu sein und verspricht sich von Deinem Fange vielleicht goldene Berge.“

„Ich fürchte ihn nicht; morgen früh um fünf Uhr reite ich fort, und auf einer Straße, wo kein Däne zu finden ist.“

„Hast Du schon Dein Pferd bestellt?“

„Alles ist abgemacht; Peter wird es mir satteln.“

„Also morgen!“ seufzte Andreas. „Wie rasch die Tage verschwinden, wenn sie zu den freudigen zählen, und doch dauert ein Schmerzenstag so lang! Ach ja! Wer weiß, wann wir uns wiedersehen, Henrik, und wie sich unterdeß die Dinge gestalten!“

„Wir wollen das Beste hoffen. Sobald aber der Feldzug zu Ende ist, bin ich wieder bei Euch und dann — und dann —“ er schwieg; nur sein Auge schweifte langsam und schüchtern nach Helenen hinüber, die auf ihre Arbeit niedersah, mit der ihre schönen Hände beschäftigt waren.

„Nun, und dann?“ fragte Agathe leise. „Sie wollten noch etwas sagen.“

Eben als Henrik den Mund öffnen wollte, um irgend etwas zu erwidern, ging die Thür auf. Capitain Kühlwetter trat herein und sagte Andreas einige Worte leise in's Ohr. Dieser erhob sich, ohne ein

Wort zu sprechen, von seinem Stuhle und ging mit ihm hinaus. Beide begaben sich über den Hof in den Garten und von da auf die Warte, und hier vernahm Andreas die Nachricht, daß Capitain Mevissen, der den Abend auf der Höhe zugebracht, schon seit einer Stunde beobachtet haben wollte, daß eins von den beiden Schiffen, die vor Warnitz-Kopf gelegen, wieder in den Meerbusen eingelaufen sei und einige Boote an's Land geschickt habe, die noch nicht wieder an Bord zurückgegangen wären.

„Wo ist die Landung geschehen?" fragte Andreas.

„An zwei verschiedenen Stellen. Das eine Boot ging drüben an's Ufer, westlich von Warnitz-Kopf. Ich konnte es deutlich im Lichte des Mondes verfolgen, der sich jetzt hinter jene schwarze Wolke verkrochen hat, und das andere etwa tausend Schritte nördlich von Kühlwetter's Hause an's diesseitige Ufer."

„Habt Ihr auch recht gesehen, Mevissen?"

„Nun, habe ich denn nicht noch vortreffliche Augen, Commodore, daß Ihr mich so fragt? Ich hab' es gesehen, das ist Alles, was ich sagen kann."

Andreas schraubte sich sein Nachtrohr zurecht. Aber es war zu dunkel geworden, um etwas Bestimmtes zu erkennen. Zwar war das feindliche Schiff als ein schwarzer Punkt in der Ferne zu unterscheiden, weiter

aber auch nichts. Der ganze Himmel hatte sich mit düsteren Wolken bezogen und diese hatten des Mondes Antlitz verschleiert; kein Stern war am ganzen Firmamente zu finden und man mußte jeden Augenblick einen tüchtigen Regenguß erwarten. Lange standen die drei Männer schweigend neben einander und beobachteten scharf den Horizont und das Meer, aber kein einziges Anzeichen war vorhanden, was den Verdacht der beiden Capitaine hätte verstärken können. In nächtlicher Stille ruhte das Land, eben so das Meer, und nur leise rauschten die Wasser nach Westen hin, denn auch der Wind war gelinder geworden und zeitweise schien er ganz aufzuhören. Dabei war die Luft wärmer als am Tage, und alle drei Männer sprachen bestimmt die Meinung aus, daß nach dem sehnsüchtig erwarteten Regen besseres Wetter folgen würde. —

Unterdessen hatten die im Zimmer Versammelten ihr Gespräch ruhig fortgesetzt, ohne anfangs auf Andreas' Abwesenheit und deren Grund besonders zu achten. Endlich aber, als eine Pause in der Unterhaltung eingetreten war, fiel es Gertrud auf, daß ihr Mann sehr lange ausbleibe und sie sprach sich laut darüber aus. Agathe ging sogleich hinaus und fragte zuerst im Hause, dann im Hofe, wo der Capi-

tain sei, worauf sie von einem Knechte zur Antwort erhielt, daß er mit Capitain Kühlwetter in den Garten und wahrscheinlich auf die Warte gegangen sei.

Mit dieser Meldung trat sie wieder in's Zimmer, und als sie das Wort Warte aussprach, horchten Alle auf, als wäre damit eine ernstere Bedeutung verknüpft. Gertrud seufzte laut; Helene blickte Henrik an und dieser stand endlich auf und trat an's Fenster, um sich den Himmel zu beschauen.

„Es ist sehr finster draußen," sagte er. „Der Mond hat sich hinter Wolken versteckt. Ich werde einmal auf die Warte steigen und sehen, was die Männer treiben."

Damit nahm er seinen Hut und ging hinaus. Langsam schritt er über den Hof, und mit beiden Händen tastend gelangte er durch die Gartenthür, denn es war stockfinster in dem eingeschlossenen Raume, zumal er eben aus dem erleuchteten Zimmer in's Freie getreten war. So kam er am Fuße der Warte an und wollte schon die erste Stufe ersteigen, als er ein leises Geräusch neben sich zu hören glaubte.

„Ist Jemand hier?" fragte er laut.

Niemand antwortete. In diesem Augenblick fiel ihm ein, daß Andreas vielleicht nicht auf der Warte sei, und um sich das Hinaufsteigen in der Finsterniß

zu ersparen, stellte er sich daneben hin und rief hinauf: „Andreas!"

„Was giebt es?" fragte des Gerufenen klare Stimme herunter.

„Kommt Ihr nicht bald in's Haus?" fragte Henrik weiter — „oder habt Ihr etwas Besonderes beobachtet?"

„Bist Du es, Henrik?" rief der Capitain wieder herab.

„Ja, Andreas, ich bin es!"

„Nun, wenn Du es selbst sagst, dann muß es wohl wahr sein!" sagte plötzlich eine rauhe Stimme neben ihm, und ehe er sich erklären konnte, was ihm geschah, faßten ein paar kräftige Arme die des jungen Mannes von hinten, eine Art dicker Pelzkappe stülpte sich über seinen Kopf, von dem der Hut heruntergeschlagen wurde, und einen Augenblick später fühlte er sich von unsichtbaren Händen emporgehoben und mit hastiger Eile davon getragen.

Das Alles war so rasch und unerwartet geschehen, und im ersten Augenblick war der Ergriffene so betroffen gewesen, daß er nicht daran denken konnte, einen Laut von sich zu geben. Jetzt, da er es versuchte, war es ihm unmöglich, auch fühlte er sich so fest von mehreren starken Armen umstrickt, daß er

nicht die geringste Gegenwehr zu leisten vermochte. Wohin man ihn trug, er wußte es nicht, aber er ahnte es, denn erst in diesem Augenblicke tagte ihm ein helles Licht, welches Helene allein im Laufe des Tages erblickt, indem sie von vornherein annahm, daß der Besuch der Dänen am Morgen Henrik Paulsen allein gegolten und man seine Anwesenheit in Emmerslund nur habe auskundschaften wollen.

Nicht zehn Minuten waren verstrichen, so fand sich Henrik in ein Boot niedergelegt, welches sechs Ruderer in pfeilschnelle Bewegung setzten. Man nahm ihm die Verhüllung vom Kopfe und nun sah er sich inmitten einer bewaffneten Schaluppe, von dänischen Matrosen umgeben, deren Augen starr auf ihn gerichtet waren, deren Gesichter er aber bei der großen Finsterniß ringsum nicht zu unterscheiden vermochte.

„Wenn Sie jetzt um Hülfe schreien wollen," sagte eine rauhe Stimme auf dänisch zu ihm, so können Sie es thun — Sie verstehen mich doch?"

„Ich verstehe Sie — ja! Wohin bringen Sie mich?"

„Auf Sr. Majestät Schiff!"

„Auf dasselbe, welches heute Morgen in die Bucht einlief?"

„Nein, das ist nach Sonderburg gegangen."

„Und wohin gehen Sie?“

„Sie thäten besser, nicht zu fragen, sondern zu schweigen. Das Uebrige wird sich Ihnen zu rechter Zeit offenbaren. Ich habe meinen Auftrag zu erfüllen und der schließt alle weitere Unterhaltung aus.“

So sah sich denn Henrik gefangen, in einem Augenblicke, wo die Freiheit einen so überaus großen Werth für ihn hatte. Aber was half es, sich über sein Schicksal zu beklagen? Er war Mann genug, einzusehen, daß im Kriege Jedermann solchen Widerwärtigkeiten unterworfen sei, namentlich im gegenwärtigen Kriege, wo die Menschenräubereien an der Tagesordnung waren. Und da es den Kriegsgefangenen nicht an's Leben ging, fühlte er sich in dieser Beziehung beruhigt. Nur als er an Emmerslund und die dort Versammelten dachte, legte sich eine drückende Last auf sein Herz. Sehnsüchtig schaute er nach der Höhe zurück, sprach ein leises Gebet zu Gott und dann wandte er getrost seinen Blick der dunkelen Zukunft entgegen.

Andreas jedoch, als er Henrik nicht antworten hörte, glaubte, er würde sich zu ihm auf die Warte begeben, in welcher Meinung ihn das Geräusch, das sich bei Henrik's Ergreifen am Fuße der Treppe vernehmen ließ, noch mehr bestärkte. Als es auf der

Treppe selbst aber ruhig blieb, dagegen forteilende Schritte auf dem Wege nach dem Meere sich hörbar machten, wurde er unruhig und rief wiederholt Henrik's Namen. Da aber auch jetzt keine Antwort erfolgte, stieg er schnell selber hinab, suchte ihn unten im Garten und da er ihn nicht fand, lief er rasch in's Zimmer.

„Wo ist Henrik?“ rief er mit beklommener Stimme, als er die Frauen allein sah.

„Er ist ja zu Dir hinaufgegangen,“ sagte Gertrud und Agathe zugleich, während Helene stumm wie eine Bildsäule vor ihm stand und die Hand auf den Busen drückte, der seine Fesseln zu zersprengen drohte.

Andreas hatte kein Wort weiter gesprochen. Athemlos war er wieder in den Garten gelaufen und kam gerade zur rechten Zeit, als Kühlwetter's brüllende Stimme von oben herunterschmetterte: „Cap'tain, Cap'tain — geschwind, geschwind herauf!“

„Was giebt es?“ donnerte Andreas zurück.

„So kommt doch herauf!“

Andreas stürzte die Treppe hinauf, so schnell, daß er später selber nicht wußte, wie er die Höhe erreicht, und als er mit fliegendem Athem oben angelangt war, sah er nichts mehr, hörte aber, daß ein Boot unmittelbar vom Ufer vor Emmerslund abgestoßen

sei und zwei blaue Leuchtkugeln emporgeworfen habe, worauf es mit Hast nach Osten gerudert.

Und gerade jetzt, als sich Andreas' Augen in die dunkele Ferne nach Osten bohrten, als ob sie Nacht und Finsterniß mit Gewalt durchdringen wollten, trat der volle Mond unter einer Wolke hervor und goß sein strahlendes Licht über das stillfluthende Meer aus. Da sah er denn, was jetzt zu sehen zu spät war, ein Boot, welches wie eine über das Meer fliegende Möve dem heransegelnden Schiffe entgegenschwebte und von demselben mit seinem ganzen Inhalte aufgenommen wurde.

---

Als Henrik Paulsen das Deck des Schooners, der zu seiner Aufnahme bestimmt war, betreten hatte, wurde er in die Kajüte des Capitains geführt. Er fand ihn bei einer Flasche Portwein sitzen und mit einem jungen Mann, den Henrik für den Schiffsarzt hielt, im Plaudern begriffen. Zugleich mit ihm trat der Offizier ein, der ihn am Lande gefangen genommen, und meldete, daß dies der Verhaftete sei, nach dem man ihn ausgeschickt.

Der Capitain des Schiffes, ein kleiner Mann mit rothem Gesicht, das zugleich von Weingenuß, mun=

terer Laune und Leutseligkeit glänzte, erhob sich von seinem Sopha, trat dicht vor den Gefangenen hin und musterte ihn vom Scheitel bis zur Sohle. Das edle Ansehen desselben, seine männliche Ruhe, die aus seiner ganzen Haltung wie aus seinem klugen Auge sprach, schienen dem Seemann zu behagen und den achtungsvollen Ton einzugeben, mit dem er sogleich zu sprechen begann.

„Mein Herr," sagte er, indem er sich der deutschen Sprache bediente, die er so gut wie jeder gebildete Däne sprach, „sind Sie Henrik Paulsen aus Sundewitt, der beim Bauer Rasmus Harms eine Wohnung hatte?"

„Ja, Herr Capitain, der bin ich."

Der Offizier lächelte den Arzt an, der nahe herangetreten war, und fuhr dann zu Henrik gewendet fort: „Nun, so wünsche ich mir Glück, daß Sie mir die Ehre Ihrer Anwesenheit gönnen. Es hat uns viel Mühe gemacht, Ihrer habhaft zu werden, denn Sie scheinen mit Geistern in Verbindung zu stehen und sind uns oft nur wie durch ein Wunder entschlüpft."

„So haben Sie mich schon lange gesucht?" fragte Henrik ernst, ohne im Geringsten seinen Gesichtsausdruck zu verändern.

„Gewiß, und auch Andere vor mir. Schon im vorigen Jahre hofften wir Sie abliefern zu können.“

„Und darf ich vielleicht wissen, warum man so eifrig sich um meine geringe Person bemüht hat?“

„Seien Sie nicht zu bescheiden, mein Herr; wenn es Ihnen aber angenehm ist, zu hören, daß man Sie für einen gewandten und fähigen Mann hält — was in diesem Kriege gleichbedeutend mit gefährlich ist — so sage ich es Ihnen.“

„Ich bin nicht so eitel, wie Sie vielleicht denken, und schlage meinen Werth nicht höher an, als er wirklich ist, und das mag in Bezug auf öffentliche Angelegenheiten sehr niedrig sein.“

„Wie Sie das vielleicht ansehen! Doch, Ihren Werth zu bestimmen ist meine Sache nicht, das mögen die Schriftgelehrten entscheiden. — Haben Sie schon zu Abend gespeist?“

„Vollauf — gönnen Sie mir nur Ruhe, und wenn Sie mir eine Gefälligkeit erweisen wollen, so sagen Sie mir, wohin Sie mich führen.“

Der Capitain zuckte die Achseln. „Das, mein Herr, überschreitet meine Vollmacht. Wenn Sie aber die Küste von Schleswig und Jütland kennen, wie ich bei Ihnen voraussetzen darf, so werden Sie mit eigenen Augen sehen können, wo man Sie an's Land

bringt. — Setzen Sie sich, bis Ihr Zimmer in Ordnung gebracht ist."

Henrik wollte eben von dieser freundlichen Erlaubniß Gebrauch machen, als ein Seesoldat mit gezogenem Degen eintrat und meldete, daß die Koje des Gefangenen in Bereitschaft sei.

„So folgen Sie diesem Mann und schlafen Sie wohl an Bord Sr. Majestät Schooner."

„Wie heißt dieser Schooner?" fragte Henrik, bevor er dem Befehle Folge leistete.

„Es ist der Neptun, mein Herr."

„Der Neptun? Auf dem früher Erik Burns Kadet war?"

„Derselbe — frisch aus den Docks gekommen und funkelnagelneu getakelt. Gute Nacht!"

Henrik folgte seinem Führer und war bald mit seiner Koje bekannt, einem kleinen Raume, sechs Fuß lang, viere breit, weiter nichts als eine hölzerne Pritsche darbietend, mit ein paar wollenen Decken belegt, und der an der Schiffswand ein zolldickes Fensterglas hatte, nicht größer als ein Kindeskopf, und außerdem noch von Außen mit einer eisernen Stange verziert. Als der Seesoldat mit einer Laterne in diesen behaglichen Raum hineingeleuchtet, brummte

er einige Worte, entfernte sich wieder und schloß hinter sich die Thür zu.

Henrik war also allein. Ohne sich zu besinnen, denn es war weiter nichts in diesem engen Wassergrabe zu thun, warf er sich auf das Lager, deckte sich mit einer wollenen Decke zu, stützte beide Hände als Kopfkissen unter den Kopf und gab sich seinen Gedanken hin, die in unaufhörlicher Bewegung, wie Ebbe und Fluth, in seinem Gehirne auf und niederjagten.

Eine geraume Zeit verstrich, bis sich sein laut schlagendes Herz so weit beruhigt hatte, daß er zum klaren Nachdenken kommen konnte, und als er erst so weit war, fühlte er sich bei Weitem nicht so unglücklich, als man hätte vermuthen sollen, denn sein kräftiger Geist bewältigte die gezwungene Lage seines Leibes und setzte sich weit über Meere und Länder hinweg in eine ruhigere, heiterere Zeit, wo keine Gewaltthat, kein Zwang, keine Zwietracht herrschten und wo weder die Deutschen die Dänen bekriegten, noch diese die Deutschen in Eisen und Bande schlugen.

Aber zum Schlafe konnte er dennoch nicht gelangen. Das unaufhörliche Rauschen der Wellen, nur wenige Zolle von seinem Ohre entfernt, hielt ihn wach, und nicht weniger die Bekümmerniß um Diejenigen, denen er so unerwartet entzogen war. Erst

gegen Morgen machte sich das Bedürfniß der erschöpften Natur bei ihm geltend und er schlief so sanft ein, wie er es nur je in Rendsburg oder Emmerslund vermocht hatte.

Als er die Augen wieder aufschlug, dämmerte ein trübes Licht durch das kleine Fenster in sein Gemach, und als er sich nun erst genau darin umblicken konnte, erfaßte ihn das bitterste Gefühl, welches ihn seit dem vorigen Abend heimgesucht; denn er mußte sich Schritt für Schritt die letzten Ereignisse erklären und also noch einmal in Gedanken durchleben, was er in Wirklichkeit durchlebt, und eine solche Wiederholung, wenn sie nur Schmerzliches betrifft, drückt den Geist stärker nieder, als das Ereigniß selbst, da sie mit vollkommenem Bewußtsein und ohne die Aufregung des unvorhergesehenen Augenblicks vor sich geht. Da er nicht Raum genug zum Gehen oder Stehen hatte, so blieb er liegen, aber auch das Liegen wurde ihm mit der Zeit eine Last, wie sie der Gesunde leicht empfindet, wenn er durch Zwang in dieser Lage gehalten wird. Bald darauf wurde die Thür der Koje aufgeschlossen; der Soldat, der ihn am Abend hereingeführt, erschien mit einer großen Tasse Thee und Brot und erkundigte sich, ob der Gefangene einen Wunsch habe.

„Ja, bringen Sie mir Waschwasser und ein Handtuch.“

„Ein Handtuch?“ fragte der Soldat und lächelte höchlich erstaunt. Dennoch ging er, und zu Henrik's eigener Verwunderung brachte er sehr bald das Verlangte und bemerkte dabei, er lasse die Thür offen und der Gefangene könne auf Deck gehen und zwischen den Masten hin und her wandeln.

Als Henrik sich gewaschen und sein Frühstück genossen, machte er von der gegebenen Erlaubniß Gebrauch und trat aus der Koje. Der Soldat, der davor stand, folgte oder vielmehr führte ihn auf das Deck, wo ein schläfriger Kadet, einige Matrosen, zwei Steuerleute und drei oder vier Soldaten zu sehen waren. Kein höherer Offizier aber ließ sich in der Nähe blicken. Das Schiff zog unter halben Segeln dahin und Leinwand und Tauwerk waren naß von dem Thau der Nacht und einem feinen Sprühregen.

Als Henrik sich umschaute, wo er wohl sein mochte, erfaßte ihn anfangs ein nie empfundenes Grauen, denn nichts sah er als dichten Nebel, der das Schiff nach allen Richtungen umgab. Es regnete zwar, aber die kleinen Tropfen, die vom Himmel fielen, waren warm, wie die Luft, die von Südosten über das Meer zog. Land und Himmel waren nirgends zu

sehen und nur die graue Woge rieselte trüb und schwer an den Wänden des Schiffes entlang. Da Henrik keinen Hut hatte, denn man hatte ihm denselben ja vom Kopfe geschlagen, so bat er den Soldaten, ihm einen alten Matrosenhut zu verschaffen; und als ein junger Matrose, der in der Nähe stand, diesen Wunsch hörte, nickte er dem Soldaten zu, sprang in eine Luke hinab und kam dann mit einem lackirten und ziemlich neuen Hute wieder hervor. Es war ein aus Holstein gepreßter Matrose, der Mitleiden mit dem deutschen Gefangenen hatte. Henrik bot ihm ein Geldstück an, aber er dankte und entfernte sich, indem er erröthete.

So schritt denn der Gefangene langsam auf dem Schiffe zwischen den beiden Masten und vier Kanonen hin und her, nach allen Seiten spähend, ob er nicht Land erblicken könne. Aber nichts war zu sehen und erst gegen Mittag hellte sich das Wetter auf und ein dunkeler Streifen grauen Landes, hie und da mit freundlichen Häusern und blätterlosen Waldungen bedeckt, machte sich im Osten bemerkbar.

„Ist das nicht Fünen?" fragte Henrik seinen Soldaten.

Dieser nickte. Henrik war neugierig, wohin der Lauf des Schiffes sich richten würde; da er zur Rechten

Fünen hatte und der Bug des Schiffes nach Norden ging, so war nur die augenblickliche Stellung klar, aber nicht das Ziel. Nach einer Stunde etwa trat der Capitain auf Deck, musterte den Horizont, sprach mit einem Offizier, der an seiner Seite ging und begrüßte mit Kopfnicken den Gefangenen, ohne ein Wort an ihn zu richten.

Um zwölf Uhr aber, als er eben wieder in seine Koje getreten, kam der Soldat und lud ihn ein, in die Constabelkammer zu kommen und sein Essen einzunehmen. Henrik folgte und saß bald an einem langen Tische unter Säbeln, Flinten und Pistolen, die reihenweise an der Wand aufgehangen waren, und sogleich wurde ihm eine große Schüssel Gemüse und etwas geschnittenes Salzfleisch, aber statt des Messers und der Gabel nur ein Löffel vorgesetzt. Der Gefangene aß, denn er hatte Appetit, und das hielt er selbst für ein gutes Zeichen seines Muthes bei so trübem Geschick. Während er bei Tische saß, kam ein Dampfer in Anrufsweite, und der Neptun setzte ein Boot aus und nahm Depeschen in Empfang. Gleich darauf wurden mehr Segel beigesetzt und das Schiff strich scharf nach Norden, dicht an der Küste von Fünen entlang, die freundlichen Inseln, die so reichlich den kleinen Belt bevölkern und verschönern, rasch

hinter sich lassend. So wurde die nördliche Ecke des Belts erreicht und bei leichtem Südostwinde die Landspitze vor dem Busen von Kolding umsegelt. Und als der Nachmittag in den Abend überging und Henrik, der wieder auf Deck gegangen war, sehnsüchtig nach dem nahen Lande blickte, sah er von seinem erhöhten Standpunkte aus die geschwärzten Ruinen des Koldinger Schlosses ragen, die Bucht gleiches Namens sich allmälig verengern und den Schooner in den Hafen einlaufen, der an Romantik einer der schönsten der jütischen Küste ist, aber etwas Düsteres wegen der nahe bei einander liegenden Waldhöhen hat. Hier wurden allmälig die Segel gereeft und endlich die Anker ausgeworfen. Man schien also am Ziele angelangt zu sein.

Da trat der Capitain des Schiffes an den Gefangenen heran und fragte: „Wissen Sie, wo Sie sind?“

„Ja, ich bin im Hafen von Kolding.“

„Nun wohl, dahin sollte ich Sie bringen, und wie Sie sehen, habe ich das gethan. Machen Sie sich fertig, um acht Uhr Abends werden Sie an Land gehen.“

Henrik dankte und bat den Hut behalten zu dürfen, den ihm der Matrose gegeben.

„Machen Sie das mit ihm selbst ab, ich habe mich darum nicht zu kümmern."

Henrik nahm ein Geldstück in die Hand, um es dem freundlichen Menschen zu geben, wenn er ihn sehen würde, was aber erst beim Einsteigen in's Boot geschah.

Als dasselbe unten am Schiffe lag, ward der Gefangene aufgefordert, hinabzusteigen. Er winkte mit der Hand dem Capitain zu und kletterte hinab. Neben ihm saß der Arzt, den er am Abend vorher in der Kajüte des Capitains gesehen, und dann zunächst der Matrose, dem er seinen Hut verdankte. Als das Boot abgestoßen war, sagte Henrik leise zu dem jungen Manne an seiner Seite: „Mein Herr, Sie sind ein Arzt, wie ich glaube."

„Ja, der bin ich — sind Sie krank?"

„Nein, aber da Sie sich dem Menschenwohle gewidmet haben, so möchte ich eine Bitte gegen Sie aussprechen, die dasselbe betrifft, und Sie um Ihre Hülfe ersuchen."

„So sprechen Sie — was ich thun kann, werde ich gewiß und gern thun."

„Wenn es irgend in der Möglichkeit liegt, so lassen Sie dem Capitain Burns, in dessen Hause ich

gefangen genommen bin, die Nachricht zukommen, wohin man mich gebracht hat. Sie werden ihn von großer Unruhe befreien und einen Mann beglücken, der es um Dänemark verdient hat, eine Gnade zu genießen, denn sein Sohn ist mit Christian dem Achten in die Luft geflogen."

„Ich weiß es," sagte der Arzt trüb, „und ich kannte den braven jungen Mann sehr wohl. Verlassen Sie sich darauf; sobald ich wieder in die Apenrader Bucht einlaufe, soll der Capitain auf irgend eine Weise von Ihnen hören. Wollen Sie meinen Handschlag darauf?"

Henrik reichte die Hand hin und fühlte sich nun beruhigter denn je.

Während dieses leise geführten Gespräches war man dem Lande nahe gekommen, über welches sich die Abenddämmerung längst gebreitet hatte. Trotzdem man aber eine so späte Stunde zur Landung gewählt, hatte sich doch eine große Volksmenge versammelt, die neugierig den Nachrichten entgegenzuharren schien, welche der Neptun vom Süden mitbrachte. So dachte wenigstens Henrik. Bald aber sollte er zu seinem Leidwesen erfahren, daß er sich in dieser Beziehung geirrt, denn nicht dem Schooner, sondern ihm selber galt die allgemeine Aufmerksamkeit, da sich sehr bald

in der Stadt das Gerücht verbreitet hatte, der Neptun signalisire einen Gefangenen von Bedeutung.

Als das Boot an den Hafendamm anlegte, drängte sich der Pöbel — denn nur dieser hatte sich versammelt — dicht an die Landungsstelle, so daß kein Mensch aussteigen konnte. Während nun die Matrosen die Städter durch Worte und Püffe zurückzutreiben versuchten, machte sich von hinten her ein Corporal mit vier Mann dänischer Infanterie durch die Masse Bahn, um derselben durch seinen rothen Rock und seine Bajonette Respekt einzuflößen. Auch wich sie einen Augenblick zurück und hielt sich noch so ziemlich ruhig. Kaum jedoch hatte sich der Gefangene von seinem Platze im Boote erhoben und war in stolzer Haltung, wie sie ihm so gewöhnlich war, an das Land gestiegen, so erhob sich ein so durchdringendes, widerwärtiges Bewillkommnungsgeschrei, daß Henrik anfangs nicht wußte, wem das eigentlich gelte und was es zu bedeuten habe. Aber bald sah, hörte und fühlte er, daß er allein die Zielscheibe dieses rohen, gemeinen Haufens sei, denn man drang von allen Seiten auf ihn ein, riß ihn zuerst an den Kleidern und fügte diesem Angriff die niedrigsten Schimpfwörter bei.

Henrik blieb stehen, richtete sich hoch auf und warf einen leuchtenden Blick auf diesen Auswurf der däni-

schen Stadt. Es war nur Gesindel, was er vor sich hatte, bettelhaft, zerlumpt, von jenem widerlichen Anblick, wie man ihn nur damals unter der aufgeregten Bevölkerung sah, die durch politische Wühlerei auf das Höchste fanatisirt war. Einem solchen Haufen gegenüber konnte ein Mann wie Henrik nur mit verächtlichem Stolze und ruhiger Ergebung sich waffnen. Und das that er auf eine so nachdrückliche Weise, daß der Pöbel sich dadurch nur um so mehr verletzt fühlte. Von den fünf Rothröcken in die Mitte genommen, denen sich zuletzt der junge Schiffsarzt anschloß und die von Zeit zu Zeit sich ausstreckenden Fäuste zurückzuhalten versuchte, schritt der Gefangene nun rasch durch die Hafenstraße in die Stadt hinauf. Da man so dem deutschen Hunde, wie man ihn wiederholt nannte, nicht beikommen konnte, begnügte man sich, ihn anzuspeien, mit Koth zu bewerfen und zur Erläuterung dieser Gunstbezeugung einige lieblich klingende dänische Begrüßungsworte hinzuzufügen.

Aber von Straßenecke zu Straßenecke vermehrte sich der lärmende Haufe und mit ihm die zügellose Wuth desselben, und je näher man dem Rathhause kam, wo, wie man wußte, der Gefangene geborgen sein würde, um so mehr bemühte man sich, ihm ein körperliches Leid anzuthun. Aber die Soldaten, ganz

dicht um ihr Schlachtopfer gedrängt, fällten ihre Gewehre, und so erzwang man sich den Durchgang, bis es nahe am Rathhause doch noch einem zerlumpten Vaterlandsfreunde gelang, dem stolzen deutschen Hunde einen dänischen Rippenstoß zu versetzen. Das war die letzte Beleidigung, die ihm widerfuhr. Gleich darauf trat er in's Rathhaus und wurde in ein Zimmer geführt, wo er zwei Männer fand, von denen der Eine an einem Tische schrieb, der Andere aber, ein großes Schlüsselbund in der Hand haltend, ehrerbietig an der Thüre stand.

Bleichen Gesichts, innerlich vor Aufregung und Zorn bebend und doch sich zur kaltblütigsten äußerlichen Ruhe bemeisternd, stand Henrik unter der Lampe, die von der Decke herabhing und das große warme Zimmer ziemlich erleuchtete. Mit ihm, das sah er jetzt, war der Schiffsarzt eingetreten und hatte schon mit dem schreibenden Manne einige Worte gewechselt; dann sagte er dem Gefangenen noch einmal Lebewohl und entfernte sich mit verständlichem Blick, der so viel bedeuten sollte, als: er werde seines Versprechens eingedenk sein.

Als er die Thür schloß, erhob sich der schreibende Mann von seinem Stuhle, trat vor den Gefangenen und betrachtete ihn ziemlich lange und genau. Dennoch

aber lag mehr ernstes Wohlwollen und aufrichtige Theilnahme in dem Gesichte des würdig erscheinenden Mannes, als Strenge und feindliche Drohung, obwohl er sich augenscheinlich Mühe gab, so groß und erhaben wie möglich zu erscheinen.

„Sind Sie Herr Henrik Paulsen aus dem Sundewitt?" fragte auch er mit einer weichen und wohllautenden Stimme.

„Der bin ich."

„Kennen Sie mich vielleicht, Herr Paulsen?"

„Ich habe nicht das Vergnügen."

„Ich bin der Bürgermeister von Kolding und habe den Auftrag, Sie zunächst untersuchen zu lassen, sodann Sie streng in einem vorgeschriebenen Lokale zu bewachen und Ihnen jede Erleichterung Ihrer Lage zu versagen. Ich theile Ihnen das mit, damit Sie nicht mir eine Last aufbürden, die ich nicht gern auf meinen Schultern tragen möchte, zumal ich nicht weiß, was Sie verbrochen haben und es aus den Anzeigen, die über Sie an mich eingelaufen sind, nicht hervorgegangen ist."

Henrik verneigte sich höflich, denn er sah, daß er es mit einem vernünftigen Manne zu thun hatte. „Thun Sie Ihre Pflicht," sagte er, „ich bin an dänische Gefangenschaft gewöhnt."

„Sind Sie schon einmal in Haft gewesen?“

„Vor zwei Jahren in Kopenhagen, ja. Und wenn Sie den Grund wissen wollen, so will ich Ihnen denselben nennen.“

Der Bürgermeister sagte weder Ja noch Nein, und doch sah man seinem lauschenden Gesichte an, daß er gern einen näheren Einblick in des Gefangenen Verhältnisse zu thun wünschte.

„Ich bin ein Privatmann gewesen,“ fuhr Henrik fort, „habe aus Neigung geschriftstellert und dabei oft und klar meine patriotische Meinung ausgesprochen, außerdem aber in Kopenhagen eine Erbschaft beansprucht, die mir von Rechtswegen zukam, die man mir aber nur unter der einzigen Bedingung zu bewilligen versprach, wenn ich mich fortan mit allen Kräften dem dänischen und nicht mehr dem deutschen Interesse widmete.“

Der Beamte schwieg, blickte aber fast beschämt zu Boden, als trüge er als Däne mit die Schuld dieser edelen Politik, denn das leuchtende Gesicht, die treuen Augen und die unläugbare Wahrheit, die aus allen Zügen des Gefangenen sprach, brachten eine Wirkung auf ihn hervor, die überzeugend und demüthigend zugleich war. „Und darum sind Sie jetzt ein Gefangener?“ fragte er endlich beinahe flüsternd.

„Ich fuhr fort, ein Deutscher zu sein und meine Ansichten beizubehalten. Darum erschien ich gefährlich, wie viele Andere, und darum fiel man bei Nacht über mich her, während ich mich bei einem Freunde aufhielt, schleppte mich hierher und ließ mich vom Pöbel besudeln, als ob ich ein gemeiner Verbrecher wäre. Einen andern Grund wenigstens weiß ich nicht und werde ihn erst erfahren, wenn man mich, wie ich hoffe, bald vor ein Gericht stellt.“

Der Beamte lächelte schmerzlich. „Gute Nacht,“ sagte er dann. „Das da ist Ihr Gefängnißwärter. Er wird Sie nicht hart behandeln, und das Wenige, was ich vielleicht zu Ihrem Besten thun kann, soll geschehen, sobald Sie mich von Ihren Wünschen in Kenntniß setzen.“ Und mit raschem Schritte, der merken ließ, daß er froh war, aus der Nähe eines solchen Gefangenen zu kommen, verließ er das Zimmer und Henrik befand sich allein seinem Kerkermeister gegenüber.

„Na,“ sagte dieser und trat einige Schritte näher heran, „nun sind wir allein, mein Herr. Wollen jetzt bald Bekanntschaft mit einander machen. Haben Sie Waffen oder Dinge von Werth bei sich?“

Henrik erschrak, denn in diesem Augenblicke erst fiel ihm die Tasche ein, die er auf der Brust trug

und in der sich bedeutende Werthpapiere und Anweisungen befanden, die Helenens und Andreas' Namen trugen, diese also, wenn sie entdeckt wurden, in große Verlegenheit bringen konnten.

„Waffen?" sagte er endlich. „Nein! Und Dinge von Werth? Nichts als meine Uhr, meinen Siegelring und ein wenig Geld!"

„So! Na, das müssen wir sehen. Kleiden Sie sich einmal aus."

„Auskleiden?" fragte der Gefangene schaudernd.

„Ja wohl, das ist hier so Sitte — aber geschwind, mein Herr; so lange wir allein sind, kann ich nur sein, wie mich der Herr Bügermeister Ihnen geschildert hat — also beeilen Sie sich."

Henrik's Muth belebte sich wieder. Rasch warf er den Rock ab, kehrte die Taschen um und zeigte dem Gefangenwärter den Inhalt derselben.

„Gut," sagte dieser — „die Weste und die Beinkleider auch — ich muß sehen, ob sie nicht verborgene Taschen haben."

„Hier sind sie — sehen Sie sie an."

„Gut — und nun die Stiefel — bitte, ja, die Stiefel."

„Die Stiefel?" fragte Henrik und mußte unwillkürlich lächeln.

„Ja, ja, die Stiefel — denn ich muß in meinen Bericht setzen, daß in Ihren Stiefeln nichts verborgen gewesen ist.“

Henrik that, was man verlangte. Als er auch damit fertig war, kleidete er sich wieder an, wobei er plötzlich bemerkte, daß der Mann ihm die rechte Hand entgegenhielt. „Was wünschen Sie?“ fragte der Gefangene.

„Ihre Börse. Die Gefangenen in Kolding dürfen kein Geld haben. Befürchten Sie aber nichts; sie bleibt in meinen Händen, und was Sie gebrauchen, werden Sie von mir empfangen, ich werde Ihnen genaue Rechnung ablegen.“

Henrik gab die Börse ab und folgte dann dem voranschreitenden Manne, der sich eine Laterne angezündet hatte, eine Treppe hinabstieg und im Hinterhause eine mit Eisen beschlagene Thür aufschloß, durch die er den Gefangenen treten ließ. „Das ist Ihr Gefängniß,“ sagte er. „Es haben seit zwei Jahren sehr viele anständige Leute darin gesessen; Gott weiß, wo alle die Uebelthäter herkommen. Sehen Sie sich darin um, so lange ich hier bin, denn Sie dürfen kein Licht behalten.“

Henrik warf einen trostlosen Blick in das Gemach, worin so viele anständige Leute gesessen hatten —

so kurz aber dieser Blick auch war, er hatte Alles erfaßt, was vorhanden war.

„Gute Nacht!" sagte der freundliche alte Mann — „Oder wollen Sie heute Abend noch etwas essen oder trinken — ich kann Alles bringen — was Sie bezahlen."

„Nein — ich bin satt — gute Nacht!"

Und damit ging der Kerkermeister hinaus, riegelte und schloß die Thür fest hinter sich zu und entfernte sich mit langsamen, schweren Schritten, die Henrik noch lange mit seinen aufmerkenden Ohren verfolgen konnte.

So war er denn im Kerker zu Kolding, der doch noch etwas trauriger aussah als der zu Kopenhagen. Stumm, den Kopf auf die Brust gesenkt, die Hände gefaltet, stand er in der Finsterniß, die rings um ihn herrschte, und sprach zu sich selber, da er mit Niemandem sonst sprechen konnte. Und doch war er nicht ganz allein, noch mit einem Anderen konnte er sprechen, und dieser Andere erleuchtete — unsichtbar über und in ihm thronend — auch diesen dunkelen Kerker.

Als Henrik sich von der Allgegenwart des höchsten Richters auch an diesem Orte überzeugt, wurde es ruhiger, leichter und klarer in ihm.

„Wie doch die Menschen sich abmühen," sagte er zu

sich, „einander Uebles zu thun! Was können sie sich thun, wenn sie dem Duldenden diesen Anker nicht aus der Brust zu reißen vermögen! Wohlan denn, Ihr herrischen Dänen, die Ihr auf der Höhe der Zeit zu stehen tagtäglich vor aller Welt behauptet — Ihr habt mich wieder gefesselt, habt mir die Freiheit, die Luft und das Licht, meine Freunde und mit ihnen das rosige Lebensglück genommen, und doch — habt Ihr nur Wenig von mir, denn mein Herz und mein Geist, meine Phantasie und meine Zukunft — alle meine Triebe und Hoffnungen sind nicht bei Euch. Heute seid Ihr freilich Meister über meinen Leib — morgen vielleicht schon richtet Euch die Welt. Ja, ja — Schleswig-Holstein könnt Ihr einen kurzen Sommertag fesseln und berauben, aber vernichten in alle Ewigkeit könnt Ihr es nicht. Die spätesten Tage werden Euern Enkeln erzählen, daß Ihr vortreffliche Henker, aber sehr erbärmliche Menschen gewesen seid. So will denn auch ich mich in mein Loos ergeben — über Euch und uns steht Gott — Dein Wille geschehe, o Herr!“

Und ohne den Ekel zu empfinden, den schon so viele Gefangene in diesem schaurigen Kerker empfunden, warf er sich auf das dunstige Strohlager, welches in einer Ecke auf einem bretternen Gerüste auf-

geschichtet lag, zog eine klebrig feuchte Decke über seine Füße und knöpfte seinen Rock bis unter das Kinn zu. So lag er still, in tiefes Nachsinnen versunken, lange Zeit. Ihn störte nicht die klirrende Schildwache, die auf dem Flure mit gemessenen Schritten während der Nacht auf- und niederging, nicht die nagende Ratte, die unter seinem warmen Leibe im Strohe raschelte, auch nicht das dumpfe Athmen und Schnarchen, welches aus dem Nebenkerker in seine Ohren drang, wo wüste Verbrecher angefesselt zu sein schienen, und noch lange bevor die Mitternacht mit ihrem geheimen Schauer auf die finsteren Mauern, die ihn umgaben, herabgesunken war, lag er im festesten Schlafe, wie ihn nur der gesunde, der freie, der glückliche Mensch genießen kann.

Als er aber gegen Morgen seine Augen aufschlug, und ein fahles Licht durch das eisenvergitterte Fenster in die Höhle, die ihm zum Aufenthaltsorte diente, fallen sah, schauderte er zusammen, wie er auf dem Schiffe zusammengeschaudert, was doch noch eine Stätte der Freiheit und des Lichtes im Verhältniß zu seiner jetzigen gewesen war. Halb erstarrt vor feuchter Kälte, und von einer giftigen Dunstatmosphäre umwallt, dünkte ihm das Athmen sogar erschwert zu sein. Langsam und gleichsam fürchtend, noch Schreckliches

zu sehen, blickte er sich um und ließ sein Auge von der Decke bis zum Fußboden schweifen, bis es endlich auf dem Fenster haften blieb, durch welches jenes bleiche und kalte Licht hereinfiel, was von nun an seinen Tag bedeuten sollte. Es war ein enger, öder Raum, in dem er sich befand; von klebriger Feuchtigkeit triefende Steinwände, geschwärzt und angefressen von Alterthum und Fäulniß, umgaben ihn. Das erbärmliche harte Strohlager, auf dem er die Nacht zugebracht, war mit einer schmutzigen, halb von Schimmel überzogenen Decke belegt, deren ekelerregendes Ansehen erst der beginnende Tag ihm verrieth. In der Mitte des Raumes stand ein hölzerner Tisch und eine Bank davor. Auf dem Tische ein irdener Wasserkrug. Weiter war nichts darin zu sehen.

Henrik sprang von seinem Lager empor und schüttelte sich das innere Grauen ab, welches ihn bei dieser Musterung ergriffen hatte. Er trat an das kleine vergitterte Fenster, welches den draußen beginnenden Tag nur gleichsam tropfenweise einließ. Kein Stückchen blauen Himmels konnte er daraus erspähen. Vor ihm lag ein kothiger enger Hof, von altersgrauem Gemäuer eingeschlossen; seinem Fenster gerade gegenüber ein ähnliches, zwischen dessen Eisenstäbe sich bleiche Gesichter drängten, um den neuen Nachbar in

Augenschein zu nehmen. Aber das waren keine politische Gefangene, wie er, deren Gesichter er sah, das waren von Leidenschaft, Elend und Lüderlichkeit ausgemergelte Züge, das waren Verbrecher, Diebe und Herumstreicher, die man in ewigem Verwahrsam hielt, um das Menschengeschlecht vor ihrer unmenschlichen Wuth zu schützen. Als aber der Tag heller wurde und er die Gesichtszüge der ihn beobachtenden Personen genauer entziffern konnte, sah er, daß es Weiber waren, zerlumpt, mit dem Stempel menschlichen Auswurfs bedrückt, die ihm einen hohnlachenden Gruß mit grinsender Lippe entgegenwarfen.

Nach kurzer Zeit schien sich neben ihm ein anderer Gefangener von seinem Lager zu erheben und auch an das Fenster zu treten, denn es begrüßte Jemand die Weiber gegenüber mit satanischem Lachen und einem gurgelnden Spottliede, während diese mit ihren knöchernen Fingern auf Henrik wiesen, als wollten sie dem Nachbar andeuten, daß sie eine neue Augenweide erhalten hätten. Bald darauf öffnete die eine Megäre ihr Fenster und unterhielt sich mit dem befreundeten Nachbar in einer Sprache, die Henrik nicht verstand, denn sie war weder deutsch noch dänisch; aber aus den scheußlichen Geberden, welche ihre Worte begleiteten, konnte er entnehmen, daß sie

eben nicht von heiligen Dingen sprachen. Hier waren Studien zu machen, und Henrik machte sie wirklich an diesem und an vielen anderen Tagen, in denen er der unfreiwillige Genosse dieses menschlichen Auswurfs blieb.

Um sieben Uhr Morgens erschien der Kerkermeister und fragte, was sein Gast frühstücken wolle. Nachdem dieser seine Wünsche kundgegeben, brachte er ihm Waschwasser, Handtücher, Kaffee und Brot. Was ihm der gute Mann dabei erzählte, hörte er schweigend an, als er aber fortgegangen war, wußte er nicht, was er gesprochen hatte.

Gegen Mittag besuchte ihn der Bürgermeister und sprach einige trostreiche Worte zu ihm. Auf Henrik's Frage, ob er bald vor Gericht gestellt werden würde, zuckte der Mann die Achseln, was ihm eine geläufige Geberde zu sein schien. Zeitungen, die sich der Gefangene ausbat, durfte er nicht bewilligen, auch keine Bücher, sagte er und schien befriedigt, als Henrik bemerkte, er trage kein Verlangen, etwas zu lesen, er habe desto mehr zu denken, denn er müsse sich erst in seine Lage zurecht finden, und das erfordere Zeit.

So verging ein Tag und viele andere Tage. Henrik hatte sich an die kühle Luft seines Kerkers ge-

wöhnt; er fror zwar, obgleich ihm der Wärter noch einige Decken gebracht, aber er empfand es nicht so bitter, denn er war von Natur nicht weichlich und durch die Gewohnheit körperlich abgehärtet genug. Das Geschrei, den widerlichen Gesang seiner Nachbarn hörte er kaum noch, denn seine Sinne und seine ganze geistige Thätigkeit waren auf eine in Gedanken vollführte Arbeit gerichtet. So brachte er seine Tage in Nachdenken, seine Nächte in Grübeleien zu. Von den Außendingen erfuhr er nichts, denn der Kerkermeister war selbst darüber in Unwissenheit.

Allmälig aber begann eine dumpfe Gefühllosigkeit — das Erzeugniß der einsamen Haft und der schaurigen Kerkerluft — in ihn einzuziehen; das tödtende Einerlei des siechen Lebens, welches er führte, entmuthigte ihn; ein kalter beklemmender Druck bemächtigte sich seiner geistigen Fähigkeiten, und da er Niemanden hatte, dem er seine innersten Gedanken und Gefühle mittheilen konnte, so erfaßte ihn eine Sehnsucht nach einem Menschen, wie er sie noch nie gekannt und kaum mit einem Namen bezeichnen konnte. O, hätte er nur Einen gehabt, dem er sein Herz aufschließen gedurft, und wäre es ein Kind gewesen, er würde sich glücklich gefühlt haben, denn eine Menschenbrust in seiner Nähe zu wissen, die

menschlich sich regt, fühlt und klopft, das ist für den Menschen ein eben so hoher Genuß wie ein nothwendiges Bedürfniß. Aber gerade das hatte man dem gefährlichen Gefangenen versagt, er sollte allein sein und Alles entbehren, was das Leben reizvoll und lieblich macht, so wollte man ihn strafen, und ohne daß er es sich selber gestand, hatte man ihm damit doch einen Schaden zugefügt, den er nicht für möglich gehalten hätte.

Von Tage zu Tage wartete er auf das Erscheinen eines Richters; er hatte sich vorbereitet, Alles zu sagen, was ein Mensch in seiner Lage, mit seinen Kenntnissen ausgerüstet, vor seinen Richtern sagen kann, um sie zu beschämen, sie zum Eingeständniß ihrer Schmach zu bringen, das heißt zum Erröthen vor sich selbst, aber es zeigte sich keiner. Und man bedurfte auch keines Richters, denn richten wollte man ja die Männer von Schleswig-Holstein nicht, man wollte sie nur strafen — das war die grausame, unmenschliche und falsche Politik, die damals die Dänen befolgten und die dennoch nichts vermochte, als Geist und Seele, Herz und Leib der Geknechteten noch unwilliger gegen das Gebiß schäumen zu lassen, welches man ihnen widerrechtlich angelegt hatte, eine Politik, die absichtlich erfunden

zu sein schien, um ihnen einen Haß und einen Widerstandsdrang einzuflößen, der, wenn er auch in der Gegenwart erloschen scheint, doch für alle Zukunft lebendig bleiben wird und den keine Zeit, kein Machtspruch und kein König von Dänemark jemals wird brechen oder lösen können.

## Neuntes Kapitel.

### Einem kühnen Entschlusse folgt eine edle That.

Selten hatte sich auf Emmerslund und seine Bewohner nach einem so friedlich begonnenen Abend eine unruhigere Nacht herabgesenkt, als die war, in deren Beginn das Ereigniß vorfiel, welches wir im vorigen Kapitel erzählt haben. Viele Mitglieder der Familie waren gar nicht zu Bett gegangen, und diejenigen, welche ihr Lager gesucht, hatten vergeblich auf Ruhe und Schlaf gehofft. Nachdem alle Männer des Hauses und Hofes unmittelbar nach dem traurigen Ereigniß zusammengerufen worden waren und sich mit Laternen versehen, hatte man den ganzen Garten durchsucht und sehr bald Henrik's Hut am Fuße der Warte gefunden. Diese Entdeckung hätte schon Auf=

schluß genug gegeben, selbst wenn man das so eilig abfahrende Boot und das Signal mit den Leuchtkugeln nicht bemerkt hätte. Immer aber schwebte man noch in der Erwartung eines zweiten Ereignisses, welches das erste erklären würde, und man konnte die Hoffnung nicht los werden, es müsse sich Jemand finden, der genaueren Aufschluß über den Hergang der Sache geben könne — aber vergebens; sie blieb, wie sie war, in räthselhafte Dunkelheit gehüllt.

Da saßen denn bis tief in die Nacht die Familienglieder und die beiden Capitaine zusammen, deren Wachsamkeit diesmal so arg getäuscht worden war, und überlegten und besprachen Alles, was sich auf Henrik's unfreiwillige Entfernung bezog; da man jedoch zu keinem erwünschten Ergebniß gelangen konnte — denn was hätte zu seiner Rettung Ersprießliches geschehen können — so beschloß man auch in diesem Falle, wie in so vielen anderen Fällen, den Verlauf abzuwarten und auf Gottes Fürsorge zu vertrauen, der ihnen ja auch diese neue Prüfung gesendet hatte. Dennoch war die Entrüstung über die verwegene That fast eben so groß wie der Schmerz, daß gerade Henrik, der schon so hart geprüfte Freund und Liebling Aller, von dem schweren Schlage zumeist betroffen war. So ohne alle sichtbare Veranlassung, mitten in eine ruhige

Familie hinein den Fluch des Krieges zu schleudern, ein Glied aus der schön geschlungenen Kette der Freundschaft zu reißen und es in Kerker und Nacht zu schleppen — das war ein Gedanke, der Allen gleich unerträglich und widerwärtig war. Und doch war man durch die Erfahrung und die traurige Lage der Zeit auf dergleichen Ereignisse vorbereitet, doch wußte man schon lange, daß Hunderte von Familien in den Herzogthümern Aehnliches erlebt und erlitten hatten, aber, mochte das immer als ein hohler Trost bei der Beurtheilung der Verhältnisse im Ganzen erscheinen, für den Einzelnen, den das bittere Geschick traf, war es gewiß stets ein schweres und auf keine Weise durch irgend einen Trost gemildertes Unheil.

Am tiefsten von allen Mitgliedern der Familie aber waren diesmal Andreas und Helene verletzt, und Beide bemühten sich nicht, ihre innere Erregtheit durch äußere Ruhe oder erheuchelte Gleichmüthigkeit zu verdecken. Ersterer war, seiner Natur gemäß, in eine Art wilden dämonischen Zornes verfallen, der sich durch sein finsteres Gesicht, seine zusammengezogenen Brauen, seinen fast stechenden Blick und seine energische Haltung verrieth, sonst aber schwieg er, wie es seine Weise war, wenn er sich tief bewegt fühlte, und nur von innerem Grolle verzehrt, beide geballte Fäuste

auf den Tisch gelegt, hörte er die lebhaften Gefühlsäußerungen der in ganz entgegengesetzter Art ergriffenen Freundin an.

Anfangs war Diese, als man die sichere Ueberzeugung erlangt hatte, daß Henrik entführt sei, und sein Hut in's Haus gebracht wurde, in einen Thränenstrom ausgebrochen, wie ihn noch Niemand zuvor sie hatte vergießen gesehen; aber das war nur der erste natürliche und fast unbewußte Reiz gewesen, der wider ihren Willen ihre Nerven in dieser Richtung durchzuckt hatte. Nachdem sie der Natur ihr Recht gegeben, faßte sie sich wunderbar schnell und ging, wie von einem unsichtbaren Sturme getrieben, in eine der ersten Regung ganz entgegengesetzte Aufwallung über. Nie hatte sie Andreas und seine Familie so reich an Worten, Gründen und Auslegungen gefunden, nie hatte ihr schönes Auge so zornig geflammt, ihr Busen so heftig gewogt, als sie mit klarer Uebersicht und hinreißender Geistesfülle Henrik's ganzes Verhältniß den Anwesenden entwickelte, wie es sich in ihr nur durch langes Nachdenken und die genaueste Einsicht in seine Lebenslage konnte aufgeklärt haben. Verwundert blickte Andreas, blickten Alle auf, als sie diese ganz neue Erfahrung machten, denn wo hatte in ihr diese innige Theilnahme für ihren Freund so lange

und ruhig geschlummert, wie war sie so plötzlich, gleichsam aus dem Schatten der Nacht auftauchend, hellleuchtend hervorgeblitzt, denn so lieb ihr Henrik nach Aller Meinung auch früher gewesen, daß er so tief in ihrer Neigung saß, so hoch in ihrer Achtung stand, hatte kein Mensch vermuthet.

Als die Familie sich endlich für die noch übrige kurze Nacht getrennt hatte, hörte man Helenen noch lange in ihrem Zimmer auf und nieder gehen, und als sie am nächsten Morgen beim Frühstück schon völlig angekleidet erschien, sprachen sowohl ihre bleiche Wange wie ihr hohles Auge es aus, daß sie die Nacht nicht der Ruhe und dem Schlafe gewidmet hatte. Aber wie sie am Abend vorher heftig, laut und gesprächig gewesen, so war sie jetzt still, beinahe wortkarg, jedoch sah man ihr an, daß ihr Inneres in dunkelen Entschlüssen und geheimen Plänen sich abarbeitete. Eine Art gewaltigen, nur in ihren Augen wiederglühenden Trotzes hatte sich ihrer ganzen Seele bemächtigt, und wenn sie ein Mann gewesen wäre und den Störenfried des Hauses in einer Person hätte herausfordern können, sie würde es mit einer Erbitterung, einer Ueberzeugung ihres Rechtes und einem so muthigen Vertrauen auf einen glücklichen Erfolg gethan haben, wie wohl selten ein ähn-

licher Entschluß aus einer Menschenbrust hervorgegangen ist.

Gleich nach dem Frühstück ging sie allein an den Strand hinab. Innerlich brütend und mit großer Selbstüberwindung den seltsamen Grimm ihres Herzens bekämpfend, lief sie hastig auf und nieder, die Augen voll und sprühend auf das stillathmende Meer gerichtet, als hätte sie eine gerechte Forderung daran zu richten, und als erwarte sie, die treulose Welle werde ihre Pflicht erfüllen und den Geraubten wieder herausgeben. Aber das Meer giebt selten lebendig wieder, was es vom Glück und Trost des Menschen fortspült. Vergebens war ihre Erwartung, wenn sie sie gehegt, vergebens ihr Vertrauen, Henrik werde auf dieselbe geheimnißvolle Weise, wie er verschwunden war, irgend wo wieder erscheinen, denn kein befreundetes Segel zeigte sich, kein Lüftchen, das über die Wasser zog, keine Welle, die über die Kiesel zu ihren Füßen rauschte, gab die geringste Kunde von ihm.

Allmälig aber, als ihr Körper zu ermüden anfing, ihre Schritte langsamer und kürzer wurden, beruhigte sich auch ihr Geist, und als ihre Uhr die zehnte Stunde zeigte, trat sie in ihr Haus, schloß sich in ihr Zimmer ein und schlief einige Stunden. Andreas war unterdeß selbst herabgekommen, um zu sehen,

was sie treibe, und um sie wo möglich zu beruhigen und zu bewegen, sich in das unvermeidliche Schicksal zu ergeben, da es doch einmal nicht zu ändern sei. Aber wie wunderte er sich, als er nichts mehr zu beruhigen und zu trösten vorfand. Helene war oder schien durch göttliche Eingebung beruhigt und getröstet zu sein, und nie hatte sie ihn so klar und entschlossen angeblickt, als da er jetzt in ihr Zimmer trat.

„Nun, Helene," sagte er und drückte ihr warm die Hand, denn wie ihm einst Agathe durch ihre Aufopferung für Friedrich theuer geworden war, so war ihm jetzt auch Helene noch lieber und werther geworden, da er den Antheil sah, den sie an Henrik's Schicksal nahm. — „Nun, Helene, wir sind an einem neuen bedeutsamen Punkt unsers Lebens angelangt — nicht wahr?"

„Wie so?" fragte Helene verwundert.

Andreas staunte und schwieg, denn in dem funkelnden Auge, welches ihn anblitzte, lag eine so gediegene Fassung und eine so selbstbewußte Geistesschärfe, die allen Kummer, alle Sorge ausschloß, daß der Mann nicht zu begreifen vermochte, wie die kurz vorher so leidenschaftlichen Empfindungen in diesem weiblichen Herzen seinem jetzigen Zustande so schnell hatten Platz machen können. „Ich meine nur," fuhr

er mit scharfer Beobachtung fort, „wir haben Beide einen theueren Freund verloren.“

„Ja — das haben wir, Andreas, aber nicht eigentlich verloren, sondern wir vermissen ihn nur für den Augenblick und werden ihn bald wiederfinden.“

„Hoffen Sie das so bestimmt?“

„Ich fühle es — hier! Man streicht einen Menschen nicht so ohne Weiteres, wie eine Zeile aus einem Buche, aus dem Leben aus.“

„Oh! An's Leben wird man ihm nicht gehen, das fürchte ich auch nicht — aber in einen dumpfen, finsteren, liebeleeren Kerker wird man ihn werfen; Nahrung und Licht wird man ihm entziehen und an allem Uebrigen Mangel leiden lassen, woran ein Mann wie er seine Freude und seinen Genuß hat. Das ist auch schon bitter genug, und um so bitterer, daß man ihn uns und seiner Freiheit gerade jetzt entriß, wo wir ihn glücklich über alle Klippen seines Lebens hinweggeschafft glaubten.“

„Ja — bitter ist es, schmerzlich, höchst betrübt — aber —“

„Nun, Helene, aber —?“

„Andreas!“ rief sie plötzlich und faßte kräftig seinen Arm — „Ich bin auf Alles gefaßt, zu Allem entschlossen — wir müssen Henrik zu befreien suchen.“

Andreas stand betroffen da und blickte sie an, als wollte er sagen: was ist das für eine neue Vision! Hat sie den Verstand verloren? — „Wie wollen Sie ihn befreien?“ fragte er endlich kleinlaut.

„Das weiß ich noch nicht, aber Gott wird uns schon ein Mittel an die Hand geben und wir haben nur die Augen zu öffnen, um es zu erkennen und dann in Ausführung zu bringen.“

„Wie? Ich verstehe Sie nicht.“

„Nicht? Nun — ich kann doch nicht deutlicher sein — wir wollen nicht nur, wir müssen ihm helfen.“

„Gewiß, aber wie, frage ich?“

„Das wissen wir freilich noch nicht, aber es wird sich uns schon offenbaren. Andreas, ich will Ihnen etwas sagen, was Niemand außer uns Beiden zu wissen braucht, damit man mich nicht verkenne und meine Handlungsweise fälschlich deute. Sie haben mir einst — erinnern Sie sich noch an unsern damaligen Spaziergang — mitgetheilt, daß Henrik ein Weib liebe, welches seiner würdig sei. Gut denn. Dieses Weib, so vortrefflich oder edel es sein mag, ist vielleicht nicht im Stande, ihm zu helfen — es weiß wahrscheinlich nicht einmal, in welcher Lage er sich befindet — so wollen wir uns denn, so will ich

mich selbst an ihre Stelle setzen und in ihrem Geiste, in ihrem Namen, in ihrem Gefühle ihrem Geliebten beizustehen suchen, denn dieser ihr Geliebter ist auch unser Freund, er hat also auch Anspruch auf unsere Fürsorge, unsere Hülfe.“

„Ah — so!“ Und der ernste, erst jetzt vollkommen klarsichtige Mann that in das Innere dieses seltsamen Weibes einen noch tieferen Blick, als je zuvor, und eine kleine helle Wolke schwebte an dem dunkelen Horizonte seiner Gegenwart herauf und er sah wenigstens seines jungen Freundes Geschick in nebelartiger Ferne von einem freundlichen Himmelsstrahle erleuchtet.

„Sie haben Recht,“ sagte er endlich, absichtlich das Gespräch in eine andere Richtung lenkend — „wir haben sogar unseretwegen selbst die Verpflichtung, Alles aufzubieten, um unserm Freunde mit allen unsern Kräften beizustehen.“

„Unseretwegen? Wie so? Das verstehe ich nicht.“

„Gewiß, Helene. Wir sind schwer betheiligt bei seiner Wegschleppung. Haben Sie das nicht bedacht? Er hatte unsere Gelder, unsere Papiere, unsere Namensunterschrift in Händen. Wenn man ihm diese nimmt, wird man auch uns ergreifen, wo man kann, und ebenfalls in ein dänisches Gefängniß schleppen.“

Helene blickte ihn mit großen Augen an, als wollte

sie seine Seele ergründen, ob diese eben ausgesprochenen Gedanken seine Meinung bestimmt und seine Hülfsleistung bedingt hätten. „Auch uns?“ fragte sie lächelnd. „Glauben Sie, fürchten Sie das? Nein, Andreas, das fürchte ich nicht. Henrik wird sich die Schrift, die er auf seiner Brust verwahrt, nicht nehmen lassen.“

„Wenn man sie ihm aber mit Gewalt entreißt, wie dann?“

Helene besann sich einen Augenblick. „Das ist Alles nichts,“ sagte sie, „daran denke ich gar nicht, — meine Person kommt hierbei gar nicht in Betracht. So engherzig muß man nicht sein, und Sie sind es auch nicht.“

Statt aller Antwort reichte ihr Andreas die Hand und blickte sie zärtlich, liebevoll an, wie er es ehemals bei Agathen nach der Schlacht von Hoptrup gethan.

„Nein,“ sagte er warm, „ich bin es auch nicht. Jetzt erst verstehen wir uns ganz. Helfen wir also unserm Freunde, wie und wo wir können und erwarten wir von Gott das Mittel, das Er uns dazu senden wird. Ein so unbedingtes Vertrauen, wie Sie zu Ihm haben, wird Er nicht täuschen wollen! — Und nun, fühlen Sie sich jetzt aufgelegt, mit mir nach

Emmerslund zurückzukehren, wo viele Menschen eingetroffen sind" —

„Ah — ist die Einquartierung gekommen?"

„Sie ist schon seit einigen Stunden da."

„Wohlan denn, ich fühle mich zu Allem aufgelegt, was Sie von mir verlangen. So lassen Sie uns denn gehen."

Und sie schloß ihr Zimmer zu und folgte dem Freunde nach dem Andreasberge, wo Bewegung und Leben in Fülle herrschte, denn eine halbe Compagnie kampflustiger Vaterlandssöhne war angelangt, um nach Norden zu ziehen und den Feind in seinem eigenen Lande anzugreifen.

---

Acht Tage waren nun schon seit Henrik's Verschwinden verflossen und keine Kunde angelangt, die irgend einen Aufschluß über sein Verbleiben gegeben hätte, so sehnlich man auch danach verlangte, obwohl man sich nach gründlicher Ueberlegung eingestehen mußte, daß man nicht wisse, woher und durch wen diese Kunde nach Emmerslund gelangen könne. Während dieser, in doppelter Trauer verlebten acht Tage hatte der Kampf der sich gegenüberstehenden Armeen auch wieder zu Lande begonnen und wurde von bei-

den Seiten mit einer Erbitterung und einem Nachdruck geführt, wie es allemal im Beginne eines neuen Kriegsjahres in den Herzogthümern der Fall war. Wie wir wissen, war diesmal der erste Schauplatz ernstlichen Streites, Eckernförde ausgenommen, Apenrade und seine Umgebung gewesen, und die Dänen hatten schon am 7. April das Feld räumen müssen, indem sie ihre Schiffe aus dem Meerbusen zogen und mit ihren Landtruppen über die jütische Gränze gedrängt wurden. Während nun hier ein Theil der schleswig-holsteinischen Armee stehen blieb und den überall weichenden Feind auf eine Stelle zu bannen hoffte, waren auch die deutschen Hülfstruppen im Sundewitt thätig gewesen, hatten die Dänen bis dicht an den Alsener Sund gejagt und sich endlich entschlossen, den Feind hinter den Düppeler Verschanzungen anzugreifen, da er von selbst nicht aus denselben herauskam. Am 13. April erstiegen die Baiern unter Anführung des Oberstlieutnant von der Tann an der südlichen, und die Sachsen von der nördlichen Seite her die vom Feinde besetzten Höhen, während die Hannoveraner in der Reserve blieben. Mit unwiderstehlichem Bajonettangriff rannten die Baiern die vordersten Posten nieder und besetzten ohne heißen Kampf die südlichen Höhen. Als die Sachsen ihnen

nachfolgen wollten, eröffneten die Dänen von ihren Alsener Strandbatterien und rasch herbeigeholten Kanonenbooten ein mörderisches Feuer, welches von den Deutschen kräftig erwidert wurde. Trotzdem das dänische ihnen aber überlegen war, drangen die Sachsen siegreich vor und trieben den Feind in seinen stark befestigten Brückenkopf zurück. So war dieser Schlachttag entschieden; die Dänen waren überall gewichen und die Deutschen behaupteten mit Ausnahme jenes Brückenkopfes das ganze Schlachtfeld.

Der anhaltende Donner der Geschütze an diesem Tage war weit über den Apenrader Meerbusen hinaus geschallt, und die Bewohner von Emmerslund hatten in schwerer Sorge geschwebt, bis sie spät Abends den Sieg der Deutschen erfuhren und nun ihrer Beklemmung Meister wurden; denn es hat etwas das menschliche Gemüth ungemein Niederdrückendes, aus der Ferne den wilden Kampf toben zu hören und nicht zu wissen, wie er sich endlich entscheidet.

Dennoch aber hatte man über diese ferne Sorge nicht die nähere des Hauses aus dem Gesichte verloren und wiederholt das Gespräch auf Henrik gelenkt. Andreas war bald wieder in das alte Geleise seiner Thätigkeit gerathen, obwohl er im Stillen unausgesetzt Augen und Ohren für die Vorfälle des Tages

offen erhielt. Und da war es denn wieder hauptsächlich Helene gewesen, deren Thun und Treiben er beobachtete, deren Miene und Haltung er studirte, wo sie es selbst am wenigsten vermuthete. Im Ganzen war sie sich gleich geblieben, wie sie sich am letzten Tage gezeigt, wo wir sie verließen; sie schien ruhig zu sein, sprach mit Jedermann über die Tagesereignisse, widmete sich oft der Unterhaltung der täglich neu erscheinenden Offiziere, so daß ihr kaum Jemand den inneren Zwang anmerkte, von dem sie selbst ihr Herz zusammengeschnürt fühlte. Erst Abends spät, wenn sie sich in ihr Zimmer zurückzog, las oder schrieb, oder es wenigstens versuchte, gab sie sich schrankenlos ihren Gedanken hin, bis sie endlich, die sonst so lieben Bücher bei Seite legend, den Kopf auf die Hand stützte und ungehört die Seufzer aushauchen konnte, von denen ihr Busen bis zum Zerspringen angefüllt war.

So war der 17. April herangekommen, ein Ruhetag für die marschirenden Truppen, welche die ganze Umgegend von Emmerslund und sogar die kleinen Häuser der drei Seemänner am Strande bevölkerten. Die jetzt anwesenden Schleswig-Holsteiner bildeten die Reserve der bereits nach Norden gezogenen Armee und waren bestimmt, erst in den nächsten Tagen an

die jütische Gränze zu rücken, wo man ein ernstes Zusammentreffen mit dem Feinde zunächst erwartete.

Es war einer der ersten warmen und sonnigen Tage, die der Frühling als Vorboten seines längst erwarteten Einzuges voraussandte, denn die kurz vorhergegangenen waren überreich an abwechselndem Regen, Hagel und Schneegestöber gewesen. Es war gegen elf Uhr Morgens, als Helene und Agathe, von dem blauen Himmel und der linden Luft angelockt, aus dem Hause traten, um einen Spaziergang am Strande zu unternehmen, wo an den vorhergegangenen Tagen Helene nur allein oder mit Andreas auf- und abgewandelt war. Beide waren in ernster Stimmung, wie es wohl nicht anders sein konnte, Agathe aber besonders weich und beinahe gerührt von einer ihr unklaren inneren Bewegung, während Helenens Geist mit muthigster Hoffnung auf irgend ein bevorstehendes wichtiges Ereigniß gerichtet war. Als sie eben den Hof verlassen wollten, erhob der Lieblingshund Agathens, der riesige Castor, den wir schon früher in ihrer Begleitung gesehen, ein so kläglich flehendes Geheul, daß Agathe es nicht über ihr Herz bringen konnte, ihn an seiner Kette zu lassen. Sie schloß ihn also los und erlaubte ihm mitzugehen, worüber er ein frohlockendes Freudengeschrei ausstieß

und in gewaltigen Sprüngen auf und nieder flog. Langsam schritten die beiden schönen Gestalten, immerwährend von ihrem treuen Begleiter umkreist, den Berg hinunter, von manchem beobachtenden Auge der jugendlichen Krieger angestaunt und von Allen ehrerbietig begrüßt. Als sie den Strand erreicht, legte Agathe ihren Arm in den ihrer Freundin und so schritten sie schweigend längs der leise brandenden Fluth hin. Helenens Auge, stets nach der See gerichtet, bemerkte nicht, das Agathe überaus still und nachdenklich war, denn sie hatte genügend mit ihren eigenen, ihr ganzes Innere erfüllenden Gedanken zu thun. Ihre Wange war etwas bleich, das Auge aber klar, und nur die von Zeit zu Zeit bebende Lippe verrieth die innere Unruhe, von der sie ohne Unterlaß verzehrt wurde. Und in der That, es nagte ein geheimer Kummer an ihr, den wir heute kennen lernen werden, und von Tage zu Tage wurde der Trieb, ihn von sich abzustreifen, größer und mächtiger in ihrer Seele. Wiederholt hatte sie sich von Agathen den Tag von Hoptrup beschreiben lassen und nach allen Gedanken und Gefühlen geforscht, von denen damals die Freundin so heldenmüthig bewegt gewesen war. Wenn wir aufrichtig sein wollen, so müssen wir gestehen, daß sie Agathen um diesen schönsten Tag

ihres Lebens, wie diese ihn selbst nannte, beneidete, so wenig der Neid sonst eine Eigenschaft ihres spiegelklaren Herzens war. Vergebens hatte sie bisher Wünsche und Hoffnungen gehegt, einen ähnlichen Tag erleben und auch zeigen zu können, daß sie einer solchen Aufgabe, wie sie Agathe vollführt, gewachsen wäre. Das war das einzige neidische Gefühl, welches sie bis jetzt in ihrem Leben empfunden, das war der Kummer, der an ihrem Herzen nagte, und sie war fest entschlossen, bei der nächsten Gelegenheit das vorliegende Beispiel nachzuahmen und Andreas' Familie einen Beweis ihrer Anhänglichkeit und zugleich ihres Muthes zu geben. Wie das geschehen, in welcher Richtung, zu welchem Behufe sie diesen Entschluß ausführen könnte, das wußte, das bedachte sie nicht, ja das war ihr auch einerlei, denn jede ausnahmsweise Handlung war ihr willkommen, wenn sie nur ihrem gehobenen Geiste, ihrer von jugendlicher Schnellkraft emporgetragenen Seele entsprach.

Mit diesen räthselhaften und ächt weiblich-schwärmerischen Gedanken auch jetzt, während des Spazierganges beschäftigt, fiel ihr plötzlich Agathens Schweigen auf; sie wandte den Kopf nach ihr hin und sah, wie die Freundin, das blasse Gesicht zu Boden geneigt, ebenfalls von geheimen Gedanken bedrückt,

neben ihr herschritt. „Was mag sie wohl denken?“ fragte sie sich, und augenblicklich sprach sie diese Frage laut und liebevoll aus.

Agathe erhob ihr sinnendes Auge, erröthete leicht und blickte sie wieder fragend an. „Was ich denke?“ sagte sie leise. „Vielleicht dasselbe, Helene, was Du denkst.“

„Das glaube ich nicht. Was stellst Du Dir denn vor, was ich gedacht habe?“

„Soll ich aufrichtig sein, liebe Helene — ja?“

„Wie immer, hoffe ich. Sprich Dein ganzes Herz aus, Agathe. Niemand stört und hört uns — das meinige soll Dir auch nicht verborgen bleiben.“

Agathe erröthete nun vollends und sagte leise: „Ich glaube, Du hast im Stillen gedacht: wo mag Er wohl jetzt sein?“

„Aha! Also das hast Du gedacht. Nun ja, das denke ich immer, mein Kind, obwohl zwischen Deinen und meinen Gedanken dabei ein kleiner Unterschied obwaltet.“

„Wie so?“ fragte Agathe verwundert.

„Nun, wenn Du denkst: wo mag Er wohl sein? so hast Du doch Deinen Geliebten dabei im Sinne“ —

„Meinen Geliebten, Helene? Ich bitte Dich —

verwunde nicht mein Herz so tief — Friedrich ist nur mein Bruder!"

„Du Thörin! Mir so etwas zu sagen! Allerdings ist Friedrich Dein Bruder, aber dennoch in Deiner Seele so weit davon entfernt, daß man ihn, glaube ich, viel richtiger als Deinen Geliebten bezeichnen kann. Denn daß Du ihn liebst, herzlich, innig liebst, mehr, viel mehr als man einen Bruder liebt, das wirst Du mir doch nicht verhehlen wollen."

Agathe seufzte und beinahe kam eine Thräne in ihr blaues Kinderauge. „Ja," sagte sie mit festem, energischem Tone, der die ganze Kraft und Fülle ihrer Liebe aussprach, „ich liebe ihn, ich gestehe es, ich muß es gestehen, wenn ich aufrichtig sein will. Aber er — ach, Helene, er liebt mich nicht."

„Nicht? Meinst Du? Nun wohlan, warte noch eine Weile, und Du wirst es so genau wissen, wie ich es weiß."

Agathe drückte lebhaft Helenens Arm und fragte heftig: „Was weißt Du?"

„Daß er Dich wieder liebt — ich habe es Dir schon so oft gesagt, daß Du es endlich glauben kannst."

Agathe schwieg, wischte sich mit ihrem Tuche das feuchte Auge, wandte ihren Kopf ab und lächelte heimlich, denn sie war in diesem Augenblicke glück-

licher, als sie selbst wußte. „Wir kommen aber von unserem Gespräche ab," sagte sie gleich darauf — „Du wolltest mir sagen, was für ein Unterschied zwischen uns Beiden ist, wenn auch Du den Gedanken hattest: wo mag Er wohl jetzt sein?"

„Ja — siehst Du — das ist etwas durchaus Anderes. Ich dachte allerdings, wo Henrik sein mag, aber er ist weder mein Bruder, noch mein Geliebter; er ist allein, was er auch stets nur bleiben wird — mein Freund!"

Agathe stand still, lächelte Helene schelmisch an und versetzte fröhlich: „Nun ja, was Du so nennst! Umsonst verzehrt man sich nicht um das Wohl eines Freundes, und magst Du mir immerhin gestatten, ihn Deinen recht zärtlich geliebten Freund zu nennen."

„Nein, nein, nein!" rief Helene mit gesteigertem Feuer. „Du irrst Dich, Mädchen, das ist er nicht, das ist er wahrhaftig nicht. Aber, um auch ganz aufrichtig gegen Dich zu sein, es zieht mich ein dunkles, unbestimmtes Gefühl, von dem ich mir eigentlich keine Rechenschaft geben kann und was sicherlich nicht Liebe ist, wie Du sie hegst, zu Henrik hin und macht meine Besorgniß um sein Schicksal rege."

„Nun ja, das ist es ja. Du liebst nicht, wie ich liebe, sondern nach Deiner Art, wie jedes Weib für

sich liebt — Dein dunkles, unbestimmtes Gefühl, von dem Du Dir keine Rechenschaft geben kannst, ist eben Deine Liebe.“

Helene erröthete jetzt so stark, wie vorher Agathe erröthet war, aber vielleicht mehr aus Unwillen, daß sie sich Agathen nicht verständlich machen konnte, als weil sie sich im innersten Herzen von ihren Worten getroffen fühlte. „Denke Dir, was Du willst,“ sagte sie ernst, „Du hast mich doch nicht begriffen und ich kann mich Dir auch nicht deutlicher machen — ich bin nicht ruhig genug dazu, denn ich habe Vieles auf der Seele, was ich nicht in Worte kleiden kann — aber sieh, wonach schauen da unsere Freunde?“

Die beiden Frauen hatten sich während ihres Gesprächs dem Epheuhause genähert, vor dem, auf drei hinausgetragenen Stühlen stehend, die Capitaine eifrig durch ihre Gläser nach dem Meere schauten, während einige Soldaten, die bei ihnen im Quartiere lagen, am Strande standen und ebenfalls nach Osten blickten.

„Guten Morgen, Bardow, alter Bardow!“ rief Helene schon von Weitem — „Was macht Ihr da? Seht Ihr ein Schiff?“

Die drei alten Capitaine waren seit Henrik's Entführung durch die Dänen gegen die Damen des Hauses, ja selbst gegen Andreas, etwas kleinlaut ge-

worden; die nächtliche Ueberrumpelung, während sie auf der Wacht standen, hatte sie tief gekränkt, und sie hatten schon mehrmals geäußert, eigentlich sei ihre Ehre tief verletzt und sie müßten eine große That verrichten, um sie wieder herzustellen. Zugleich mit diesem gekränkten Ehrgefühl war eine nie empfundene Erbitterung in ihr Gemüth eingezogen und sie hatten geschworen, wenn sie jetzt etwas gegen die Dänen ausführen könnten, würden sie es auf Kosten ihres Blutes und Lebens wagen.

„Ha!" rief der alte Bardow griesgrämig zurück — „Was wir sehen, meine Damen? Was können wir anders sehen, als so ein vertracktes Ding von Schiff, was da eben an den Warnitz-Kopf heransegelt — da — da ist es. Wenn wir nur gleich hier die Warte bei der Hand hätten oder wenigstens in Euerm Zimmer oben ständen, wir würden es bald besser in's Auge fassen können."

„So kommt schnell hinauf!" rief Helene. „Ich werde Euch das Zimmer aufschließen lassen, welches nach Osten liegt." Und schon war sie in's Haus getreten und hatte ihrem Diener, der vor wie nach dasselbe bewohnte, ihre Befehle gegeben. Bald waren ihr und Agathen die drei Capitaine gefolgt und standen nun in dem geöffneten Fenster und schauten

neugierig durch ihre Gläser, während die beiden Frauen mit wachsendem Verlangen dem in der Ferne auftauchenden Schiffe entgegensahen.

„Bei'm Teufel!" rief plötzlich der alte Kühlwetter frohlockend — „Es ist ein Schooner — jetzt hab' ich seine zwei Maste — der verfluchte Nebel dahinten aber läßt mich gar nicht sicher an ihn herankommen. Ah! den Burschen sollt' ich kennen — aber die Takelage ist mir fremd — Mevissen, was sagst Du dazu?"

„Warte noch einen Augenblick," erwiderte der bedächtigere lange Freund, „es ist allerdings ein Schooner, aber mehr kann ich auch nicht sagen — er ist jedenfalls neu getakelt, das sieht ein Kajütenjunge."

Plötzlich schrie der alte Bardow: „Halloh! Jetzt hab' ich's weg! Gewiß kennen wir den Burschen. Es ist derselbe, der neulich den Offizier an's Land setzte, der oben im Hause nach Waffen suchte."

Helenens Busen hob sich krampfhaft; sie drückte Agathens Arm so fest, daß diese einen lebhaften Schmerz empfand.

„Nein!" rief der alte Bardow gleich darauf — „Er ist es doch nicht — ich habe einen falschen Knoten gemacht — es fehlt der weiße Strich — aber ein Schooner ist es."

„Dann ist es vielleicht der verfluchte Brander selbst, der unsern Freund Paulsen geholt hat," bemerkte Kühlwetter.

„Wie?" stöhnte Helene und sprang dicht zwischen die drei Männer, deren Körper sie mit ihren elastischen Gliedern berührte, ohne es zu wissen. „O, seht genau hin, Ihr Männer — irrt Euch nicht — ist er es oder ist er es nicht?"

„Sachte, sachte, Madamchen," sagte Kühlwetter vertraulich. „Das kann man so bestimmt nicht sagen. Wenn es ein Pferd wäre oder ein Kameel, dann könnte man das Ding gleich bei seinem Namen nennen, aber es ist ein Schiff, ein Schooner, und alle diese Seehunde sehen in der Ferne und noch dazu im Nebel gleich grau aus."

Was Helene in diesem Augenblicke dachte und fühlte, dürfte nicht schwer zu enträthseln sein. „Es ist Henrik!" jubelte es in ihr — „sie bringen ihn zurück," frohlockte ihr Herz. „Doch nein," erwiderte der kühlere Verstand — „das werden sie nicht — so höflich sind die Dänen nicht — o, was man thöricht ist, wenn man wie im Strudel zwischen Furcht und Hoffnung umhergetrieben wird."

„Er kommt heran!" sagte jetzt Mevissen ernst,

setzte sein Glas ab und gab einem tiefen Seufzer die Freiheit.

„Na warte,“ rief Kühlwetter und trippelte halb vor Ungeduld, halb vor Wuth mit den Füßen, daß man im unteren Stockwerk hätte fürchten können, die Decke breche zusammen. „Willst Du Dir wieder einen Jemand holen, so sollst Du uns diesmal bei Laune finden. Wir haben uns ein Wörtchen in's Ohr zu sagen, mein Lieber!“

„Da, da!“ jauchzte der alte Bardow. „Jetzt bricht er aus dem Nebel hervor. Er hat viel Leinwand ausgehängt und giebt sich Mühe, stramm an den Wind zu kommen. Aber er ist unsicher, der Bursche, als wenn er kein gutes Gewissen hätte. Nur herein, nur herein, Gevatter — wir haben diesmal Musketen in Fülle für deine Jungen!“

Während dieses Gespräches im Hause hatten sich die in den drei Strandhäusern einquartierten Schleswig-Holsteiner am Strande versammelt und schauten ebenfalls nach dem näher kommenden Schiffe aus. Jetzt aber trat ein Offizier heran und rief ihnen einen Befehl zu. Augenblicklich gehorchten sie, eilten in ihre Wohnungen, holten ihre Gewehre hervor und stellten sich in getrennten Abtheilungen hinter den Häusern auf.

Unterdessen hatte der Schooner, den man jetzt schon mit bloßen Augen ziemlich deutlich bestreichen konnte, die zunehmende Südbrise benutzt und kam mit allen Segeln, die der schwache Wind aufblasen konnte, in die Bucht gelaufen. Aber er hielt sich gleich weit von beiden Ufern entfernt, wohl wissend, daß jedes derselben mit feindlichen Truppen besetzt sei. Langsam aber stätig fortsegelnd kam er näher und näher, endlich aber holte er bei und blieb in der Mitte der Wasserbreite gerade Bardow's Hause gegenüber liegen. Dieser und mit ihm die anderen Capitaine waren keck vor das Haus getreten und betrachteten neugierig das ihnen seltsam scheinende Manöver des Schiffes, welches in der Entfernung, in der es jetzt lag, nicht sehr gefährlich werden konnte. Plötzlich flog am Fockmast des Schooners ein großes weißes Tuch in die Höhe und unmittelbar darauf wurde ein Boot herabgelassen, in welches einige Männer stiegen. Auch dieses hatte die Parlamentärflagge aufgehißt und ruderte jetzt vorsichtig und langsam dem Lande zu.

„Er will wieder sprechen," sagte der alte Bardow lustig; „was wird er uns für ein neues Mährchen aufzubinden haben? Nun, Kühlwetter, Du wolltest ihm ja ein Wörtchen in's Ohr flüstern und bist doch so

mausestill? Willst Du mein Rohr haben, um ihn anzubraien?"

„Ich habe mein Rohr im Munde, er soll mich schon verstehen — brüllen will ich wie ein Seestier — hollah!" Und er gab einen Ton von sich, daß ein Baum vor Schreck hätte umfallen können.

Das Boot war jetzt etwa 400 Schritte vom Lande entfernt. Da hielt es, und ein Mann, der vorn im Buge stand, schwenkte ein weißes Tuch in der Luft.

Helene athmete so laut, daß Agathe sie verwundert von der Seite anblickte, obgleich auch sie eben nicht ruhig war. Jene hatte ein Fernrohr zur Hand genommen und wollte hindurchblicken, aber ihre Finger zitterten so stark, daß es unmöglich war.

„O Bardow — Kühlwetter — Mevissen," — rief sie aus dem Fenster hinab — „ich bitte Euch, seht durch Euer Glas, ob ein Bekannter im Boote ist." Und mit der Hand nach dem Herzen fahrend und den Kopf weit zum Fenster hinausbeugend, lauschte sie mit allen Sinnen auf die Antwort, die sie sehnsuchtsvoll erwartete.

Alle drei Seeleute hatten auf diesen Zuruf scharf nach dem Boote geschaut, drehten sich aber mit einem Male herum und schüttelten die Köpfe.

Helene wurde still wie ein Bild von Stein,

und eben so bleich, wie sie kurz vorher glühend gewesen war.

„Winket doch wieder!“ rief jetzt Agathe hinab, da sie sah, daß der Mann im Boote, welches noch immer still hielt, mit dem Tuche fortwährend wehte. Und sogleich erhob sie ihr eigenes Tuch und fächelte in der Luft damit, während Helene die Hände am Leibe behielt, als wären sie gelähmt. Auch die drei Seemänner zogen jetzt ihre Taschentücher hervor und breiteten sie im Winde aus. Und obgleich sie roth und blau gewürfelt waren, so hatte das Boot sie doch für Friedensflaggen gehalten und ihre Einladung verstanden. Es ruderte näher heran und hielt hundert Schritte vom Lande wieder still, worauf der junge Mann, der vorn im Buge stand, sein seemännisches „Halloh“ rief.

„Was giebt es?“ fragte Kühlwetter's Trompetenstimme.

„Ist der Capitain Andreas Burns bei der Hand?“

„Wen will er sprechen?“ rief Helene, die schon an den Strand gelaufen war, da sie plötzlich wieder Leben in sich fühlte.

„Nein!“ antwortete der redewechselnde Capitain. „Nein, er ist nicht hier — was wollt Ihr von ihm?“

„Ich habe eine persönliche Bestellung an ihn auszurichten. Kann er nicht rasch gerufen werden?“

„Das geht so schnell nicht — wir sind aber seine Freunde, und das da ist seine Tochter — sagt uns, was Ihr zu sagen habt.“

„Meine junge Dame!“ rief der Mann aus dem Boote mit freundlicher Stimme herüber und schwenkte höflich seinen Hut — „Sind Sie die Tochter des Capitains Andreas Burns?“

„Ja!“ sagte Agathe mit so leiser Stimme, daß sie nicht bis zum Boote hinüberdrang, aber sie nickte dabei und schwenkte verständlich genug ihr Tuch.

„Ich habe meinen Auftrag in einen Brief verschlossen,“ rief der junge Mann, „für den Fall, daß ich den Capitain nicht persönlich sprechen konnte. Geben Sie ihm denselben. Aber wie soll ich ihn in Ihre Hände liefern?“

„So kommt doch heran!“ brüllten die drei Capitaine und winkten wie drei eifrig arbeitende Telegraphen mit den Armen.

„Das ist mir nicht gestattet. Habt Ihr kein Boot?“

„Ihr habt sie uns ja genommen — seht Ihr, wie dumm das war!“ rief der alte Bardow zurück.

„Halt!“ rief Agathe mit einem Male — „Lassen

Sie ihn den Brief hochhalten und zeigen, dann soll er ihn in's Wasser werfen und der Hund soll ihn holen."

„Das ist ein prächtiger Vorschlag!" riefen die alten Capitaine, und augenblicklich verdolmetschte ihn Kühlwetter den lauschenden Leuten im Boote.

Der junge Däne lächelte, denn er sah schon, wie die große Dogge herbeigerufen wurde und bereits bis zur Brust in den Wellen stand.

„Hollah, Castor, faß, faß, dort!" rief Agathe und deutete mit der Hand auf das Wasser hin. Und der Hund sprang sogleich weiter vor, durchdrang mit seiner breiten Brust die rieselnden Wellen und da der Brief ihm geschickt entgegengeschleudert wurde, als er dicht bei dem Boote war, faßte er ihn bald und brachte ihn wohlbehalten an's Land.

Allgemeiner Jubel, vom Boote und vom Lande her, mischte sich miteinander. Dann grüßte der junge Mann, die Ruder seiner Matrosen senkten sich und das Boot flog wie ein Pfeil dem Schooner entgegen, der wieder alle Segel beisetzte und nach Apenrade hinaufsteuerte.

Schon aber war der durchnäßte Brief in Agathens Hand gelangt. Helene, die vorher so heftig gezittert hatte, schritt jetzt fest an ihrer Seite, während

sie nach dem Hause gingen, und hatte die Hand schon nach dem Briefe ausgestreckt.

„Rasch, rasch, Agathe," rief sie ungestüm, „komm hinauf in mein Zimmer, den Brief müssen wir sogleich lesen."

„Wie, Helene, er ist ja an meinen Vater gerichtet?"

„Wohl, aber ich will es verantworten. Er ist von Henrik — ich kann es beschwören."

„Ha!" rief auch Agathe frohlockend — „Wäre es möglich!" Aber Helene hatte den Brief schon aus ihrer Hand genommen, ihn vorsichtig geöffnet und las nun folgende Worte:

Herr Capitain! Ihr Freund Henrik Paulsen ist wohlbehalten in Kolding angelangt. Dort sitzt er im Gefängniß. Ich habe ihm mein Wort gegeben, Ihnen diese Mittheilung zu überbringen und hiermit löse ich es.

Harald Ibsen,
Schiffsarzt des Neptun.

„In Kolding!" sagte Helene mit langgezogenem Seufzer — „Also in Kolding! Siehst Du — und im Gefängniß — natürlich — aber wie, in Kolding, in Kolding?" Und plötzlich zusammenzuckend, als hätte sie ein Blitzstrahl berührt, schrie sie laut auf,

fiel Agathen, die nicht wußte, was geschehen, um den Hals und brach in lautes Schluchzen aus.

„Aber mein Gott, Helene, was ist Dir?" fragte Agathe staunend.

„Was mir ist? O Agathe — ich freue mich — freue Du Dich auch — ich habe ja einen Verwandten in Kolding — weißt Du nicht? — zu dem muß ich augenblicklich — er ist ein mächtiger Mann!"

„Du mußt nach Kolding?" fragte Agathe langsam, vor Erstaunen kaum zu sich kommend.

„Frage nicht, sondern folge mir. — Da, hier, schließen wir das zu — meine Wäsche ist oben, Geld auch — so, so — das ist das Mittel, welches mir Gott gesandt hat, und ich muß es erfassen, wie ich mir zugeschworen habe!"

Und rasch Alles zusammenraffend, was ihr in die Hände kam, schloß sie die Thür, gab dem alten Bardow die Schlüssel und befahl ihrem Diener, sich augenblicklich zu einer Reise zu rüsten und ihr dann nach Emmerslund zu folgen.

---

Beinahe laufend, so daß sie bald athemlos war, mußte Agathe neben Helenen den Berg hinauf schrei-

ten, die, Seele und Geist nur von einem einzigen Gedanken erfüllt, wie von unsichtbaren Flügeln gehoben dahin schwebte. Mit Verwunderung schaute sie die selbst so schöne Agathe an, denn ihre Freundin schien sich plötzlich vor ihren Augen verjüngt zu haben. Ihre sonst so ruhig und stolz getragene Gestalt war von einer elastischen Beweglichkeit belebt, die ihr vielleicht nur in ihrer frühesten Jugend eigenthümlich gewesen war und ihre Gesichtszüge waren mit dem Ausdruck einer Begeisterung überhaucht, die ihrer ganzen Erscheinung einen wahrhaft bezaubernden Reiz verlieh. So traten sie in Emmerslund bei Gertrud ein, neben welcher Andreas ruhig saß und irgend eine häusliche Angelegenheit besprach. Als Helene, wie wir sie eben geschildert, in's Zimmer stürzte und Agathe athemlos hinter ihr her kam, sprang der Capitain auf und trat ihnen entgegen, denn er vermuthete sogleich etwas Ungewöhnliches, erkannte aber zugleich aus der Miene der beiden Frauen, daß es eher etwas Neues als Unheilvolles sei.

„Nun," sagte er mit seiner gewöhnlichen Ruhe, „Ihr seid ja Beide außer Athem — und dabei so aufgeregt? Was giebt es?"

„Da, da — leset!" hauchte Helene hervor, reichte ihm den offenen Brief hin, der noch naß vom See-

wasser war und sank dann auf einen Stuhl, um zu sich selbst zu kommen.

Andreas las langsam und wiederholt die wenigen Zeilen; je öfter er sie aber las, um so weniger vermochte er zu begreifen, wie eine so natürliche Sache eine so ungewöhnliche Aufregung veranlassen konnte. „Das haben wir ja gewußt,“ sagte er endlich, „nur daß es gerade Kolding ist, wo man ihn festhält, ist neu dabei. Was nun?“

„Was nun?“ fragte Helene, indem sie von ihrem Sitze aufsprang und sich zu ihrer vollen Höhe erhob. „Und das fragen Sie so gleichmüthig?“

„Nicht gleichmüthig, Helene, aber ich betrachte die Sache als eine bekannte. War sie Ihnen denn nicht bekannt? — Wie ist der Brief in Eure Hände gekommen?“

Agathe belehrte ihn mit kurzen Worten, während Gertrud die Zeilen des dänischen Arztes las.

„Was also nun?“ fragte er noch einmal, und sah mit festem Blicke Helenen an, die allmälig wieder zu ruhigerer Besinnung zurückgekehrt war.

„Das will ich Euch sagen,“ fuhr Helene mit gemäßigtem Eifer fort. „Es ist nicht gleichgültig für uns Alle, daß Henrik sich in Kolding befindet, durchaus nicht, und für ihn und mich am wenigsten.

Denkt Ihr denn nicht daran, daß der Oheim meines unglücklichen Mannes" — es war das erste Mal seit Jahren, daß Helene von diesem öffentlich sprach — „der Conferenzrath Parrhisius in Kolding wohnt?"

„Freilich, es ist wahr, Helene — aber was hilft unserm Henrik das?"

„Was es ihm hilft? So viel, daß jetzt die Möglichkeit vorliegt, ihm zu helfen, ihm seine Gefangenschaft zu erleichtern, ja, ihn wo möglich daraus zu befreien."

„Wie wollten wir das möglich machen?"

„Ganz einfach dadurch, daß ich noch heute nach Kolding fahre, meinen Oheim aufsuche und ihn von unserm Wunsche in Kenntniß setze."

„Helene!" sagte Andreas mit großer Ruhe, und doch sah er schon ein, daß sein Rath zu spät kam, denn daß Helene bereits einen festen Entschluß gefaßt, ging aus ihrem ganzen Wesen hervor. „Helene, Sie wollen nach Kolding? Jetzt, wo unsere Truppen dicht davor liegen und es vielleicht in diesen Tagen angreifen werden?"

„Gerade jetzt; meine Reise dahin wird dadurch um so gefahrloser sein. Es ist auch nicht das, warum ich Sie bitten will."

„Und um was bitten Sie denn?"

„Um Ihren kleinen Wagen, ein paar gute Pferde und einen zuverlässigen Kutscher — um weiter nichts.“

„Wie, Helene, verstehe ich Dich recht?“ fragte jetzt Gertrud ernsthaft, während Andreas sich Helenens Forderung innerlich schon zu fügen begann — „Du willst wirklich nach Kolding?“ Bedenkst Du auch, daß Du eine Frau bist und daß Frauen nicht an einen Platz gehören, der für Männer selbst gefährlich ist?“

„Gertrud,“ sagte Helene mit einer nachdrücklichen Festigkeit, die von ihrem unerschütterlichen Entschlusse Zeugniß gab — „jetzt ist nicht die Zeit, daran zu denken, daß wir Frauen sind und daß ein Ort auf der Welt größere Gefahren als ein anderer bietet. Oder hast Du einen so schwachen Begriff von dem Geschlechte, welchem Du selber angehörst, daß Du es nur zu Haushälterinnen und Nähterinnen herabgewürdigt wissen willst? Ist eine Frau nur dazu da, im Kriege, den freilich die Männer hauptsächlich ausfechten, Charpie zu zupfen, dann und wann einen Verwundeten zu pflegen, ihr Vermögen zum Besten ihrer Landsleute hinzugeben und zu dem Himmel zu beten, daß er Alles zum Besten lenke? Nein, ich habe einen anderen Begriff von unseren Pflichten. Auch wir müssen helfen, retten, wo wir können, und wenn wir auch nicht den Säbel in die Hand nehmen kön-

nen, so dürfen wir wenigstens nicht unsere Person hinter dem Ofen verbergen, um in Gemächlichkeit den Ausgang abzuwarten, wenn wir mit dieser Person etwas Gutes ausrichten können. Oder sind wir Weiber nur dazu geschaffen, allein unseren Gefühlen zu leben und in Angst und Sorgen unsere Herzen verwelken zu lassen? Dürfen wir uns nicht zu Thaten emporschwingen, zu denen uns Gott den Gedanken, den Muth und die Befähigung gegeben hat?"

Gertrud schwieg und blickte zu Boden; auch sie sah ein, daß Helene auf ihrem Kopfe bestand, und sie kannte sie hinreichend, um sie für fähig zu halten, ihren Worten durch die That Nachdruck zu geben. Andreas dagegen schritt langsam und überlegend im Zimmer auf und ab. Plötzlich blieb er vor Helenen stehen, blickte sie fest und klar an und sagte: „Ich werde Sie begleiten, Helene!"

„Das werden Sie nicht. Sie würden in Gefahr sein, auf diesem Wege in die Hände der Dänen zu fallen und Henrik's Loos zu theilen, statt es zu erleichtern. Sie gehören in Ihr Haus, in Ihre Familie — ich besitze keins von beiden — meine Sorge ist und darf dem Allgemeinen gewidmet sein."

„Dieses Allgemeine aber heißt Henrik Paulsen!" dachte Andreas, und eine mächtige Blutwelle trat aus

seinem Herzen in seine Wangen und er reichte Helenen zustimmend die Hand.

„Sie hat Recht," sagte er zu den beiden anderen Frauen, „wir dürfen ihr nicht widerstreben. Sie will es und sie wird es vollbringen, was sie für gut und recht erkannt hat."

„Ich würde es auch thun!" rief jetzt Agathe stolz, und umschlang die Freundin mit ihren Armen.

Gertrud fing an zu weinen und verließ das Zimmer, da sie sah, daß sie überstimmt war.

„Nun, Andreas, wollen Sie mir meine Bitte erfüllen?" fragte Helene.

„Ja, das will ich — aber ich habe eine Bitte dagegen, auf die ich bestehe, wie Sie auf die Ihrige. Heute reisen Sie nicht — erst morgen mit Anbruch des Tages. Sie können mit den Reitern zugleich abgehen, die vorher angelangt sind und dasselbe Ziel haben wie Sie. So werden Sie sicher gehen und uns zugleich beruhigt zurücklassen."

„Aber komme ich denn morgen mit denselben Pferden nach Kolding?"

„Dafür lassen Sie mich sorgen. Um elf Uhr sind Sie in Hadersleben. Um zwölf fahren Sie nach Kolding, wo Sie Nachmittags eintreffen, denn ich werde Ihnen meine besten Pferde geben."

So war es beschlossen und so wurde es in's Werk gesetzt. Ein kleiner Koffer wurde bald mit dem Nothwendigsten versehen. Hans Blachmann wurde zum Kutscher erkoren, und da er sogleich einwilligte, als man ihn rief und ihm sein Benehmen vorzeichnete, so mußte er eine Livrée Ernst Baring's, des Dieners Helenens, anziehen. Schon Nachmittags war Alles im Stande; die Dragoner, welche auch nach Hadersleben abgingen, wurden von der Begleitung der Dame benachrichtigt und ihr Führer versprach, dafür zu sorgen, daß Helene unbehindert bis zu den Vorposten käme. Weiter konnte er nichts versprechen und Helene war damit vollkommen zufrieden. Nie aber war ihr ein Abend länger in der so theuren Familie geworden als der, welcher diesem Tage folgte. Sie hatte keine Ruhe mehr. Jeden Augenblick sah sie nach der Uhr und rechnete im Stillen. Nach dem Abendessen hatte sie mit Andreas noch eine geheime Unterredung, die sich auf Henrik und die Papiere bezog, die dieser hoffentlich noch bei sich trug. Damit war Alles abgemacht und es lag nur noch eine kurze Nacht zwischen dem Entschluß und seiner Ausführung, und auch diese ging wie alle unruhigen Nächte endlich vorüber. Morgens vier Uhr war Alles im Hofe munter. Die Pferde wurden angeschirrt und vor die

leichte Chaise gespannt. Es gab eine zähreureiche Abschiedsscene zwischen den Frauen, von denen Helene sich allein ruhig und gefaßt bewies. Um fünf Uhr saßen die Dragoner auf und ritten zum Hofe hinaus; Helene stieg mit ihrer Jungfer Käthe in den Wagen, Ernst Baring setzte sich neben Hans Blachmann auf den Bock und fort ging es im scharfen Trabe den Reitern nach. Da ließ auch Andreas seinen Schimmel herausführen, denn er hatte sich vorgenommen, der Freundin bis Hadersleben das Geleit zu geben. Im Galopp sprengte er ihr nach und hatte sie bald auf dem sandigen Wege eingeholt.

---

## Zehntes Kapitel.

### Die Reise nach Kolding.

Der Tag, an welchem Helene diese unvorhergesehene Reise antrat, der 18. April 1849, war von der launenhaften Aprilsonne nicht so glanzvoll erleuchtet, wie der vorhergehende; im Gegentheil hatten trübe Wolken den blauen Himmel verhüllt und schütteten von Zeit zu Zeit ihren Reichthum an Feuchtigkeit in Gestalt von Hagelschauern, Regengüssen und Schneegestöber auf die kalt und beklommen ruhende Erde herab. Hinter ihren Fenstern aber trocken und warm sitzend, fühlte Helene von allen diesen Stürmen der Elemente nichts; ihre Gedanken waren ihrem Leibe schon weit vorausgeeilt und lebhaft beschäftigt, die einfachste Art und Weise zu ersinnen, wie sich der edle Vorsatz, den sie mit kühner Brust ergriffen, am

besten in Ausführung bringen lassen werde, ohne sich, selbst dem Oheim gegenüber, eine Blöße zu geben. Nur ging ihr die Fahrt viel zu langsam von Statten, denn da die Reiter, die vor ihr ritten, nicht immer traben konnten, mußte auch sie oft im Schritt hinterher ziehen, und dies war für die Gährung ihres Innern, wo Alles im Galopp vorwärts drängte, ein quälender Schneckengang. Dennoch aber kamen sie allmälig vorwärts und schon halb elf Uhr, nachdem sie nur einmal eine halbe Stunde gerastet, langten sie in Hadersleben an, wo Andreas den Wagen zu einer befreundeten Familie geleitete, dann aber Rücksprache mit einigen Offizieren nahm, die für die sichere Weiterbeförderung der Reisenden sogleich zu sorgen versprachen. Auch hierin begünstigte sie der Zufall. Eine Schwadron Dragoner sollte die Vorposten vor Kolding ablösen; der zugführende Offizier verhieß Alles, was er verheißen konnte, und um zwölf Uhr Mittags setzte sich der Zug in Bewegung, nachdem Andreas Helenen den glücklichsten Erfolg gewünscht hatte und nach Emmerslund zurückgekehrt war.

Jetzt war Helene also allein mit ihrem Vorhaben, und nun mußte sich zeigen, ob sie wirklich gegen alle Ereignisse so fest gepanzert war, wie sie sich selber vorgeredet hatte. Aber die Begeisterung, die bei

schwachen Naturen oft eine rasch auflodernde und dann um so schneller wieder verschwindende Flamme ist, war bei ihr, in deren Herzen Metall war, dauerhaft und wuchs sogar mit der Gefahr, und nur eine einzige Anwandlung von Besorgniß und Unruhe hatte sie noch zu bestehen. Und diese betraf gerade Denjenigen, um dessenwillen sie das kühne Vorhaben unternommen hatte. Was würde er selbst sagen oder vielmehr über ihre Handlungsweise denken? fragte sie sich wiederholt. Würde er darin nicht eine unweibliche Einmischung in sein Schicksal erkennen und ihren so rasch ausgeführten Schritt als einen unüberlegten tadeln? Nein! sagte Helene fest, das wird Henrik nicht. Aber wenn er nun darin eine Darlegung von Gefühlen sähe, die sie selbst nicht für ihn hätte, wie dann? Wenn er nur Derjenigen, die, wie Andreas ihr gesagt, über sein Herz und seinen Geist allein gebot, die Freiheit gestattete, so zu handeln, wie sie handelte — wie dann? Das war allerdings ein kritischer Punkt, an dem sie lange mit bangem Herzklopfen hing. Endlich aber hatte sie auch dafür einen Ausweg gefunden. Meine Reise nach Kolding, sprach sie sich vor, kann auf eine doppelte Weise eine ganz natürliche sein. Erstens können mich Familienangelegenheiten dahin rufen, denn ich habe ja einen

alten Oheim daselbst, wie auch Henrik weiß, der nach mir verlangt hat. Sodann aber, wenn er das nicht glaubt, da ich so selten von diesem Oheim gesprochen, werde ich ihm sagen, meine Besorgniß, durch die Papiere, die er bei sich trägt, in Verlegenheit zu gerathen, habe mich zu dem sonderbaren Schritte bewogen, nur ich allein konnte ihn unternehmen, da ich zumeist dabei betheiligt bin, Andreas sein Haus und seine trauernde Gattin nicht verlassen konnte und kein Anderer in das Geheimniß eingeweiht werden durfte. — So wird es gehen, so muß es gehen, sagte sie schließlich, gleichsam über ihren Erfindungsgeist triumphirend, und als sie erst so weit gekommen war, öffnete sie ihre Augen für die Außendinge, die sie umgaben, und die allerdings dazu angethan waren, die Aufmerksamkeit eines weiblichen Auges auf sich zu ziehen, denn sie waren ihr alle neu und ernsthaft genug. War schon der Weg von Emmerslund nach Hadersleben mit marschirenden Truppen, Artillerie, Bagagen und Ordonnanzen bedeckt, so schien hinter Hadersleben eine wahre Völkerwanderung zu beginnen, die oft ihren Wagen stocken machte und sie länger aufhielt, als sie gewünscht hätte. Auf beiden Seiten des Weges zeigten verlassene Nachtlager, rauchende Holzstücke und niedergetretene Waldstellen, daß Truppen

daselbst die Nacht im Bivouak zugebracht hatten; Zufuhren jeder Art, Wagenreihen ohne Ende, Pferde, Menschen, Kriegsmaterial allerlei Gattung wurden vorwärts geschafft, und ein Gewoge, ein Treiben, ein Drang nach Kampf und Sieg machte sich in jeder Bewegung bemerklich, wie Helene sie kaum erwartet hatte.

Aber immer langsamer ging es jetzt vorwärts, denn man näherte sich der Gegend der Königsau, von der man erfahren hatte, daß sich in den Häusern, Hecken und Gräben derselben die Dänen verschanzt hätten. Endlich wurde Halt gemacht; der Offizier, der bis hierher den Wagen geleitet, kam an den Schlag geritten und meldete, daß man die Vorposten erreicht habe, die man abzulösen gekommen sei. Er verabschiedete sich daher von Helenen und glaubte ihr Trostworte zusprechen zu müssen und wie er der Meinung sei, daß die Dänen sie nicht aufhalten würden, wenn sie ihnen anzeigte, daß sie eine dänische Familie in der Stadt besuchen wolle. Eben hatte er Helenens Danksagungen empfangen und sich vom Wagen entfernt, als diese einen Reiter vor dem zurückgehenden Zuge ankommen sah, bei dessen Anblick ihr Herz vor Freude schlug. Anfangs glaubte sie, sie irre sich, aber es war nicht der Fall, er war es wirklich,

Friedrich Burns, der auf seinem schönen Goldfuchse langsam dahergeritten kam und voller Verwunderung aus der Ferne schon das bekannte Gespann musterte. Kaum aber hatte Helene das Fenster ganz aufgeschlagen, so kam er auch schon herangesprengt, denn er hatte Hans Blachmann trotz seiner Livrée, Helenens Diener und endlich diese selbst erkannt.

Man kann sich das Erstaunen des guten Friedrich vorstellen, hier, vor Kolding, zwischen den feindlichen Vorposten Helenen wiederzufinden, die er ruhig im elterlichen Hause vermuthete. Mit einem lauten Freudenrufe sprang er vom Pferde, näherte sich dem Schlage und faßte Helenens beide Hände, die sie ihm herzlich entgegenstreckte. Bald war ihm alle Aufklärung zu Theil geworden, Helene hatte ihm mit kurzen Worten das Nothwendigste gesagt und Alles hinzugefügt, was ihn vom elterlichen Hause erfreuen konnte. Als sie auf Erik zu sprechen kamen, dessen Schicksal Friedrich schon kannte, vergoß er Thränen, aber er faßte sich bald, als er vernahm, daß seine Mutter den größten Schmerz ihres Lebens wie eine Heldin ertrage.

Nachdem sie noch eine Weile über Emmerslund gesprochen, sagte Helene leise, damit es Käthe nicht höre: „Friedrich — und Du fragst gar nicht nach ihr?“

„Nach wem sollte ich noch fragen, da Du mir Alles erzählt hast?“

„Hast Du Agathen ganz und gar vergessen?“

Friedrich wurde bleich wie der Tod. „Nein,“ sagte er mit bebender Lippe — „aber sie ist wohl sehr traurig?“

„Worüber?“

„Daß Erik todt ist —“

„O ja, darüber ist sie so traurig wie wir Alle, aber sie hat sich darin gefunden, daß ihr Bruder gestorben ist.“

„Ihr Bruder?“

„Friedrich — bist Du noch immer in dem alten Irrthum befangen? Giebt Dir Dein sonst so edles Herz keinen anderen Gedanken ein? Wie, hier unter Gottes freiem Himmel, vor mir, Deiner aufrichtigen Freundin, willst Du Dein Herz verhüllen, wo die Gefahr des Todes Dein Haupt umschwebt?“

Friedrich wandte sich ab, die Rührung zu verbergen, die ihn bei Helenens ernster Rede ergriffen hatte.

„Höre mich an,“ fuhr sie fort — „komm dicht heran — ich werde sie von Dir grüßen, wenn ich zurückkehre, — gieb mir aber ein Zeichen von Dir mit, daß Du liebevoll an sie denkst —“

„Liebevoll? Wer sagte Dir das? — Doch, ich habe ja nichts —“

„Gieb mir einen Handschuh, ein Tuch, was es auch sei; es wird ihr genügen, wenn ich ihr sage, daß es von Dir kommt, und sie wird darüber glücklich sein.“

Friedrich blickte verwundert auf. „Ist das Dein Ernst, Helene?“

Helene legte die Hand auf's Herz und schaute Andreas' Sohn mit ihren leuchtenden Augen an. Diesen Augen war nicht zu widerstehen. Er holte ein seidenes Tuch aus der Tasche, drückte die Lippen darauf und sagte: „Da — thue damit, was Du willst — ich muß jetzt fort — Gott geleite Dich, und grüße Henrik!“

Und da die Trompete schon weit vor ihm schmetterte und ihn zum Abreiten rief, drückte er Helenen die Hand, warf sich auf sein Pferd und jagte mit verhängtem Zügel davon.

„Selbst am Vorabende einer blutigen Schlacht werden Gefühle und Pfänder der Liebe ausgetauscht — sonderbare, unglücklich glückliche Menschen!“ dachte Helene, als sie das Tuch verbarg und ihr Wagen langsam vorwärts rollte.

Nach kurzer Zeit, während welcher das eben noch so belebte Feld, die von Menschen gefüllten Wege, der vom Hufe der Pferde raschelnde Wald stiller und einsamer wurden, gelangte Helene in die Nähe der jütischen Gränze, was ihr Hans Blachmann, der hier genau Bescheid wußte, durch wiederholte Winke und lauten Zuruf zu erkennen gab. Die verwahrloste Landstraße, auf der vor Morast bisweilen nicht durchzukommen war — denn die vortrefflichen Chausseen, welche die egoistischen Dänen mit schleswigschem Gelde bis in den hohen Norden hinauf erbaut haben, beginnen erst hart an der jütischen Gränze, dicht vor Kolding, — ging hier in einen breiten Sandweg über, der zu beiden Seiten von tiefen Gräben und damit parallel laufenden Baumhecken eingefaßt war. Während auf der linken Seite dieser Hecken, wenn man nach Kolding fährt, nirgends ein Haus zu sehen, der Anbau überhaupt vernachlässigt ist — wir haben hier das Jahr 1849 vor Augen, wo wir im Herbst zum letzten Male diese Straße südwärts zogen — zeigten sich zur Rechten von Zeit zu Zeit ziemlich ansehnliche Bauernhäuser, die mit ihren Giebeln sämmtlich der Straße zugekehrt stehen. Sie sind meist mit der Leibfarbe der Dänen, das heißt schmutzig roth angestrichen, und unterscheiden sich nicht sonder-

lich von unseren deutschen Bauernhäusern, sind indeß mit Ziegeln gedeckt und verrathen leidlich wohlhabende Bewohner. Auf diese einzeln nach und nach hervortretenden Häuser hatten die auf dem Bocke des Wagens sitzenden Männer scharf ihr Augenmerk gerichtet, denn es war ihnen gesagt worden, daß sie hinter denselben die ersten Dänen zu vermuthen hätten. Und so war es auch. Unmittelbar an der Gränze, etwa hundert Schritte vor Anfang der herrlichen Granitstraße, die bis Aalborg läuft, trat ein dänischer Infanterist, nicht eben malerisch in seine ziegelrothe Jacke mit kreuzweise laufendem weißen Bandelier und in hellblaue Schlotterhosen gekleidet, auf dem Kopfe den unförmlichen Tschako wie ein Butterfaß tragend, mit angeschlagenem Gewehr hervor und krähte sein: Hvem der! (Halt werda!) mit so furchtbarem Schnarrtone hervor, daß das sonst so ruhige Handpferd vor dem Wagen heftig zu scheuen anfing. Augenblicklich zog Hans Blachmann die Zügel an, um das Fuhrwerk zum Stehen zu bringen, und wartete ruhig ab, was weiter geschehen würde. Sogleich sprangen drei bis vier Mann hinter einem Gebüsche hervor, gingen auf den Wagen zu und fragten den Kutscher, wem das Fuhrwerk gehöre.

„Meiner gnädigen Frau!“ sagte Hans Blachmann

in seinem besten Dänisch, was er so gut wie jeder nordschleswigsche Bauer sprach.

„Hol' der Teufel Deine gnädige Frau!" brummte der Corporal, denn diesen hohen Rang bekleidete der Frager. „Kenne ich sie etwa? Nein! Wie heißt sie also?"

„Das mögt Ihr sie selber fragen," erwiderte Hans Blachmann trotzig, der gehört hatte, daß Helene das Fenster geöffnet.

„Was wünschen Sie, mein Herr?" fragte Helene sehr höflich im reinsten Dänisch.

Der Corporal grüßte militairisch und artig genug und wiederholte seine erste Frage.

„Der Wagen gehört mir," sagte Helene furchtlos. „Ich bin die Wittwe Parrhisius aus Altona, und auf dem Wege, den Conferenzrath Parrhisius in Kolding, meinen Oheim, in Familienangelegenheiten zu besuchen."

„In Familienangelegenheiten? Die müssen sehr wichtig sein, daß Sie gerade jetzt kommen."

„Allerdings, mein Freund, sind sie das, sonst hätte ich mich nicht bei so schlechtem Wetter auf den Weg gemacht."

„Nun, was das Wetter betrifft — aber haben

Sie keine Papiere, die Ihre Absicht genauer aussprechen?"

„Wer sollte mir die gegeben haben? Im Süden stehen die Deutschen und in Altona giebt es kein dänisches Amt. Wollen Sie meine deutschen Papiere sehen?"

„Ich danke, die kann ich nicht lesen — 's ist Teufelszeug!"

„So lassen Sie mich vorwärts — oder ist vielleicht ein Offizier in der Nähe, der den Conferenzrath persönlich kennt?"

Der Corporal brummte in den Bart, drehte sich um und rief einen Fähnrich herbei. In demselben Augenblicke aber kam ein höherer Offizier mit zwei Husaren angesprengt, die wahrscheinlich auf Recognoscirung gewesen waren und fragte, was vorgehe.

Der Corporal stattete seine Meldung ab und der Offizier, ein ältlicher, freundlicher Mann, ritt dem Schlage näher und grüßte höflich hinein. Helene wiederholte sogleich ihren ersten Ausspruch und hatte diesmal den richtigen Mann getroffen.

„Den Conferenzrath Parrhisius wollen Sie besuchen?" fragte er. „Sehr wohl, den kenne ich genau, und wenn es sich verhält, wie Sie sagen, meine Dame, so wird Ihre Reise keine Schwierigkeit haben.

Ich reite selbst nach Kolding und werde mich von Ihrer Verwandtschaft mit dem Herrn Conferenzrath überzeugen. Vorwärts, Kutscher!" Und er grüßte Helenen höflich und setzte sich vor dem Wagen in Trab, während die Husaren auf seinen Wink sich hinter denselben begaben.

So ging es denn rasch weiter, und da man jetzt die breite Chaussee erreicht hatte, die stark bergan führte, so war Helene froh, ihrem Ziele so nahe gekommen zu sein. Die feindlichen Vorposten mehrten sich jetzt; rechts und links von der Chaussee hatten sie Feldschanzen aufgeworfen, hinter denen man sie stehen und liegen sah, wenn man sie im Rücken hatte. Da war der höchste Punkt der Landstraße erreicht und wie durch einen Zauberschlag öffnete sich plötzlich eine Aussicht, wie man sie selten so schön finden wird und die den Reisenden um so mehr hier überrascht, da er sich von Hadersleben her durch einen langweiligen Sandweg durcharbeiten muß. Geradeaus, aber in bedeutender Tiefe, sah man die Häuser der Stadt hervortauchen, die in einem Kesselthale zwischen graugrünen, kahlen aber anmuthig gewölbten Bergen liegt. Diese Berge erheben sich jenseit der Stadt ziemlich steil, und auf der äußersten kahlen Spitze zur Linken, an welcher vorbei der Weg nach

dem schönen Veile führt, gewahrt man die berühmte Koldinger Mühle, wo der König von Dänemark während der Schlacht von Kolding hielt, die erst in einigen Tagen geschlagen werden sollte. Etwas zur Rechten von dieser Mühle, nur wenig tiefer, erheben sich die schwarz angerauchten Ruinen des alten sogenannten Königshuuses, eines ehemaligen königlichen Residenzschlosses, welches die Spanier im französischen Kriege bewohnten und, da sie mit alten Königsbildern ihr Feuer nährten, aus Unvorsichtigkeit abbrannten. Bis jetzt ist es nicht wieder hergestellt und die Zeit nagt erbarmungslos daran, wie sie endlich Alles zerstört, was die rastlose Menschenhand zu schützen verabsäumt. Ganz rechts in der Tiefe und in unabsehbarer Ferne aber wogte das blaugrüne Meer bis dicht an die Stadt heran, und in dem etwas verfallenen Hafen lagen drei Kanonenboote, zum Kugeltanze gerüstet, ihre großen Feuerschlünde gerade auf die Brücke gerichtet, die dicht vor der Stadt über den Fluß Koldinger Au führt, der sich hier in die Ostsee ergießt.

Als Helene diesen wahrhaft schönen Anblick, den die letzten Strahlen der untergehenden Sonne erleuchteten, gewahr wurde, faßte sie frischen Muth, denn, die Schanzen, Verpfählungen und Barrikaden abgerechnet, die sie dicht vor und hinter der Brücke sah,

hatte die ländlich romantische Gegend einen so friedlichen Anstrich, daß sie wohl begreifen konnte, wie ihr alter Oheim seinen Wohnsitz in diesem verlorenen Erdwinkel aufzuschlagen vermocht hatte.

Als man sich der murmelnden Koldinger Au näherte, ritt der Offizier im Schritt vorwärts, denn er mußte theils mehreren Posten und ihm begegnenden Offizieren über sein ungewöhnliches Gefolge Bericht abstatten, theils hinderte ihn auch am rascheren Vorrücken die große Zahl verschiedener Vertheidigungsanstalten, die sich immer mehr häuften, je näher man an die Stadt kam, und sich sogar, wie Helene später bemerkte, bis auf viele der kleinen Häuser in den Straßen erstreckte. Endlich war die Brücke erreicht, der Wagen donnerte darüber hin und rasselnd flog er nun durch die holprigen engen Straßen der von einem lebhaften Menschengewoge gedrängt vollen Stadt. Ueberall aber, wohin Helene ihre spähenden Augen richtete, sah sie Haufen roth und grün gekleideter Soldaten, und ihr Herz pochte stürmisch, als sie bedachte, daß alle diese Männer nur darum herbeigerufen wären, um so vielen ihrer Landsleute wie möglich das Leben zu nehmen.

Seines Weges sicher, führte der voranreitende Offizier den Zug durch die halbe Stadt, bog dann in

eine zum Hafen führende Straße ein, galoppirte eine kleine Anhöhe außerhalb der Stadt wieder hinauf und hielt endlich vor einem stattlichen Herrenhause, welches auf halber Höhe eines kahlen Berges lag und den Hafen, die Stadt und weit hinaus die Straße beherrschte, die man so eben herabgekommen war.

---

Der Conferenzrath und Commandeur des Danebrogordens, Johann Parrhisius, war ein allgemein bekannter und wegen seines liebenswürdigen Charakters und seines zum Wohlthun aller Art geneigten Herzens hochgeehrter Mann in Kolding. In früheren Jahren ein angesehenes Mitglied des dänischen Ministeriums, hatte er in Kopenhagen gewohnt, war aber seit seiner Entlassung aus Staatsdiensten auf ein Gut dicht bei Kolding und fast in der Stadt selbst liegend gezogen, welches zum Erbtheil seiner Frau gehörte, die daselbst geboren war. Seit sechs Jahren hatte er sich von allen Geschäften zurückgezogen und verlebte wie ein ruhig genießender Philosoph seinen Lebensabend in dem kleinen Städtchen, welchem seine Gattin mit fast übertriebener Heimatsschwärmerei zugethan war. Aber nur bis zum Ausbruche der Feindseligkeiten mit den Herzogthümern

hatte sein gemüthliches Stillleben in Kolding gedauert. Seine Gattin, mit ihm in kinderloser Ehe lebend, war eine eifrige Dänin, also eine Feindin von Allem, was Schleswig und Holstein hieß, und hatte nicht allein gegen diese, sondern auch gegen ihren Mann Partei genommen, der, selbst ein Holsteiner, den Ursprung des unnatürlichen Kampfes kannte und innerlich von ganzem Herzen mit den Gesinnungen seiner Landsleute übereinstimmte, obwohl er in seiner Lage es nicht für gerathen hielt, das größere Publikum von dieser Neigung Kenntniß nehmen zu lassen. Als daher seine Frau den Wunsch aussprach, die Nähe des Kampfschauplatzes zu verlassen und nach Kopenhagen überzusiedeln, stimmte er ihr vollkommen bei, insofern dieser Wohnungswechsel sie allein betraf, er aber zog es für seine Person vor, in Kolding zu bleiben und das Ende des Krieges in Geduld abzuwarten, obschon er wohl nicht gedacht hatte, daß derselbe bis weit nach Jütland hinein seine Schrecken tragen würde. So wohnte er also jetzt in seinem bequemen Hause allein und sah mit schwerem Herzen den kommenden Zeiten entgegen, denn daß diese sich weder für Dänemark noch für die Herzogthümer ersprießlich gestalten würden, hatte er lange und klar genug erkannt.

Nach Altona zu seinem verstorbenen Bruder, Helenens Schwiegervater, war er nur selten gekommen, dennoch aber hatte er stets den herzlichsten Antheil an dem traurigen Schicksale der Familie desselben genommen. Er war auch einer der vielen aus der Ferne gekommenen Hochzeitsgäste gewesen, die Zeugen des Unglückstages Helenens waren; er vor Allen hatte die unglückliche Braut seines verlorenen Neffen bedauert und diese selbst nicht allein wegen ihrer großen Schönheit, sondern auch wegen ihrer geistigen Fähigkeiten und ihrer Herzensgüte schätzen und lieben gelernt. Anfangs, als Helenens Mann noch bei ihr lebte, hatte er oft theilnehmende Briefe an sie gerichtet und sich nach ihrem Schicksal erkundigt, später aber, als den Unglücklichen das Irrenhaus aufgenommen, hatte er sich gescheut, Kohlen zum Feuer zu tragen, wie er sagte, und so war er von Helenen gänzlich getrennt worden, obwohl er von Freunden in Erfahrung gebracht, daß dieselbe in ihrer Heimat in der Familie des ehrenwerthen Capitain Burns' zurückgezogen lebe. Er bewahrte ihr aber auch jetzt noch eine väterliche Zärtlichkeit und würde es unter allen Umständen gern gesehen haben, wenn sie sich einmal entschlossen hätte, Schleswig zu verlassen und zu ihm nach Jütland zu ziehen.

In der letzten Zeit war er selbst etwas kränklich gewesen, litt zuweilen an Gicht und Asthma, liebte aber immer noch wie früher einen guten Tisch und fröhliche Gesellschaft, sah sich also höchst ungern mitten in die Wirrsale eines Krieges versetzt, der jeden Lebensgenuß unmöglich machte.

An dem Tage, bis zu welchem wir nun in unserer Erzählung gelangt sind, befand er sich nicht in angenehmer und behaglicher Laune; verschiedene kleine Mißgeschicke hatten den Tag in seinen Augen als einen Unglückstag bezeichnet, und je weiter der Nachmittag vorschritt, um so weniger Aussicht war vorhanden, ihn besser enden zu sehen. Schon am frühen Morgen war ein Brief aus Kopenhagen von seiner Frau angekommen, der ihm die größte Freude, die er seit langer Zeit gehabt, den Sieg der Deutschen bei Eckernförde, höchlichst verbittert hatte. Sie schmählte auf die Herzogthümer, wie immer, aber diesmal mehr als sonst, und beklagte sich über den ungeheuren Verlust und den unauslöschlichen Jammer, der an diesem Unglückstage über das herrliche Dänemark hereingebrochen war. Daher wäre es denn auch natürlich, schrieb sie, daß Dänemark alle seine Macht aufböte, den Tag von Eckernförde durch einen andern zu rächen, der den Schleswig-Holsteinern eben so viel

Jammer und Weh bereitete; und wenn sich die glorreiche dänische Armee rücksichtlich der deutschen Hülfstruppen nicht gerade kampflustig zeigte, so hätte das allein darin seinen Grund, daß sie alle ihre Kräfte aufsparte, um den Rebellen zu beweisen, daß sie auch in Gewalt der Waffen ihrer Meister wäre.

Kaum hatte der gute Conferenzrath diesen Brief zu Ende gelesen, so stand er hastig von seinem Stuhle auf und schleuderte ihn in's Feuer. Ein solcher Brief sollte sein Haus nicht entweihen. War es nun der Verdruß, den ihm dieser Brief verursacht, oder ein anderer Grund, genug, gegen Mittag stellte sich ein geringer Gichtanfall ein, der seine Laune noch mehr verdarb. Auch das Wetter war so schlecht, so unbeständig und kalt; viele ihm befreundete Familien hatten Kolding verlassen, er war also auch allein, und so vollendete die Einsamkeit, in der er an sein Zimmer gefesselt war, und die Langeweile, von der er gefoltert wurde, das Werk — er wurde unwillig, schalt die Diener, die die Oefen zu kalt hielten, und schob endlich alles Unheil auf den verteufelten Krieg, der sein Blut in Galle verwandele und ihn zwinge, seine besten Jahre in Kummer, Sorge und Einsamkeit hinzubringen.

So sehen wir ihn denn im Laufe des Nachmit-

tags, nachdem er wenig zu Mittag gespeist, beim beginnenden Zwielicht auf seinem weichen Sessel am Fenster sitzen. Das trauliche Zimmer ist behaglich warm, mit allen Bequemlichkeiten eines reichen Mannes ausgestattet. Der untere Theil der etwas mageren Gestalt des alten Herrn ist bis zum Leibe hinauf fest in seidene Decken gehüllt, man sieht nur den oberen Theil seiner Brust und seine Arme, die mit einem sammtnen Schlafrock bekleidet sind; sein etwas dunkelfarbiges, wohlwollendes Gesicht, welches ein dichtes weißes Haupthaar schmückt, erscheint aber heute in Folge des in ihm kochenden Grolles nicht so liebenswürdig wie sonst.

Vor ihm auf einem Tischchen liegt ein großes Packet, heute Morgen mit dem unseligen Briefe zugleich angelangter, dänischer Zeitungen, die er schon alle durchflogen hat, außer dem Faedrelandet, den er eben in der Hand hält. Plötzlich wirft er ihn voll Abscheu in den gemüthlichen Zügen zu Boden, reibt sich mißmuthig die Hände und blickt grollend zum Fenster hinaus.

„Diese erbärmlichen Zeitungen!“ ruft er ingrimmig aus: „Ist Alles nicht wahr, was darin steht! Die Dänen sind immer nur Engel und die Deutschen Hunde, die das liebe Brot nicht verdienen, welches

sie essen. Wenn ich nur mal den Hamburger Correspondenten bekommen könnte — aber ach! was kann ich hier lesen! Ich wollte, ich wäre, wo der Pfeffer wächst, aber nicht in Kolding! O, wie ich allein auf der Welt bin mit meinen Gedanken — und meine Frau — o! — doch halt — was ist das? Will er zu mir?"

Und er schaute verwundert auf, denn in diesem Augenblicke kam der Offizier, der Helenen geleitete, im Galopp den Berg heraufgesprengt; nur wenige Schritte hinterher folgte der Wagen, dessen Hinterrädern sich die Husaren so nahe wie möglich hielten. Der Offizier war schon aus den Bügeln und die kleine Steintreppe des Hauses heraufgeeilt, wo er heftig die Glocke zog. Nachdem er mit dem Diener, der sogleich die Thür geöffnet, einige Worte gewechselt, ward er in's Zimmer geführt und stand nun dem Conferenzrathe, der erschrocken unter seinen Decken liegen blieb, gegenüber.

„O, Herr Conferenzrath," rief jener sogleich, „sind Sie krank? Das thut mir leid. Sie müssen aber meine Eile entschuldigen — ich habe nur eine Frage im Dienste an Sie. Haben Sie — kennen Sie — eine Wittwe Parrhisius aus Altona, die sich für Ihre Verwandte ausgiebt?"

„Wie? Wer? Aus Altona — Parrhisius, sagen Sie, und ob ich sie kenne? Zum Teufel, Herr, das ist meine Nichte, wenn's beliebt — aber was wollen Sie von ihr?“

„Ich muß mich überzeugen, ob die Dame, die dort eben aus dem Wagen steigt, diese Ihre Frau Nichte ist — sie ist durch die Vorposten gefahren, hat keine Papiere bei sich und beruft sich einzig und allein auf Sie.“

Die Miene des eben noch grollenden Conferenzraths war eine ganz andere geworden, auch sein Podagra schien plötzlich verschwunden zu sein, denn er sprang wie ein junger Mensch vom Sessel auf, schüttelte seine Decken ab und streckte sprachlos den Kopf zum Fenster hinaus. Wenn ihm ein Geschenk vom Himmel in seine Stube gefallen wäre, er hätte nicht mehr erstaunt und beglückt sein können, als über die Nachricht, die er so eben vernommen, deren Bestätigung er aber noch keineswegs für wahrscheinlich hielt.

Aber da öffnete sich die Thür und herein schwebte eine Gestalt, wie der alte Oheim nur eine in seinem Leben erblickt hatte, und mit rosigem Lächeln auf dem schönen Gesicht das einzige Wort: „Mein Oheim!“ ausrufend, stürzte sie in seine Arme.

Während dieses rasch sich entwickelnden Vorganges

hatte der Offizier, der genug gesehen, sich stillschweigend entfernt, war mit seinen Husaren abgeritten und so fanden sich die beiden Verwandten, als sie ihre Blicke wieder erhoben, im Zimmer allein.

„Mein Gott, mein Gott! Helene, Helene!" das war Alles, was der gute Alte über seine Lippen bringen konnte, aber er trippelte hin und her im Zimmer, eilte dann wieder auf die Nichte zu und umarmte und küßte sie immer von Neuem, bis er sich endlich genügend überzeugt zu haben schien, daß Helene Parrhisius wirklich bei ihm, in seinem Hause, seinem Zimmer in Kolding sei.

---

Eine Stunde später hatte es sich Helene schon ganz bequem bei ihrem entzückten Oheim gemacht. Sie saß mit ihm an einem mit perlendem Weine und allen möglichen Leckereien besetzten Tische, in der Nähe des strahlenden Ofens, und hatte ihm fast ihr ganzes Herz ausgeschüttet. Der alte Conferenzrath wußte bereits die ganze Lebensgeschichte Henrik Paulsen's, sein früheres Unglück und seine Gefangenschaft in Kopenhagen, den Verlust seiner rechtmäßigen Erbschaft, die Verwüstung seines letzten Zufluchtsortes im

Sundewitt und endlich seine gewaltthätige Entführung von Emmerslund in abermalige Gefangenschaft nach Kolding. War es die lebenswarme Darstellung der schönen Erzählerin und ihr beredter Mund, oder war es das eigene Mitgefühl für einen verfolgten deutschen Mann, was den alten Herrn bezwang — genug, Helene konnte mit dem Erfolge ihrer Bemühungen bis jetzt zufrieden sein, denn der Oheim versprach, Alles aufzubieten, was ihren Wünschen entsprechend wäre. „Aber höre mal, Helenchen,“ sagte er zuletzt und faßte ihre beiden Hände — „Eins hast Du mir vergessen zu sagen. In welchem Verhältniß stehst denn Du selbst zu dem Herrn, daß Du Dich so lebhaft für ihn interessirst, in diesen trostlosen Tagen eine Reise hierher machst und Dich in Gefahren begiebst, die für Dich nicht geschaffen sind?“

„Mein theurer Oheim, wer sollte die Reise, die rasch vor sich gehen mußte, unternehmen, wenn ich mich nicht dazu entschloß?“ sagte Helene ganz einfach und nur die letzte Frage des alten Herrn beantwortend. „Es war keiner seiner Freunde, der mich vertreten konnte, in der Nähe. Sein bester Freund, Capitain Burns, konnte seine Familie nicht verlassen und hätte sich auch in größere Gefahren begeben, als ich — und daß diese in der That nicht so erheblich

waren, siehst Du darin, daß ich ganz gesund und munter hier neben Dir sitze."

„Gelobt sei Gott — ja! Aber höre mal, das ist also ein bloßes Freundschaftsstück von Dir?" — Helene nickte zustimmend mit abgewandtem Blicke. — „Das muß ich sagen, das ist eine Seltenheit heut' zu Tage. Ich bin in der That sehr begierig, diesen Henrik Paulsen kennen zu lernen. Er ist aber gewiß schon ein Mann in gesetzten Jahren — he?"

„Er ist etwa sechs Jahre älter als ich — also kein Jüngling mehr —"

„Oho! Das ist gerade das rechte Alter — haha! Sage mir doch, hat vielleicht Dein Herzchen da auch eine kleine Rechnung mit ihm abzuschließen — mir kannst Du das wohl vertrauen."

Helene erröthete, aber sie lächelte auch, denn des alten Oheims Frage kam so milde und wohlwollend über seine Lippen, daß sie ihm nicht zürnen konnte. „Nein! mein lieber Oheim," sagte sie ernst, mein Herz hat nichts mit ihm zu thun — wohl aber giebt es einen anderen sehr wichtigen Grund, der es durchaus nothwendig erscheinen läßt, daß ich ihn persönlich und allein spreche."

„Einen sehr wichtigen! Aha! Ich verstehe — einen politischen vielleicht?"

„Ja, mein Oheim! Er ist ein Vaterlandsfreund — ich auch —“

„O, ich auch, meine Liebe — was denkst Du von mir!“

„Ich wußte es wohl und freue mich jetzt doppelt, daß mir Gott den Gedanken eingegeben hat, mich an Dich zu wenden.“

„Ich danke ihm auch, ich danke ihm auch!“ rief der alte Herr und lief frohlockend wie ein Knabe im Zimmer umher. „O, welch ein Tag, welch ein Tag! Und er begann so trübe, so einsam, so langweilig — und nun, und nun — aber höre, mein Kind, es hat doch bis morgen Zeit?“

„Was denn, mein Oheim?“

„Daß ich mich nach dem jungen Menschen — wie heißt er doch — ja, Henrik Paulsen — erkundige?“

„Bei Leibe nicht, mein Oheim! Du mußt sogleich zu ihm gehen und mir die Nachricht überbringen, ob er noch in Kolding ist und wie es ihm geht.“

„Muß ich, muß ich wirklich?“ fragte der alte Mann und liebkoste die strahlende Wange der schönen jungen Frau. „Nun freilich, wenn Du das sagst, wird es wohl nöthig sein — aber höre, gehen kann ich nicht, ich habe — nein, ich hatte vorher das Zipperlein.“

„So will ich meinen Wagen wieder vorfahren lassen —“

„Bewahre, mein Kind, ich habe ja meinen eigenen.“ Und er schellte so heftig, daß seine beiden alten Diener mit einem Sprunge in's Zimmer stürzten.

---

In einer Viertelstunde saß der Conferenzrath in seinem Wagen und fuhr nach dem Rathhause, um sich bei seinem Freunde, dem Bürgermeister, nach dem Gefangenen Henrik Paulsen zu erkundigen, und falls er noch da wäre, diesen selbst zu besuchen.

Helene, die allein im Zimmer des Oheims zurückgeblieben war, ging in großer Bewegung auf und nieder, da sie sich so plötzlich und unter so glücklichen Verhältnissen ihrem Ziele nahe sah. Daß unterdessen der Nachmittag in den Abend übergegangen war, bemerkte sie eben so wenig wie daß ein Diener eintrat und zwei Lampen auf den Tisch vor'm Sopha setzte. Sie dachte jetzt nur an Den, um dessenwillen sie die kurze Reise unternommen hatte. „Wird er auch noch in Kolding sein, werde ich ihn sehen — was soll ich ihm sagen?“ Das waren die Hauptgedanken, die ihr durch den Kopf fuhren und von denen sie sich

keinen einzigen zu beantworten wußte, denn was sie sich früher in ihrem Geiste zurechtgelegt, sie hatte Alles vergessen, Alles hatte sich vor ihren Augen so durchaus anders gestaltet, daß es ihr fast in dem sonst so klaren Kopfe schwindelte. — Aber wo blieb der Oheim? Er war schon eine halbe Stunde fort — endlich eine Stunde, und er kehrte noch immer nicht zurück. Da kam sein Wagen die dunkle Anhöhe heraufgerasselt, und einen Augenblick später kletterte er daraus hervor und stieg langsamen Schrittes die Treppe herauf.

Helene trat ihm schon in der Thür entgegen; beinahe versagte ihr die Sprache, denn ihr Herz schlug so laut, daß sie es hören konnte. „Nun," brachte sie endlich mit Mühe leise hervor, indem sie mehr mit den funkelnden Augen als mit Worten fragte, „Nun, was bringst Du für Nachricht?"

Der alte Mann trat langsam in's Zimmer; er sah ernster, blasser, wehmüthiger aus als zuvor. Er schüttelte sich wiederholt, wie vor Frost, oder wie Jemand, der etwas Schreckliches erlebt hat und keine Worte finden kann, seine Gedanken darin zu kleiden.

„Aber um Gottes willen, Oheim, was ist Dir?"

„Nichts, mein Kind, nichts, aber — aber — es ist schrecklich!"

„Was ist schrecklich? Du tödtest mich, wenn Du nicht sprichst —"

„Oho! So schlimm ist es nicht — nur ruhig, mein Kind, — er ist noch hier, Dein Freund Henrik Paulsen!"

„Er ist noch hier — großer Gott, aber was ist mit ihm?"

„Nun, laß mich nur zu mir kommen und mich erst ein wenig erwärmen. Ich bin zuerst beim Bürgermeister gewesen und habe mit dem gesprochen. Er muß ihn in strenger Haft halten, sagte er mir, obgleich er nicht weiß warum."

„Das dachte ich mir wohl. Aber weiter!"

„Und da bin ich denn mit ihm selber in das Gefängniß gegangen — Helene — mich schaudert noch, wenn ich daran denke."

„Weiter, weiter — war er gesund?"

„Ja, er war gesund. Ich aber würde sterben, wenn ich nur eine Stunde in diesem Loche leben müßte. Denke Dir einen finsteren, kalten, einsamen Kerker — ein feuchtes Strohlager an triefender Wand — einen Tisch und eine Bank darin, worauf ein Krug mit Wasser steht und ein Stück Brot liegt —"

Helene stand mit bleichen Wangen, zitternden

Händen und fliegendem Busen vor ihm — ihr Auge bohrte sich in seinen Mund ein, gleichsam als wolle sie ihm die Worte aus der Seele ablesen.

„Und wie sah der Arme aus?"

„Bleich sah er aus — aber er lächelte und schien sich zu freuen, als er mich sah, denn er hielt mich für seinen Richter. Ach, mein Kind, dieser Anblick hat bei mir ganz zu seinen Gunsten entschieden, wenn Du auch nicht für ihn bei mir gesprochen hättest. Ich werde Alles thun, um sein Leiden zu erleichtern, und glücklicher Weise hat mir das der Bürgermeister gestattet. Ich werde sogleich meine Befehle geben, ihm ein gutes Bette, Wäsche, eine Lampe, Speise und Trank zu senden, und so lange er hier ist, soll es ihm an keinem Lebensbedürfniß mangeln."

„Mein Oheim!" rief Helene und warf sich schluchzend an seine Brust. „Gott sei Dank, ich bin nicht vergebens hierher gekommen — er hat meine Schritte mit seinem Vaterauge erleuchtet. — Und hast Du ihm von mir etwas gesagt?"

„Kein Wort; ich konnte gar nichts sprechen, ich war so verwirrt und meine Sinne tanzten wie im Kreise herum. Und willst Du wirklich noch zu ihm — in diese finstere Mördergrube?"

„Gewiß, nun erst recht — und eilen wir!"

„Geduld, mein Kind — willst Du nicht warten, bis man sie in Stand gesetzt?“

„Nein, nein, mein theurer Oheim — sogleich muß ich hin — ich will ihn sehen, wie er im Elend sitzt.“

„So komm' in Gottes Namen!“ Und durch den erlebten Schrecken vollends gesund geworden, aber mit viel langsameren Bewegungen als vorher, stieg der alte Herr in den Wagen, nachdem sich Helene rasch zu dem Besuche angekleidet hatte.

# Elftes Kapitel.

## Die Erscheinung im Kerker und die verlorene Tasche.

Im Ganzen finden wir Henrik in derselben Lage und Stimmung wieder, wie wir ihn am Ende des achten Kapitels verlassen haben. Langsam verstrichen ihm die qualvollsten Stunden seines Lebens und eine bleierne Schwere lag auf seinem Geiste, eine dumpfe Gefühllosigkeit auf seinem Herzen. Vergebens raffte er alle seine körperliche und geistige Widerstandskraft zusammen, um der stündlich drückender werdenden Last entgegenzustreben, allmälig aber überwältigten ihn dennoch die Einsamkeit, der Mangel an frischer Luft, die feuchte Kälte seines Kerkers und endlich die schmerzlichen Empfindungen, mit denen er innerlich alle ihm verborgenen Ereignisse verfolgte, die außerhalb seines

Gefängnisses, inmitten des fortschreitenden Krieges und im Schooße seiner Freunde nothwendig sich abrollen mußten. Er verlor den Appetit; kaum rührte er die wenigen Speisen an, die er von seinem Kerkermeister verlangte und mit seinem Gelde bezahlte. Bisweilen schüttelte schon Fieberfrost seine Gebeine und er warf sich dann auf sein ekelhaftes Lager hin, um vielleicht im erbarmungsvollen Schlummer seine traurige Lage zu vergessen; aber auch der Schlaf beglückte ihn nur selten noch. Kaum war er in eine Art betäubender Gefühllosigkeit versunken, so fuhr er entsetzt empor, denn düstere Traumgestalten und nie gesehene Schreckbilder wankten vor seiner aufgeregten Phantasie hin und her. Wenn er sich dann überzeugt, daß kein Gespenst in seiner Nähe sei, daß seine Einbildung allein die tanzenden Schatten heraufbeschworen, dann fühlte er stundenlang sein Herz in starken Schlägen klopfen, und ehe er es mit Vernunftgründen beschwichtigt hatte, war ein Theil der Nacht vergangen und der bleiche Tag dämmerte wieder mit neuer Hoffnung auf.

Von den niederschlagenden Gefühlen, die in solcher trostlosen Einsamkeit und in so ekelhafter Umgebung einen Gefangenen erfüllen, hat der Mensch, der in süßer Freiheit, unter den beglückenden Strahlen des

sonnigen Lichts, im Schooße der menschlichen Gesellschaft lebt, keinen Begriff. Sie sind, mehr denn leiblicher Tod, der geistigen Vernichtung zu vergleichen, die absichtlich und gewaltsam herbeigeführt wird, und wenn es eine Hölle auf Erden giebt, so kann es nur diese sein. Der Verbrecher, der in einem solchen Kerker nur wie eine Pflanze sein Leben im Dunkeln fristet, fühlt das nicht so lebendig, wie der unschuldige Mensch, der nicht weiß, warum ihn die Strafe seiner unbekannten Richter trifft. Des Verbrechers Gedanken, die sich nur im chaotischen Kreise unbezähmbarer Vorstellungen bewegen, sind fest auf die begangene Schandthat gerichtet, er weiß warum er leidet und sieht seine Strafe als eine gerechte Vergeltung seiner Unthaten an. Und selbst wenn er mit Schmerz diese Vergeltung trägt, er muß sie tragen zum Wohle der gesitteten Welt, aus der er sich selbst ausgestoßen hat, denn er hat die Freiheit, das Licht und den Verkehr mit seines Gleichen verwirkt.

Wer aber so unschuldig leidet wie Henrik, und wie vor und nach ihm viele Männer damals litten, der hat ein Recht, gegen sein Schicksal zu murren und Diejenigen zu verfluchen, die ihm Alles genommen haben, was Gott in seiner Güte ihm zum Genusse des Lebens, zum Bewußtwerden seiner geistigen

Fähigkeiten und zur Entwickelung seiner Kräfte für das Wohl der menschlichen Gesellschaft verliehen hat. Und dennoch murrte Henrik nicht gegen sein Schicksal; er würde Alles, was er gethan, mit voller Ueberlegung noch einmal gethan haben und hätte er auch vorher gewußt, daß er die schwerste Buße dafür zu erleiden haben würde; denn er war ein Mann, der allein seiner Ueberzeugung gemäß handeln und leben konnte und diese hatte ihn belehrt, daß er im Rechte und seine Kerkermeister im Unrechte seien. „Endlich,“ sagte er sich, „wird es Tag in meinem Kerker werden, man wird mich an die Luft und das Licht des Lebens zurückführen, man wird mir wiedergeben, was man mir genommen hat, — warten wir also in Ruhe und Ergebenheit ab, was uns zu erleiden bestimmt ist.“

Diesen Gedanken hatte er sich eben zum tausendsten Male vorgesprochen, als er am Abend des vorher genannten Tages, während schon die Finsterniß der beginnenden Nacht schwer auf seinem Kerker lag, die eisernen Riegel rasseln hörte, welche die Thür seines Gefängnisses verschlossen. Verwundert über die zu so ungewohnter Zeit vorfallende Störung, erhob er sich von seinem Strohlager und wandte die Augen auf die Thür. Da ging sie auf und hinter dem mit

einer Laterne eintretenden Gefängnißwärter erschien der Bürgermeister und ein fremder alter Mann mit weißem Haupthaar, dessen wohlwollendes Gesicht eine gewisse ängstliche Spannung verrieth und dessen Auge neugierig auf dem Gefangenen haftete. „Das ist mein Richter!“ sagte frohlockend eine Stimme in ihm. „Er hat ein freundliches Ansehen — wohlan denn, Henrik, Muth, die Stunde der Befreiung hat geschlagen!“

Aber er hatte sich geirrt, wie wir wissen, und das gewahrte und hörte er sehr bald. Der alte Herr schauderte zusammen, als er ihn und seine dunkele Kammer sah, blickte sich theilnehmend ringsum und richtete dann einige unbedeutende Fragen an ihn, deren er sich kaum erinnerte, als er nach kurzem Verweilen wieder davongegangen war. „Was hat das zu bedeuten?“ fragte er sich, als er wieder allein war, „wer war das und was wollte der alte Mann? Ein Däne war es nicht, das hörte ich an seiner reinen deutschen Sprache, die mir noch immer wohlthuend im Ohre klingt. Aber warum ist er so schnell wieder gegangen, hat er mir keinen anderen Trost spenden können, als den er in seinen wenigen Worten verrathen?“

Trübe nachsinnend ging der Gefangene in seinem

Kerker auf und ab — da fing sein Herz mächtig an zu schlagen, wie schon so oft, und ein quälender Durst machte sich auf seinen trockenen Lippen bemerklich. Er hob zitternd den schweren Wasserkrug auf und leerte ihn halb. Als er aber das kalte Wasser getrunken, schüttelte ihn ein wilder Fieberfrost und er warf sich auf sein Lager und hüllte sich, so fest er konnte, in die dunstigen Decken ein. So war fast eine halbe Stunde wieder verstrichen, als er abermals Stimmen und Schritte im Gange vor seinem Gefängnisse zu hören glaubte. Ja, es kam wieder Jemand; schon rasselten die rostigen Riegel, und nochmals sprang er von seinem Lager auf. Aber da war es, als wenn er plötzlich seine Denkkraft, seine Besinnung verloren hätte — starr blickte er auf die Eintretenden hin, die beinahe den ganzen kleinen Raum vor ihm mit ihren Gestalten ausfüllten. Voran trat der Kerkermeister und setzte, was er sonst nicht that, seine Laterne auf den Tisch, worauf er sich sogleich wieder entfernte. Das düster brennende Licht warf einen trägen Schimmer über die Anwesenden, und erst allmälig entwickelten sich in diesem Schimmer ihre Gestalten, ihre Gesichtszüge. Es war wieder der Bürgermeister und der alte Herr von vorher — aber hinter ihnen hervor bewegte sich jetzt eine Gestalt, die, unfähig, einen

unwillkürlichen Schrei zu unterdrücken, als sie in dem bleichen Manne ihren Freund erkannte, ihm selber wie eine Erscheinung aus luftigen Höhen entgegenzuschweben schien.

Gleichsam verworren, betäubt vor Schreck und Ueberraschung, trat der Gefangene einen Schritt zurück; es brauste vor seinen Ohren, Flammen sprühten aus seinen Augen und von seiner Lippe bebte das Wort scheu zurück, welches sich aus seiner Seele mühsam empor arbeitete.

„Mein Herr," sagte der Bürgermeister, während der alte Herr mit gefalteten Händen daneben stand und bald auf den Gefangenen, bald auf Helenen blickte, — „hier ist Jemand, der Sie zu besuchen wünscht. Ich gebe Ihnen eine halbe Stunde Zeit dazu. Und dem alten Herrn zuwinkend, war er sogleich mit ihm verschwunden, und Henrik blieb allein mit der Erscheinung zurück, die er am wenigsten hier zu sehen erwartet hatte.

„Henrik!" hauchte es von Helenens Lippen leise hervor — „Henrik!" Und beide Hände ihm liebevoll entgegen reichend, brach sie in einen Strom von Thränen aus.

Da erst erlangte der also Angeredete seine volle Besinnung wieder. Auch über sein bleiches, abgezehr-

tes Gesicht ergoß sich ein Thränenstrom, und statt Worte hervorzubringen, die ihm noch immer versagten, küßte er wiederholt die warmen Finger des schönen Wesens, welche seine kalten Hände fest und krampfhaft gefaßt hielten.

Keines von Beiden wußte nachher, welches die ersten Worte gewesen waren, die sie zu einander gesprochen hatten; längere Zeit verging, ehe sie sich so weit fassen konnten, daß sie ihren Gefühlen einen Ausdruck zu geben vermochten. Als sie aber erst so weit gekommen, sprachen sie kaum; unabgewendeten Blickes Angesicht auf Angesicht geheftet, standen sie noch immer dicht vor einander und fragten und sagten sich gegenseitig schweigend, was auf dem Grunde ihrer Seelen lag.

Nie vorher aber hatte Helenens Erscheinung einen so gewaltigen Eindruck auf Henrik hervorgebracht, wie jetzt, wie hier. So schön, so vollkommen er sie immer gesehen und in seiner Erinnerung bewahrt hatte, nie war ihr herrlicher Wuchs, ihr seelenvolles Gesicht, ihr glänzendes Auge ihm so lieblich erschienen, wie an diesem Abende, in diesem öden und dunklen Kerker. Wie auf unsichtbaren Schwingen in ein reineres Element emporgetragen, glaubte er auch eine reinere Luft zu athmen, die von ihr ausströmte, und sein Herz,

das vorher so dumpf und bang geschlagen, sandte seine verstockten Blutwellen so leicht und flüssig wie nie durch seine Adern.

Und Helene — welchen Gefühlen gab sie in diesem Augenblicke Raum? Es war vielleicht der wichtigste Moment ihres Lebens, der über ihre ganze Zukunft entschied. Eine Ahnung davon durchzitterte wohl ihr Herz, in dem es sich plötzlich wie der laute Schall einer silbernen Glocke regte und ihren Blick wie verklärt in eine noch ungeborene Zeit dringen ließ. Nie vorher war ihr Henrik, trotz seiner scheinbaren Erniedrigung, seiner farblosen Blässe, seiner gebrochenen Kraft so bedeutend, so männlich, so würdevoll erschienen; sie wußte, daß er für sein Vaterland, seine Landsleute, für sie selber litt, und das erhob ihn in ihren Augen weit über die Gränzen der Hochschätzung hinaus, mit der sie ihm bis jetzt ergeben gewesen war.

Und wie flogen nun wider Beider Wissen und Vermuthen die Minuten rasch und beinahe stürmisch dahin, und doch ließ man sie länger als eine halbe Stunde zusammen. Was Helene ihm hatte sagen wollen, was sie sich so genau im Geiste zurechtgelegt, um ihr Kommen zu rechtfertigen und nicht in einem falschen Lichte vor ihm zu erscheinen — keine Sylbe

kam davon über ihre Lippen, sie hatte es vergessen und Henrik fragte sie auch nicht darum, denn das war nur Nebensache für ihn; er sah sie, und das war Alles, was er verlangen konnte. So sprachen sie denn, ohne zu wissen, was sie sprachen, ihre augenblicklichen Gedanken aus, und diese sind in solchen Momenten nicht in Folge großer Ueberlegung entstanden und nach einem angelegten Plane entwickelt, sie strömen aus dem Herzen und fliegen zum Herzen und können allein als der unwillkürliche Ausfluß einer von ihren Fesseln befreiten Seele betrachtet werden.

Aber da fuhr Helene plötzlich empor — ihr fielen die wichtigen Papiere ein, die er auf seiner Brust, wie sie wußte, in der gestickten Tasche trug. Und auch ihn bewegte in demselben Augenblicke derselbe Gedanke. „Helene," sagte er, „Gott allein weiß, wie ich zu dem Glück komme, Sie hier zu sehen — Sie werden mir das morgen sagen, wie Sie versprochen haben — nicht wahr? Nun gut denn, dann werde ich meine Fassung wieder erlangt haben und klar meine Gedanken entwickeln können, über die ich jetzt nicht Herr bin. Aber der Augenblick ist kostbar; wer weiß, ob wir wieder so viele Muße haben — wollen Sie mich nicht von den Papieren befreien, die in

meiner Lage für Sie und Andreas gefährlich werden könnten und die ich, da sie versiegelt sind, nicht den Muth hatte zu erbrechen und vielleicht zu zerstören, was mir das Beste scheint?"

„Ja, Henrik, geben Sie sie her, ich hatte es ganz vergessen, danach zu fragen. Also Sie haben sie noch?"

„Ja, ich habe sie noch!" Und er trat rasch bei Seite, löste die Schnalle, die das Band der Tasche auf seiner Brust fest hielt, und reichte sie ihr hin. Sie war noch warm von dem Blute, welches traurig darunter gekreist hatte, das fühlte sie, als sie sie in den Händen hielt.

Da aber rasselten die Riegel dumpf an der Thür. Schnell hatte sie ihren Muff von der Erde erhoben, der ihr beim Eintreten, als sie Henrik die Hände gereicht, entfallen war, und die Tasche darin verborgen. Gleich darauf traten der Bürgermeister und der Conferenzrath ein, den Helene ihrem Freunde erst jetzt als ihren Oheim vorstellte und der nun selber einige freundliche Worte an den Gefangenen richtete. Auch der Bürgermeister verkündete ihm, daß er noch heute Abend auf Veranlassung des Herrn mit verschiedenen Bequemlichkeiten versehen werden würde — jetzt aber sei die Scheidestunde gekommen. Mit festem Hände-

drucke schieden die beiden Verwandten von ihm — „Auf morgen!" rief ihm Helene zu, dann war sie verschwunden — die Thür ward hinter ihr zugeschlagen und Henrik war wieder in der Dunkelheit seines Kerkers allein.

Lange blieb er auf demselben Flecke stehen, auf dem er gestanden, als Helene ihm die Hand gereicht oder vielmehr gedrückt hatte, wie sie sie ihm noch nie gedrückt. Starr, von einer neuen Gefühlswoge fast überfluthet, betäubt, die aber himmelweit von seinen früheren Gefühlen verschieden war, blickte er ihr nach, wie man einer Erscheinung des Himmels nachblicken würde, wenn sie dem Menschen auf Erden sichtbar werden könnte, und lange Zeit verging, ehe er seine Gedanken in das ruhige Geleise klaren Selbstbewußtseins zuzückzuführen vermochte.

„Helene!" war das erste Wort, welches er zu sich sprach — „Ist es möglich!" — Und von einem inneren unaussprechlichen Dankgefühl ergriffen, sank er auf den kalten Boden nieder und dankte seinem Schöpfer, daß er ihm eine so reiche Gnade gesandt. Was war jetzt sein Kerker für ihn, was bedeutete ihm Gefangenschaft! O, um eine solche Stunde noch einmal zu erleben, hätte er Jahre lang im dunkelsten Verließe geschmachtet, denn diese Gestalt, dieses Ant-

litz, dieses Weib, das er so namenlos und lange liebte, es hatte durch diesen Besuch seine Seele und mit ihr seine ganze Umgebung erleuchtet, erwärmt und verherrlicht.

Nur Minuten schienen ihm verstrichen zu sein, als abermals seine Kerkerthür sich öffnete. Man brachte ein köstliches Bett, feine reine Wäsche, eine hell brennende Lampe, dann herrlichen Wein und Speisen herein, die er fast aus seiner Erinnerung verloren hatte, und erst als er wieder allein war, sich in seinem Gefängniß umgeblickt und diese Folgen der Anwesenheit eines Engels erkannt hatte, da wurde ihm vollkommen klar, welch unerwartetes und unermeßliches Glück ihm begegnet war. —

Lassen wir ihn in dem unbeschreiblichen Gefühle des Genusses dieses Glückes allein und folgen wir dem Conferenzrath und seiner Nichte in das glänzende Zimmer, in welches sie zurückgekehrt waren, nachdem sie das Rathhaus verlassen hatten. Erst hier warf sich Helene in großer Bewegung an die Brust des alten Mannes, weinte sich aus und dankte ihm in flüsternden Worten für die Liebe, die er ihr erwiesen hatte.

Der alte Mann war tief gerührt. Er wußte jetzt — oder glaubte es wenigstens zu wissen — was er

von der Theilnahme Helenens an des Gefangenen Schicksal zu denken hatte, und da er von den wohlwollendsten Gefühlen für Beide erfüllt war, so pries er sich glücklich, im Stande gewesen zu sein, zweien sich so nahe stehenden Menschen eine so süße Stunde bereitet zu haben.

Im traulichen Gespräche saßen sie jetzt neben einander auf dem Sopha, hinter einem reich besetzten Tische, dessen leckere Speisen Helene aber kaum berührte, denn ihr Herz war zu voll von dem, was sie so eben erlebt hatte.

„Nun," sagte der gute Alte, „und habt Ihr Euch denn Alles gesagt, was Ihr Euch zu sagen hattet?"

„Ach, theurer Oheim, ich weiß es nicht. Ich war so bedrückt von dem traurigen Aufenthalt, daß ich kaum meine Besinnung zusammen hatte."

„Ich kann mir das wohl denken. Aber hast Du denn auch die wichtige Angelegenheit nicht vergessen, die Du mit ihm besprechen wolltest, wie Du mir sagtest?"

„Nein!" rief Helene und fuhr von ihrem Sitze auf — „Aber jetzt hätte ich sie beinahe vergessen, wenn Du mich nicht daran erinnert." Und sie begab sich in das Zimmer, welches sie bewohnen sollte und worin sie ihre Ueberkleider abgelegt, um

aus ihrem Muffe die Tasche zu holen, die sie von Henrik empfangen hatte. Aber welcher Schreck erfaßte sie da plötzlich! Die Tasche war fort. Vergebens war all' ihr Suchen. Mit verstörtem Gesicht kehrte sie zum Oheim zurück und theilte ihm ihren Verlust mit, den sie ihm jetzt erst genauer bezeichnete.

Der alte Mann war noch mehr erschrocken als sie. Auch er half ihr bei'm Suchen. Der Wagen, in dem sie gefahren waren, wurde beinahe umgekehrt, ein Diener mit einer Laterne nach dem Rathhause gesandt, um nachzusehen, ob die Tasche Helenen vielleicht auf dem Flure entfallen sei, aber auch er kam unverrichteter Sache zurück.

Da blickten sich die beiden Verwandten ernst und bedenklich an. Sie schwiegen, denn sie hatten keine Worte für ihre Gedanken, aber ihre Freude, bei einander zu sein, war dadurch bedeutend verkümmert und ihre nächtliche Ruhe getrübt, wenn sie auch Beide sich bewußt waren, keine absichtliche Schuld an den Folgen zu tragen, die möglicher Weise aus dem Verluste dieser Papiere entspringen konnten.

So verging Helenen die erste Nacht in Kolding, und der Morgen des 19. April dämmerte herauf. Noch einmal durchsuchte sie, ehe der Conferenzrath

aufgestanden war, alle Winkel, alle Kleider — aber die Tasche war und blieb verloren.

---

Um zehn Uhr Morgens hatte sich Helene vorgesetzt, mit ihrem Oheim nach dem Rathhause zu gehen, denn der Bürgermeister hatte ihr den wiederholten Besuch des Gefangenen um diese Stunde zugesagt. Aber schon eine Stunde vorher, als sie im gemüthlichsten Plaudern noch am Frühstückstische saßen, wurden sie durch die Meldung eines Dieners überrascht, der ihnen anzeigte, daß der Herr Bürgermeister draußen sei, um den Conferenzrath in einer wichtigen Angelegenheit zu sprechen. Sogleich etwas Ungewöhnliches vermuthend, erhoben sich Beide und traten dem wohlwollenden Manne entgegen, der ihren Wünschen so förderlich gewesen war. Aber wie erstaunten sie, als sie ihn mit bestürzter Miene und hastigem Schritte bei sich eintreten sahen.

„Entschuldigen Sie," sagte der Beamte eilig, „daß ich Sie so früh störe. Aber es ist mir, und wahrscheinlich auch Ihnen, etwas sehr Unangenehmes begegnet, was meinen frühen Besuch nothwendig macht. Haben Sie, meine Dame, vielleicht etwas verloren,

was Sie gestern bei sich trugen, als Sie im Rathhause waren?“

„Ja, mein Herr,“ entgegnete Helene mit erzwungener Ruhe, obgleich ihr Herz bis zum Zerspringen schlug.

„Nun wohl — ist es dies?“ Und er zog die Tasche aus seinem Rocke, die Helene sogleich für die ihrige erkannte.

„Ja, mein Herr, das gehört mir.“

„Und fühlen Sie keine Unruhe, daß Sie diese Papiere gerade in Kolding verloren haben?“

„Also Sie wissen, daß sie Papiere enthält?“

„Freilich weiß ich es und ich habe die Papiere auch lesen müssen, denn als sie in meine Hände gelangten, waren die versiegelten Schreiben bereits geöffnet. Und leider ist das von einem Anderen geschehen, der sie gefunden hat. Durch einen Zufall erfuhr ich von diesem unglücklichen Funde, und da ich hörte, daß des Herrn Conferenzraths Name darin steht —“

„Wie, mein Name?“ fragte der alte Herr mit dem höchsten Erstaunen.

Der Beamte richtete verwundert sein Auge auf ihn. „Nun ja, Ihr Name! Denn Ihre Frau Nichte, welche diese Dame ist, wie Sie mir sagten, führt ja Ihren Namen, und da das Gewicht des In-

halts dieser Papiere auf sie zurückfällt und Sie denselben Namen tragen, so sind auch Sie in den Augen mißtrauischer Menschen nicht außer Schuld."

Der Conferenzrath hing erschrocken an Helenens kaltem Gesicht, die sich schon wieder gefaßt hatte und auch dieser neuen Gefahr kühn in's Auge zu sehen entschlossen war.

„Und welches Gewicht können diese Papiere haben, auf wen können sie irgend einen Schatten werfen, als auf den Inhaber, der ich war?" fragte sie ernst.

„Das, meine Dame, wage ich noch nicht zu entscheiden. Derjenige, welcher sie unglücklicher Weise gefunden hat und sich damit fort begeben wollte, denn er ist schon vor zwei Stunden zu Schiffe abgegangen, hat sie mir nur unter der Bedingung einstweilen überlassen, daß ich die Sache vorläufig hier untersuchen will. Sie sehen also, welche traurige Verpflichtung ich auf mir habe, und wenn ich Sie vor dieser Untersuchung davon in Kenntniß setze, so geschieht es einzig und allein darum, weil ich diesen Herrn hier, Ihren Verwandten und meinen alten Freund, einen angesehenen Mann in hiesiger Stadt, nicht in's Verderben ziehen möchte."

„In's Verderben?" rief der Conferenzrath mit gekränktem Tone — „Ich weiß davon gar nichts."

„Ja, in's Verderben, sage ich, mein Freund. Denn wenn der Mann, der von diesen Papieren unbefugter Weise Kenntniß genommen hat, und der ein Mann ist, der die Pflicht auf sich zu haben glaubt, gegen dergleichen Vaterlandsverrätherei — so nennt er es — mit Gewaltmitteln aufzutreten, wenn er geneigt ist, seine Kenntniß zu anderer Leute Kenntniß zu bringen, so gerathen Sie Beide und auch ich in große Verlegenheit, wenn ich nicht nachweisen kann, die Untersuchung gegen Sie eingeleitet zu haben.“

„Und wer ist der Mann, der von so eifriger Pflichterfüllung durchdrungen ist?“

„Er ist ein Deutscher wie Sie — leider muß ich Ihnen das sagen, obwohl er einen dänischen Namen trägt, und ein Agent der dänischen Polizei, dessen Bemühungen Ihr Freund im Kerker wahrscheinlich einen großen Theil seines Schicksals verdankt, denn er wußte sehr gut über seine Vergangenheit Bescheid und hat genaue Aufschlüsse über sein Verhalten während dieses Krieges gegeben.“

„O!“ rief Helene — „Ist das vielleicht ein gewisser Olaf Larssen?“

„Ich weiß es nicht, meine Dame, aber Sie irren sich vielleicht. Die Frage ist nur die, was Sie in diesem Augenblicke zu thun gedenken?“

„Was ich zu thun gedenke? Folgendes, mein Herr. Es ist sogleich zehn Uhr. Um diese Zeit haben Sie mir einen Besuch bei dem Gefangenen bewilligt.“

Der Beamte schüttelte den Kopf. „Das darf ich jetzt kaum wagen zu gestatten. Der Amtmann von Veile — Sie wissen wohl, daß es der frühere Minister Orla Lehmann ist — ist in der Stadt, und wenn dieser bereits von dem Inhalte Ihrer Papiere Kenntniß hat, so dürfte Ihr Aufenthalt hierselbst nicht von langer Dauer, oder aber von sehr langer Dauer sein.“

„Wie verstehen Sie das?“

„Ich kann mich nicht umständlicher ausdrücken; aber die Klugheit, mit der Sie begabt sind, wird Sie belehren, was man darunter verstehen kann.“

„So hören Sie mich an. Sie sagen, Olaf Larssen sei früh am Morgen auf einem Schiffe abgereist. Wahrscheinlich hat er dann noch nicht den Amtmann von Veile gesprochen. Können Sie darüber keine bestimmte Kenntniß erlangen?“

„Das will ich versuchen, denn es dürfte für uns Alle das Nothwendigste sein.“

„Wohl, so werde ich so lange auf Sie warten, bis Sie mit dieser Nachricht zurückkommen. Während der Zeit werde ich das Nöthigste beschließen.“

Der menschenfreundliche Beamte entfernte sich und ließ die beiden Verwandten in einiger Verwirrung zurück. Helene öffnete sogleich die Tasche, nahm die bewußten Anweisungen heraus, die Andreas und sie selbst geschrieben, las sie noch einmal durch und warf sie in's Feuer. „Jetzt mögen die Herren kommen," sagte sie. „Das verbrecherische Papier ist aus der Welt verschwunden."

„Aber was soll Dir das helfen, mein Kind?"

Nichts, mein Oheim, ich habe sie nur vernichtet, damit sie nicht noch einmal in die unrechten Hände fallen. Wir können sie zu Hause jeden Augenblick noch einmal schreiben. O, wäre doch Henrik weniger redlich, oder ich vorsichtiger gewesen! Aber der Rausch der Freude hatte mich trunken gemacht."

Darauf überlegte sie, was ferner zu thun sei, kam aber zu keinem Entschlusse, da sie noch in Ungewißheit war, ob die höchste Obrigkeit der Gegend, der Amtmann von Veile, zu dessen Distrikte Kolding gehörte, von dem Vorfalle unterrichtet sei und danach erst die Tragweite desselben ermessen werden konnte.

In etwa einer Stunde erschien der Bürgermeister wieder; er war bei Orla Lehmann gewesen und freundlich empfangen worden. Von dem Funde der Tasche wußte er nichts, sonst hätte er es gewiß ge-

sagt. Das beruhigte den Bürgermeister außerordentlich; es hatte nun keine so große Eile mit der Untersuchung und er schöpfte tief Athem, daß diese Last von seiner Brust genommen war.

„Nun, mein Herr,“ sagte Helene fröhlich, „werden Sie mir wohl Erlaubniß geben, den Gefangenen zu besuchen, wie Sie gestern versprochen haben.“

„Ja, unter einer Bedingung: daß Sie nicht über eine Stunde bei ihm bleiben, erst am Abend zu ihm gehen und morgen so früh wie möglich Kolding verlassen, denn übermorgen wollte der Finder der Tasche wiederkommen und Ihr Aufenthalt hier würde dann kein sicherer mehr sein.“

Helenens Herz bewegte sich krampfhaft. „Gut,“ erwiderte sie endlich, „da Sie so gütig und menschenfreundlich sind, kann ich Ihnen diese verständigen Bitten nicht abschlagen. Aber ich habe zwei andere dagegen.“

„Sprechen Sie sie aus.“

„Benachrichtigen Sie den Gefangenen, daß er uns erst am Abend zu erwarten hat, denn er zählt, glaube ich, die Minuten, bis er uns wieder sieht. — Sodann aber sagen Sie ihm nichts von den verlorenen Papieren, damit er sich nicht ohne Noth ängstigt. Ich werde ihm auch nichts davon sagen.“

„Beides verspreche ich sehr gern. Aber ich bitte Sie, verlassen Sie den Tag über nicht dies Haus. Die Bevölkerung von Kolding ist in großer Aufregung. Wenn sie durch irgend einen boshaften Menschen erführe, daß Sie die Haft eines verhaßten Feindes erleichtert haben oder Sie selbst zu ihm gehen sähe, so wäre sie vielleicht tollkühn und fanatisch genug, Sie zu verletzen."

„Hoho!" rief der alte Conferenzrath. „In meinem Wagen? Das sollte ihnen schlecht bekommen."

Der Bürgermeister zuckte die Achseln. „Ich stehe für nichts," sagte er. „Wenn Sie wüßten, was ich weiß, und den Haß dieser rohen Menschen gegen Alles, was deutsch heißt, so genau kennten wie ich, Sie würden gleich mir in Sorge sein. Und es ist in der That mein Wunsch, Ihrem Oheim, meinem alten Freunde, Ihnen selbst und wo möglich dem Gefangenen zu dienen, wenn meine Menschenpflicht sich mit meiner Amtspflicht verträgt."

„O, helfen Sie ihm, wo Sie können, Gott wird wieder helfen!" bat Helene mit schwimmendem Auge und reichte ihm die Hand.

Der Bürgermeister nahm die schöne Hand in die seine, sah Helenen liebevoll an und erwiderte: „Ja, meine junge Dame, das will ich, so viel ich nur

kann, ich verspreche es. Aber meine Kraft ist gering und die Zeiten sind schwer — schwerer fast, als meine Schultern sie zu tragen vermögen."

„Ich glaube es gern; hoffen wir aber das Beste, Gott wird endlich Alles zum Guten lenken!"

„O, wie stimme ich darin von Herzen ein — aber zwischen Dänemark und Schleswig-Holstein — wird niemals Friede sein. Leben Sie wohl!"

---

Gerade wenn wir wünschen, daß ein Tag recht rasch vergehe, scheint er uns oft übermäßig lange zu dauern. Es ist, als ob ein bleiernes Gewicht jede abrollende Stunde zurückhielte und die sonst so flüchtige Minute ihre Schwingen verloren hätte, so daß der Zeiger der Zeit, trotz unserer rastlos vorwärtsstrebenden Seele, wie durch einen Zauber auf eine Stelle gebannt bleibt. Aehnlich erging es heute Helenen. Dieser lange, lange Tag wollte kein Ende nehmen, so sehr auch der liebenswürdige Oheim ihn zu verkürzen sich bemühte. Aber alle seine Erzählungen und Gespräche erinnerten sie nur daran, daß er absichtlich die Zeit vergessen machen wollte, und sie mußte daher um so mehr an die weite Spanne denken, die noch zwischen diesem Tag und ihrem Abend

lag, wie sie ihn nannte. Mit einem Blick die Uhr, mit dem andern den Oheim betrachtend, hatte sie nur halbe Ohren für seine Plaudereien, aber er ließ sich dadurch nicht stören, denn er gehörte zu den vortrefflichen alten Leuten, die der Jugend verzeihen, daß sie jung ist, und die nicht vergessen haben, daß Herzen in ihrem Busen pochen, in denen mehr Flamme als Blut lodert.

Auch das Wetter war unfreundlich und trüb am Morgen und übte einen gespenstischen Druck auf die ohnehin schon belastete Seele aus. Dicker, naßkalter Nebel lag über dem Meere und verhüllte die schöne Fernsicht von Kolding, denn man sah nur die leere, bleifarbige, träge Bucht, welche die Kriegsschiffe seit der letzten Nacht wieder verlassen hatten. Der Wind war unstät; bald wehte er von Süden, bald von Westen her, immer aber brachte er Regenschauer und Hagelschlag zurück, denn die fliegenden und mit Feuchtigkeit geschwängerten Himmelsberge wurden bald hierhin, bald dorthin gescheucht. Endlich war es Mittag geworden und der alte Conferenzrath, um seiner Nichte die Zeit so gut wie möglich zu vertreiben, hielt sie lange bei Tische fest und goß ihr ein Glas perlenden Weines nach dem andern ein. Und das half wirklich die Stunden verjagen, wenigstens sie vergessen, und

allmälig wurde es düsterer und düsterer im Osten über dem Meere und nur im fernsten Westen noch flatterten einige blaßgelbe Wölkchen, die letzten Spuren des verschwimmenden Tages, einsam am Horizonte umher.

„Nun wird es Zeit, Helenchen," sagte der Alte, der in rosiger Laune war, „nun werde ich mir meinen Pelz bringen lassen, denn ich soll ja bei Dir in dem kalten Loche bleiben — oder befreist Du mich davon?"

„Nein, mein lieber Oheim, ich bitte Dich wiederholt: bleibe die Stunde, die uns zu verplaudern vergönnt ist, bei uns, lerne Henrik Paulsen kennen und freue Dich, einem so braven Manne Deine Gunst geschenkt zu haben."

„Meine Gunst? Du Närrchen! Als ob ich sie ihm geschenkt hätte! Hast Du sie mir nicht — Na, na — ich sage ja nichts!" Und er hielt sich selbst den Mund zu, auf den Helene schon ihre weiche Hand gedrückt hatte. —

Als es Abend geworden war und man gegen unberufene Späheraugen geschützt zu sein glaubte, ließ der Conferenzrath den Wagen vorfahren. Leicht hüpfte Helene hinein, langsamer folgte der Alte. In fünf Minuten waren sie im Rathhause. Der Bürgermeister

erwartete sie schon und bald darauf rasselten die Riegel und Helene und ihr Oheim saßen bei ihrem Freunde.

Nun erst schütteten sie alle Gedanken aus, die gestern ihre Freiheit nicht gefunden hatten; Helene erzählte von Emmerslund jeden Vorfall nach Henrik's Entfernung bis auf den Brief des ehrenwerthen dänischen Schiffsarztes, und dieser berichtete seine Gefangennahme und seine im Ganzen menschliche Behandlung, den Pöbel am Hafen und den schaurigen Kerker in Kolding selbst abgerechnet. Was aber Helene nach dieser Stadt geführt, wagte er auch diesmal nicht zu fragen, das Gespräch führte Helenen jedoch selber darauf und Henrik gab sich sehr bald dem Glauben hin, der Oheim habe sie zu sich gerufen. Aber wie lange sie noch bleiben würde, das erlaubte er sich wenigstens fragend anzudeuten.

„Mein Freund," sagte Helene ernst und feierlich, „ich gehe schon morgen früh um acht Uhr zurück nach Emmerslund. Ich habe es bestimmt zugesagt; auch sind meine Geschäfte mit dem Oheim beendet, und er — er wird an meiner Statt Sie recht oft besuchen. Nicht wahr, mein Oheim?"

„Ja, mein Herr, das werde ich. Helene geht freilich fort, das liebe Kind — ach! sie kann ja nicht länger bei mir bleiben, aber ich, ich bleibe hier, so

lange es Gott noch gefällt. Sie sollen an Nichts Mangel leiden — ich verspreche es Ihnen heilig — ich werde alle Mittel aufbieten, um Ihre Gefangenschaft erträglich und Ihre Befreiung möglich zu machen. Sorgen Sie um nichts.“

In diesem Augenblicke knarrte die Thür und der Bürgermeister trat ein. Er zeigte die Uhr und Alle verstanden ihn. Wenige Worte nur wurden beim Abschied gesprochen, aber Blicke und Hände führten eine um so beredtere Sprache. „Sind Sie auch hinreichend mit Geld versehen?“ fragte Helene flüsternd, als sie ihm die Hand drückte.

Henrik zögerte zu antworten. Er war ja in den letzten Jahren seines Lebens immer arm gewesen und hatte sich mehr behelfen müssen, als die Freunde wußten; jetzt aber war sein kleiner Vorrath bald ganz erschöpft und er glaubte sich nicht zu erniedrigen, wenn er seiner reichen Freundin diesen Umstand bekannte. „Nein,“ sagte er endlich, „ich habe nur noch wenig — bitten Sie Ihren Oheim in meinem Namen um eine kleine Unterstützung, ich könnte sie vielleicht gebrauchen.“

„Nicht meinem Oheim — mir selbst sage ich das, Henrik. — Hier, ich hatte diese Börse schon für Sie eingesteckt.“

Und schon hatte sie, mit vor Wonne bebender Hand, dieselbe in die seinige gleiten lassen — da fühlte er erst, daß schweres Gold darin war. Er wollte etwas sagen, aber in diesem Augenblick erschien der Kerkermeister in der Thür und Helene legte den Finger auf ihren Mund. So schieden sie. Und noch auf dem Flure stehend, sandte sie einen leuchtenden Blick in das dunkle Gemach zurück und Henrik erschien es, als wäre dieser Blick bei ihm zurückgeblieben, denn fortan sollte es nicht mehr düster in seinem Gefängniß sein.

„Auch das ist wieder vorüber," sagte Helene still zu sich, als sie auf dem Heimwege neben ihrem Oheim im sanft rollenden Wagen saß — „auch das! Nun, guter Gott, Du hast es beginnen lassen, Du wirst es auch vollenden, und wie Du mich sicher zu ihm geleitet hast, wirst Du ihn auch wieder sicher — zu mir geleiten!" Und mit diesem Gebet zu Gott in der Seele, nicht auf der Lippe, kam sie zu Hause an.

Von jetzt an war Helene still. Der Vorhang hinter einem Abschnitt ihres Lebens war gefallen und sie blickte unverzagt dem nächsten entgegen. Ihre Gedanken weilten nicht mehr in Kolding, so lieb sie den alten Oheim auch gewonnen hatte und so sehr er sich fortwährend bemühte, ihr noch die letzten Stunden zu

erheitern, zu versüßen. Aber wir wissen ja, wenn ein zart- und tieffühlendes Weib einen neuen und so mächtigen, so überwältigenden Gedanken in ihr Inneres aufgenommen hat, wie wir glauben, daß es Helene in diesen beiden Tagen in Kolding gethan, dann hört, sieht und empfindet sie nichts als diesen Gedanken allein. Alle Dinge, die zwischen Himmel und Erde kreisen, existiren nicht mehr für sie, sie athmet und lebt nur noch in dem göttlichen Element, in welchem keine Stürme wehen, keine Fesseln drücken, keine Schmerzen brennen — in der Idee der Liebe!

Noch spät am Abend hatte sie ihre Vorbereitungen zur frühen Abreise am nächsten Morgen getroffen. Ihren Koffer hatte Käthe schon gepackt, Wagen und Pferde waren von Ernst Blachmann zur schnellsten Reise gerüstet. Der Oheim hatte ihr einen Paß vom Bürgermeister ausgewirkt, der ihr die dänischen Vorposten öffnen sollte, und um sie ja recht sicher durch diese menschliche Mauer zu bringen, hatte der vorsorgliche Alte sogar beschlossen, ihr selbst das Geleit zu geben, bis sie wieder bei ihren Landsleuten wäre. Und das hatte sie von ganzem Herzen dankbar angenommen.

## Zwölftes Kapitel.

### Die Schreckenstage von Kolding.

Von den Gemüthsbewegungen der letzten Tage und den schlaflos zugebrachten Nächten überaus ermüdet, hatte sich Helene in dieser Nacht frühzeitig zur Ruhe begeben und nachdem sie in einem heißen Gebete dem klar schauenden Auge Gottes offen und ehrlich ihr ganzes Herz dargelegt, war sie in einen süßen und durch keine Störung unterbrochenen Schlaf gesunken. Aber gegen Morgen, als der grauende Tag sein bleiches Haupt über das Meer erhob, wurde dieser Schlaf durch wunderbar schreckhafte Träume beunruhigt. Wiederholt schauerte sie zusammen, erwachte halb und fühlte den Druck einer geheimnißvollen Macht auf ihrem Herzen liegen. Aber immer schlief sie, von einer Mattigkeit, wie sie sie nie gefühlt,

überwältigt, wieder ein und immer wieder kreisten die wilden Traumbilder um ihre von Neuem erbebende Seele. Da schrak sie plötzlich vor einer unaussprechlich düsteren Erscheinung zurück. Aus dem wüsten Wolkenchaos, welches über ihrem Haupte in den Lüften wirbelte, streckte sich eine große, feurig blutige Hand hernieder, die ihre riesigen Finger mit den spitzigen Krallen auf und zu bewegte, als ob sie die Schlummernde ergreifen und in die schwindelerregende Höhe ziehen wollte. Angstvoll wandte sie sich hin und her, bald hierhin, bald dorthin ausweichend, aber immer war die von Blut triefende Hand zuckend hinter ihr her und schon hielt sie ihr seidenweiches Haar in der Faust, dessen schwarze Locken sie mit ihren eigenen Augen sich immer höher erheben sah. Von unaussprechlicher Angst gefoltert, keinen Zufluchtsort im ganzen Umkreise gewahrend, von aller Menschen Hülfe verlassen, kämpfte ihre athemlose Brust laut stöhnend gegen das dämonische Ungethüm, und als ihre Angst endlich den höchsten Gipfel erreicht hatte, erwachte sie mit einem Schrei, der noch in ihren Ohren gellte, als sie schon längst wieder zur Besinnung gekommen war und sich in dem sicheren Bette im Hause ihres Oheims fand. In Angstschweiß gebadet, das Herz hochauf schlagen fühlend, blickte sie sich rings

um, und als sie die blutige Hand verschwunden und das dämmernde Morgenlicht durch die Vorhänge in's Zimmer fallen sah, fühlte sie sich so wonnig und sicher gebettet, so glücklich und befriedigt im allmälig sich beruhigenden Gemüthe, wie sie eine ähnliche süße Empfindung noch niemals im Leben gekostet zu haben glaubte.

Aber was war das? Welches Gelärm ließ sich da mit einem Male aus der Ferne hören? Und kam es nicht immer näher und näher, bis es ganz dicht am Hause zu sein schien? War das nicht Trommelwirbel beinahe unter ihrem Fenster, schmetterten nicht die Signalhörner durch die ganze Stadt, donnerte nicht schweres Geschütz vom Süden herüber?

Schnell erhob sie ihren rosigen Kopf von den Kissen und stützte ihn, um besser hören zu können, auf den schönen entblößten Arm — nein, sie hatte sich nicht getäuscht, ein ungewöhnliches Leben und Bewegen herrschte draußen, Menschen schrieen und lärmten, Pferde jagten auf und ab und das dumpfe Gerassel in Galopp fahrender Kanonen hallte an den Wänden wider, so daß die Fenster klirrten und der ganze Fußboden des Hauses bebte.

Da litt es sie nicht länger mehr im Bette; rasch sprang sie auf und warf sich in die Kleider. Die

Glocke, die zu ihrem Mädchen führte, hatte sie schon mehrmals gezogen, aber Käthe, wahrscheinlich vom festen Morgenschlafe befallen, erschien noch immer nicht. In wenigen Minuten hatte sie allein ihre Toilette beendet, und als es nun heller und heller im Freien wurde, zog sie die dunkelrothen Vorhänge vom Fenster zurück und blickte ängstlich auf die lebendige Stadt hinaus.

In diesem Augenblicke hörte sie im Nebenzimmer Schritte; sie öffnete die Thür, und mit bestürzter Miene, im Nachtgewande, eilte ihr der Oheim entgegen, den das Getümmel auch aus dem Schlafe aufgeschreckt.

„Mein Gott, Helene," rief der alte Mann mit halb vor Entsetzen erstickter Stimme — „was ist das?"

„Ruhig, mein Oheim, ruhig," tröstete sie ihn. „Was kann es sein? Man wird an einander gerathen sein, die Deutschen oder die Dänen haben angegriffen; wir können nichts thun als geduldig das Ende abwarten."

Der Conferenzrath stand verwundert vor der fest und ruhig blickenden Frau, denn so heldenmüthig hatte er sich seine Nichte nicht gedacht. Und es ist wahr, vor einer geradeaus wandelnden, aufrecht hervortretenden Gefahr hatte Helene keine Furcht, nur

die schleichende Heimtücke, die kriechende Feindseligkeit flößte ihr Grauen und Schrecken ein. „Ein Kampf,“ sagte sie, „ein ehrlicher Kampf, Mann gegen Mann, hat begonnen — siehst Du es wohl! So laß uns denn Gott bitten, daß er der gerechten Sache den Sieg verleihe!“

Daß die Dänen diesmal nicht die Angreifenden waren, gewahrte man sehr bald. Denn augenscheinlich waren sie überrascht worden, das zeigte sich in allen ihren Bewegungen; eine Art Verwirrung gab sich in ihrem Hin- und Herrennen kund, und die nach einem Punkte hinstürzende Menge bewies, daß der Feind vom Süden her gegen die Stadt gedrungen sei.

Rasch warf sich nun auch der Oheim in die Kleider, und als er wieder zu Helenen zurückkam, um die sich unterdeß ihre Dienerschaft angstvoll versammelt hatte, vernahm er, daß ein Angriff der Deutschen stattgefunden habe und daß die Dänen alle nach den Straßen eilten, die jenseits der Stadt auf die Brücke über die Koldinger-Au mündeten.

In diesem Augenblick liefen mehrere Bürger vom Hafen her über den Vorplatz hin, der sich vom Hause des Conferenzraths gegen die Stadt hinuntersenkte. Sie waren bewaffnet und ihre frohlockenden Stimmen sprachen die beste Erwartung aus, die sie von

dem ausgebrochenen Kampfe hegten. „Halloh, halloh, vorwärts!“ kreischte einer herauf — „die Rebellen haben uns angegriffen; jetzt wollen wir ihnen zeigen, daß wir Dänen sind!“

Der Conferenzrath hatte ein Fenster geöffnet, um einen oder den andern von ihnen anzurufen; als er aber diese Worte hörte, schlug er das Fenster zu und zog sich schaudernd in das Innere des Zimmers zurück. „Die Rebellen,“ sagte er, „die Rebellen! Sieh'st Du, so nennt man Euch, Helene, ach! welche traurige, verhängnißvolle Zeit!“

Helene hatte ihre Diener wieder fortgesandt und ihre Reise abbestellt. Der Oheim war überglücklich vor Freude, als er die Befehle dazu aussprechen hörte. „O, Helene,“ rief er, „mein theures Kind, Du willst mich nicht verlassen? Das ist herrlich, das ist göttlich von Dir — wie soll ich Dir das vergelten?“

„Kann ich denn fort?“ fragte Helene, über die Freude des alten Herrn lächelnd. „Kann ich denn fort, wenn der Kampf tobt? Muß ich nicht bei Dir bleiben, wenn ich auch nicht wollte? Lege mir nicht für eine Tugend aus, was nur eine Nothwendigkeit ist.“

„O, das bleibt sich ja ganz gleich; ich erkenne das Glück, nicht allein zu sein, wenn blutiger Kampf

und Streit in der Stadt wüthet; Gott sei doppelt gelobt, daß er mir in Dir einen Schutzengel gesandt hat!"

Man brachte das Frühstück herein und wollte sich eben an den Tisch setzen, so wenig man auch aufgelegt dazu war, als plötzlich ein hundertfältiger Donner von der Stadt her krachte und die Erschreckten wieder an's Fenster zog. Salve auf Salve tönte von der Brücke her, Kanonendonner mischte sich mit Kleingewehrfeuer, und das Kampfgetöse scholl so deutlich herüber, als wenn die Schlacht dicht unter den Fenstern stattfände.

Und da, da prasselten schon die Flammen auf; vom leichten Südwinde herangetriebener Brandgeruch wälzte sich schwer und unheilverkündend über die unglückliche Stadt und verdüsterte ringsum den Horizont.

„Es muß irgendwo brennen," sagte Helene mit gefalteten Händen, „sieh den gelbgrauen Qualm da — das kann nicht von den Geschützen herrühren."

Sie hatte zwar schon oft, als sie noch in Emmerslund weilte, aus der Ferne den heftigsten Kanonendonner gehört, ihr Ohr war also an diese tosende Schlachtmusik gewöhnt. So nahe wie jetzt aber war sie ihr nie gewesen, und so stark ihr Herz, so mächtig ihr Wille war, sie mußte zittern, denn das Gekrach

ringsum hallte in den Bergen schreckenerregend wider, die Häuser bebten und die Fenster klirrten, als sollte Alles in Stücke und Trümmer zusammenstürzen.

Der Conferenzrath hatte sich in einen Winkel zurückgezogen; er hielt sich die Ohren zu, denn er glaubte, sie müßten ihm zerspringen. Helene eilte zu ihm und mit bebender Stimme tröstete sie ihn. Er blickte sie liebevoll an und drückte ihr zärtlich die Hände, aber sprechen konnte er nicht, sein morsches altes Herz war nicht mehr stark genug, solchen schrecklichen Tönen männlich Widerstand zu leisten. Je ängstlicher, hinfälliger er aber wurde, um so muthiger erhob sich Helene, und als der Kampf erst eine Stunde gewüthet, fühlte sie sich jederlei Gefahr gewachsen, denn sie hatte Zeit gehabt, ihre Nerven zu beruhigen und zu stählen.

So flogen in unausgesetzter Aufregung die Stunden rasch und verderbenvoll vorüber. Kein Mensch im Hause wußte, wohin der Sieg sich neigte, denn keiner war dazu zu bewegen, das Haus zu verlassen, in dem man sich sicher glaubte, da es von allen Häusern der Stadt am weitesten vom Kampfplatze entfernt lag. Und das war richtig. Bis hierher zwar konnten die Geschosse der Schleswig-Holsteiner wohl

dringen, aber sie richteten sie nicht so hoch, da sie ihre Gegner dicht vor sich hatten.

Als es neun Uhr war und der Kampf immer noch nicht beendigt schien, ja mit kurzen Unterbrechungen sich immer wüthender erhob, fühlte Helene endlich das Bedürfniß, einige Nahrung zu sich zu nehmen. Sie aß und trank, was vor ihr stand, hastig, im Stehen, und darin wenigstens ahmte ihr der Oheim nach.

„Laß uns ein Glas Wein trinken, Oheim,“ sagte sie plötzlich, „ich fühle das Bedürfniß danach und mir ist zu Muthe, als müßte bald Alles entschieden sein, denn es strömt wie von oben her eine Beruhigung in mich ein, die mich wie auf Flügeln des Windes aufwärts hebt.“

Schon war Helene dem Conferenzrath ein Orakel geworden. Er sprang empor und klingelte nach Wein. Sogleich wurde er gebracht; der Diener hatte die Flasche schon entkorkt, sie auf einen Tisch gestellt und war wieder hinausgegangen, da hörte man den Galopp eines Pferdes den Hügel heraufkommen, und hinter ihm her, näher und näher rückend, krachten die Salven, als würden sie zu einer Lustbarkeit abgefeuert.

Beide sprangen an ein Fenster. Und in der That, ein einzelner Mann zu Pferde, in Civilkleidern, kam hastig dahergesprengt; er schien keinen sicheren Ausgangspunkt zu wissen, denn er warf sein Pferd bald links, bald rechts herum. Jetzt war er dicht vor dem Hause, und schon glaubte man, er wolle Einlaß begehren, da wandte er sich plötzlich wieder links und schlug die Straße ein, die nach Norden führt. Noch eine Weile hörte man den Galopp seines Pferdes, aber bald war er in dem Hurrahgeschrei und den einzelnen Schüssen, die aus der Ferne herübertönten, verklungen.

Der Conferenzrath hatte diesen Mann fest in's Auge gefaßt und beide Arme zum Himmel erhoben, als er dem Hause ganz nahe war. Ein unwillkürlicher Verwunderungsschrei entfuhr seinen Lippen und mit blitzenden Augen schaute er dem Davoneilenden nach.

„Wer war der Mann, kanntest Du ihn?“ fragte Helene mit einer seltenen Gemüthsruhe.

„Ha!“ rief der Oheim — „hast Du ihn Dir genau angesehen? Die Flucht dieses Mannes scheint mir eine vollkommene Niederlage der Dänen anzudeuten — o, wie ich mich erfrischt fühle!“

„Aber wer war er, wer war er, mein Oheim?“

„Wer er war, mein Kind? Schaue die lebendige Gerechtigkeit Gottes, sie hält ihre Waage aufrecht über den Wolken und wankt nicht mit ihrem Arme. Das war der Anstifter des ganzen ruchlosen Krieges, die Seele der Rebellion der Dänen gegen ihren König in Kopenhagen — der Mann, der den Schleswig-Holsteinern mit blutigen Striemen auf den Rücken schreiben wollte, daß sie Dänen seien — das war der Amtmann von Veile — Orla Lehmann.“

„Wie? Dieser blonde, bleiche Mann mit dem lebhaft blitzenden Auge — Orla Lehmann?“

„Ja, mein Kind, das war er. Er ist ein sehr fähiger, verständiger, klarer Mann, das kann ich Dir versichern, denn ich kenne ihn sehr genau, aber sein blinder Fanatismus, der nur die Wolken und nicht das Gewitter heraufziehen sieht, hat ihn verführt. Was er sieht, sieht ihm Dänisch aus, und das ist vielleicht sein und unser Aller Verderben.“

„Aber wie kommt er eigentlich hierher, da er doch Minister in Kopenhagen geworden war?“

„Das ist er gewesen, mein Kind, und die Sache ist sehr einfach zu begreifen. Er hatte dem Könige und dem Lande eine Suppe eingebrockt; da es aber an's Ausessen kam, schmeckte sie ihm selber nicht, und

um ihn nicht Hungers sterben zu lassen, machte man ihn zum Amtmann von Veile, der schönste Posten in Jütland — aber sieh da — was ist das?"

Helene wandte sich wieder zum Fenster. Da sah man erst einzeln, dann in stärkeren Haufen die rothen Röcke der Dänen, untermischt mit grünen Jägergestalten, in vollem Laufe dahereilen. Die Straßen mit ihren Blutspuren färbend, dann und wann von einer dazwischen fahrenden Kugel in einem Knäuel zu Boden geworfen, aber immer wieder vorwärts gejagt von den verabscheuten Rebellen, flohen sie, wie Orla Lehmann, dem Norden zu, denn — sie konnten es sich nicht länger verschweigen — sie hatten die Schlacht bei Kolding am 20. April verloren. Und zuletzt ihnen nach, im vollen Rosseslaufe, wie zehn Gewitter rasselnd und donnernd, sprengten die dänischen Geschütze auch davon, hier und da einen blutenden Menschen niederreißend, ohne Aufenthalt, nur um das kostbare Geschütz, viel kostbarer als das dumme Menschenleben, dem Könige von Dänemark zu erhalten.

Ja, die Schleswig-Holsteiner, drei winzige Bataillone, hatten die doppelt so starken Dänen bei Kolding geschlagen!

Schon am frühen Morgen hatten zwei Bataillone,

heranstürzend wie die Eber, schnell wie die Hirsche und stark wie die Löwen, alle Verschanzungen, Verhaue und Barrikaden an den Häusern, an denen Helene vorübergekommen war, genommen. Wie die Windsbraut waren sie dahergestürmt, wie der Orkan hatten sie alle Hemmnisse niedergebrochen. In unaufhaltsamer Hast dann, von einer Gluth der Begeisterung vorwärts getrieben, wie sie nur in diesem Kriege sich zeigte, hatten sie sich auf die Posten vor der Brücke geworfen, diese zurückgejagt und waren nun auf die Brücke und ihre Barrikaden selbst losgestürzt. Hier aber hatten sich die Dänen hinter Schanzen und Kanonen festgesetzt und bestrichen mit wohlgezieltem Kreuzfeuer den engen Weg. Selbst aus den zunächst gelegenen Häusern, deren Fenster man in Schießscharten umgemauert hatte, schossen sie auf die andringenden Deutschen herunter; aber diese, keine Kugel achtend, stürmten mit Hurrahgeschrei über die Brücke, warfen Soldaten und Bürger, die sich auch zum Theil bewaffnet, über den Haufen und schlugen sie endlich ganz in die Flucht.

Wild und ordnungslos genug ging diese Flucht vor sich. Aus allen Thoren, nach allen Richtungen liefen und sprengten die Dänen davon, um den verfolgenden Schleswig-Holsteinern zu entkommen, und,

hätten diese nur hinreichende Kavallerie gehabt, sie würden sie noch ärger zugerichtet haben.

So war der Sieg bei Kolding errungen; auf den Thürmen der Stadt flatterte die deutsche Fahne, weiter nach Norden aber vorzudringen, war diesmal nicht gelungen. Vor den Thoren der Stadt hatten sich die Dänen wieder verschanzt und schwärmten außerhalb derselben herum. Das Hauptziel des Tages aber war erreicht, die übermüthigen Dänen waren zum ersten Male aus einer ihrer Städte gejagt, hatten viele Leute verloren, die entweder todt auf dem Platze lagen oder als Gefangene in den Händen der Deutschen geblieben waren, und die Schleswig-Holsteiner saßen nun triumphirend in den Straßen und Häusern der dänischen Stadt und ließen sich wohl schmecken, was für jene bereitet war.

Einen traurigeren Tag hatten die Bewohner Kolding's nie erlebt, und doch sollte er nur das Vorspiel eines viel blutigeren und traurigeren sein. Alles was sich in seine vier Pfähle zurückziehen und gegen die Feinde abschließen konnte, zog sich zurück und schloß sich ab, und diese waren für jetzt zu schwach, sich mit Gewalt alle Thüren zu öffnen, oder sie wollten die Gewalt, die sie hatten, nicht anwenden, um nicht den Namen von Kannibalen und Rebellenhaufen

zu verdienen, womit sie die dänischen Zeitungen ohne Grund zu bezeichnen pflegten. Auch zogen sie es bei der bekannten Stimmung der Einwohner vor, auf den Straßen, Plätzen und in einzelnen unbewohnten öffentlichen Gebäuden ihr Bivouak aufzuschlagen und sich hier von ihren Strapazen zu erholen. Mit schleichendem Fuße, ingrimmigem Drohblick und kaum verhehlter Mordgier bewegten sich einzelne Vagabunden spionirend in den Gassen umher und selbst dem verbissenen Wesen der höheren Bürgerschaft, deren Mitglieder hier und da auf den Straßen zu thun hatten, konnte man deutlich anmerken, daß sie noch nicht, wie man zu sagen pflegt, aller Tage Abend gekommen glaubten. Viele Häuser blieben ganz verschlossen, und Niemand begehrte in sie einzutreten, und zu diesem letzteren gehörte des Conferenzraths Parrhisius Haus. Glücklicherweise war es abgelegen genug, um dem Hauptanlaufe nicht preisgegeben zu sein; wenn ein Deutscher sich aber dahin verirrt hätte, so würde er mit dem Empfange zufrieden gewesen sein, der ihm daselbst bereitet war. Aber die Schleswig-Holsteiner bewegten sich nicht in so weitem Kreise umher, wahrscheinlich erwarteten sie einen Ueberfall, denn sie arbeiteten fleißig an den Schanzen und Verpfählungen, welche die Dänen gegen sie selbst errichtet, um sie

jetzt wieder gegen die Dänen aufzuwerfen, und rissen einige brennende Häuser ein, um das Weitergreifen der Flammen zu verhüten. Außerdem aber betrugen sie sich menschlich, forderten von der Stadtobrigkeit nur, was sie beanspruchen konnten, und rüsteten sich, einem neuen Angriffe der Dänen gewachsen zu sein, weshalb sie mit der Botschaft ihres Sieges, die sie nach Süden schickten, die Bitte um Beistand verbanden.

Im Hause des Conferenzraths ging es an diesem Tage sehr still und beklommen her, denn Helene war von einer neuen Sorge befallen worden. Wohl hundertmal hatte sie gefragt, in welcher Richtung das Rathhaus liege, und mit Schaudern daran gedacht, daß das Feuer es erreichen und dann Niemand aus den finsteren Gewölben gerettet werden könne. Nach Tische hatte der Conferenzrath einen vertrauten alten Diener ausgeschickt, dem sich Hans Blachmann freiwillig angeschlossen, und diese brachten die Nachricht zurück, daß das Rathhaus unversehrt sei, daß die Deutschen auch schon die Gefängnisse durchsucht, aber Niemanden darin gefunden hätten.

„Wie?" fragte Helene, als sie das hörte — „Niemanden gefunden? Sie werden sie doch nicht umgebracht haben?"

„O nein doch," sagte Hans Blachmann, „erst recht nicht — sie haben sie gewiß heute Morgen fortgeschleppt, denn sie werden nicht so dumm sein, ihre mit so vieler Mühe zusammengesuchten Gefangenen in die Hände ihrer Angehörigen fallen zu lassen."

Das war nun wieder eine neue Qual, in die man unvermuthet gerathen, und der alte Diener wurde noch einmal nach dem Rathhause geschickt, um womöglich den Bürgermeister zu sprechen und zu fragen: wo der bewußte Gefangene sei.

Als der Diener nach langem Bemühen den Bürgermeister einen Augenblick sprechen konnte, sandte dieser ihn mit einem Gruße heim und versprach, selber vorzusprechen, sobald er einen Augenblick Zeit gewinnen könne. Man solle sich übrigens nicht ängstigen, fügte er hinzu.

An eine Reise konnte also für diesen Tag gar nicht gedacht werden, und den alten Oheim in den jetzigen Verhältnissen allein zu lassen, schien Helenen unmöglich zu sein, auch mußte sie erst Genaueres über Henrik's Verbleiben erfahren, und so hatte sie Grund genug, noch einige Tage in Kolding zu bleiben, und damit war der Oheim vollkommen zufriedengestellt.

Als es finster geworden war, die Bivouakfeuer der Sieger aber die Straßen und Plätze tageshell erleuch-

teten, kam der Bürgermeister, um sein Versprechen zu halten, in das Haus des Conferenzraths. Aber wie wunderbar verändert sah der gute Mann aus! Die ungeheure Last und das Weh des einen Tages hatte seine Schultern niedergedrückt, er schien zerknickt an Geist und Leib, er gähnte fortwährend und sank fast erschöpft auf einen Sessel, sobald er in's Zimmer getreten war.

Nachdem er ein Glas kräftigen Weins dankbar angenommen und geleert hatte und schon Helenens Augen erwartungsvoll auf die seinigen gerichtet sah, sagte er: „Ja, meine junge Dame, unser Schicksal hat sich schnell umgewandelt; gestern konnte ich Sie zu meiner Gefangenen machen, und heute bin ich der Ihrige. Unser Reich ist für jetzt aus. Ich kann Sie nicht mehr zur Untersuchung ziehen, der Amtmann von Veile ist fort und ich — ich bin frei von dieser Verantwortung wenigstens. Sie können also gehen, wann und wohin Sie wollen, vorausgesetzt, daß Sie die Richtung nach dem Süden wählen.“

„Ach, was mich betrifft, mein Herr,“ erwiderte Helene, „so sorgen Sie ja nicht um mich, ich habe mich längst in das Unvermeidliche ergeben — aber der Gefangene — Sie sagen ja nichts von ihm —“

„Ja, der Gefangene, — richtig! Das wollt' ich

Ihnen sagen. Der ist auch fort. Kaum hatte das unerwartete Gefecht heute Morgen begonnen, so brachte eine Stafette den Befehl, alle Gefangenen augenblicklich nach Fridericia zu schaffen; die Schiffe, sie weiter zu bringen, lägen schon bereit."

„Schiffe? Und wohin denn? Ich bitte Sie, theilen Sie mir Alles mit, was Sie wissen."

„Ganz gewiß, meine junge Dame — aber wie soll ich das wissen? Ich vermuthe jedoch, daß man sie nach Kopenhagen bringen wird, um sie dort vor ein Gericht zu stellen."

„Kopenhagen!" rief Helene Sylbe für Sylbe, und ein tiefer Seufzer drang aus ihrem Herzen hervor.

„Das ist gut, das ist sehr gut!" rief der Conferenzrath frohlockend.

„Gut, mein Oheim, sehr gut? Und warum, wenn ich fragen darf?"

„Das will ich Dir sagen, mein Kind. Wenn wir bestimmt wissen, daß er nach Kopenhagen gebracht ist, so könnte man dort am meisten für ihn wirken. Ich habe große und mächtige Verbindungen daselbst."

„O, mein theurer Oheim!" rief Helene und warf sich, von neuer Hoffnung erfüllt, in seine Arme.

Der Bürgermeister erhob sich, versprach Alles aufzubieten, um den Ort zu erfahren, wohin man die

Gefangenen gebracht und entfernte sich mit schwankendem Schritte, um das Wohl der Stadt, der er so lange im Frieden vorgestanden, auch im traurigen Kriege zu bedenken.

„Und wolltest Du wirklich Henrik's halber nach Kopenhagen, mein Oheim?“ fragte Helene schmeichelnd.

„Nun ja, warum nicht? Wenn das so fort geht, verliere ich ohnedieß den Muth, hier zu bleiben. Gestern waren wir Dänisch, heute sind wir Deutsch, und wer weiß, ob wir morgen nicht wieder Dänisch sind.“

„Das verhüte Gott!“

„Er verhüte es. Darauf aber verlaß' Dich, sobald Du dieser Stadt den Rücken gekehrt hast, bleibe ich keine Stunde länger hier.“

„O, mein Oheim, so will ich sogleich aufbrechen, wenn es Dir hier so drückend ist.“

„Bewahre! So rasch kann ich nicht reisen. Zwei, drei Tage gebrauche ich, um mein Haus in gehörigen Stand zu setzen, denn ich habe zu sorgen, zu schaffen; ich bin kein Jüngling mehr, mein Kind, der heute hier, morgen dort zu Hause ist — bewahre! — Aber wenn es Dir nach einigen Tagen beliebt und Du mich nicht nach Kopenhagen begleiten willst, dann in Gottes Namen!“

Helene schüttelte sanft den Kopf. „Gehe Du nach Kopenhagen," sagte sie, „thue dort Dein Möglichstes — ich verlasse mich auf Dich — ich kehre nach Emmerslund zurück, denn dahin rufen auch mich Pflichten."

„So sei es, mein Kind; und nun wollen wir uns an das Einpacken meiner Sachen begeben, und wenn wir damit fertig sind, übergebe ich mein Haus einem Diener und der Köchin, damit Freund oder Feind darin verpflegt werden kann — ich aber gehe auf und davon!"

Und so war es beschlossen und Alles im Hause, was Hände hatte, begab sich an's Einpacken der werthvollsten Besitzthümer des reichen Hausherrn. Am 23. April Morgens wollte der Conferenzrath nach Fridericia fahren, um sich von dort nach Kopenhagen einzuschiffen, während Helene zu derselben Zeit ihre Rückreise nach Emmerslund antrat.

Einige Straßen und Plätze, so wie die Vertheidigungsanstalten der Stadt und einzelne zu Kasernen benutzte Gebäude ausgenommen, herrschte in den übrigen Theilen Koldings eine unheildrohende Stille. Von den Bürgern sah man fast keinen bei Tage seinen Geschäften nachgehen, nur des Abends regte es sich unheimlich in einigen abgelegenen Winkeln, und na-

mentlich in der Nähe des Hafens machte sich Nachts unter ehemaligen Matrosen und einem gewissen Theile der niedrigen Bevölkerung eine auffallende Bewegung bemerklich. Unter der am fanatischsten dänisch gesinnten Einwohnerschaft liefen schon seit dem Tage der verlorenen Schlacht Gerüchte um, die man sich anfangs nur verstohlen zuflüsterte, allmälig aber mit frohlockender Miene eifriger und kühner verbreitete. Einige wollten wissen, der Amtmann von Beile sei wieder verkleidet in die Stadt gekommen, um die Bürgerschaft zu einer großen That aufzuregen, die sich natürlich auf das Verderben der Feinde bezog; die ganze dänische Armee, vom Norden heranmarschirt und vom Süden her durch Schiffe herbeigezogen, würde sich jählings auf die Stadt werfen, alle Deutsche vertilgen und eine blutige Rache für die Niederlage am 20. April nehmen.

Bis zu des Conferenzraths Hause drangen diese unheilvollen Gerüchte nicht, sonst würden sie daselbst eine Beschleunigung des beabsichtigten Auszuges veranlaßt haben; die drückende Schwüle einer mißlichen Lage aber verbreitete sich wie eine ansteckende Krankheit durch die ganze Stadt, wirkte also auch beunruhigend auf die Bewohner des einsamen Hauses ein, und je länger sie in derselben verweilten, um so un-

heimlicher und ängstlicher wurde namentlich Helenen zu Muthe.

Den Schleswig-Holsteinern aber hatte man diese Gerüchte nicht verbergen können, denn es waren sehr viele unter ihnen, welche die dänische Sprache verstanden, und die blindlings wüthenden Dänen hatten sich nicht immer so in ihrer Gewalt, ihre feindseligen Blicke, ja nicht einmal ihre Zungen zu beherrschen. Der Haß, der Widerwille, der Groll gegen die siegreiche sogenannte Rebellenschaar war ein gränzenloser, das verschwiegen sie auf keine Weise, und wenn es noch einmal und hoffentlich bald zum Kampfe käme, drohten sie überall, so würde derselbe nothwendig ein schrecklicher und verderbenbringender sein. Daher hatten die Deutschen denn auch bald alle möglichen Vorkehrungen zur kräftigsten Abwehr getroffen. Zwei Bataillone Infanterie, zwei Jägercorps bivouakirten in der Stadt selbst, und der andere größere Theil der Armee, sofern er nicht ganz im Süden stand, dehnte sich, aus lauter Schleswig-Holsteinern bestehend, westwärts von Kolding gegen das Dorf Vanderup aus. So hielten sie die Augen offen und ihre Herzen schlugen getrost einem neuen und gewaltigen Kampfe entgegen.

Die Nacht vor dem 23. April war gekommen.

Die Vorbereitungen zur Abreise der Herrschaften im Hause des Conferenzraths waren beendet; Alles war bestimmt, was in Abwesenheit des Herrn geschehen, wie man den Ansprüchen Aller, wer sie auch sein mochten, begegnen, und was man in diesem oder jenem Falle zu thun bereit sein sollte. Ueber Henrik waren keine genaueren Nachrichten eingegangen; der Bürgermeister aber hatte noch am Abend vorher, als er freundschaftlich die Oberaufsicht des Hauses übernommen, die bestimmte Ueberzeugung ausgesprochen, er sei nach Kopenhagen gebracht, und das wurde denn auch jetzt für das Wahrscheinlichste gehalten.

Helene hatte sich früh zur Ruhe begeben, nicht etwa, weil sie wieder sehr ermüdet war, sondern weil sie allein sein wollte und in ungestörter Ruhe ihre Abreise schneller herbeizuführen sich einbildete. Aber darin hatte sie sich diesmal getäuscht. Zwar war sie bald eingeschlafen, aber sie erwachte mitten in der Nacht, und da sie es zu dunkel fand, um sich schon anzukleiden, so blieb sie wachend im Bett liegen. Kurz darauf hörte sie die große Wanduhr im Zimmer des Oheims schlagen, und zu ihrer Verwunderung war es erst eine Stunde nach Mitternacht. Da sie sich aber nach dem dreistündigen Schlummer vollkommen gestärkt fühlte, bemühte sie sich nicht, noch einmal

den Schlaf herbeizurufen, und rücksichtslos gegen ihre eigene Behaglichkeit gab sie sich von Neuem der Fluth ihrer Gedanken hin.

Was hatte sie in Kolding erreicht? fragte sie sich vor allen Dingen. War es Viel oder Wenig? Es war Beides. Viel in Bezug auf Das, was sie nicht erreichen gewollt, Wenig in Bezug auf Das, was sie wirklich beabsichtigt hatte. Wohl hatte sie Henrik gefunden, ihn gesprochen, ihn getröstet, aber befreit — nein! Das hatte sie nicht. Und doch war dies der eigentliche Hintergrund ihrer geheimsten Gedanken gewesen. Vielleicht wäre es ihr gelungen, wenn der Kampf nicht stattgefunden, die unglückliche Brieftasche nicht verloren gegangen und der Gefangene ihr nicht entrissen worden wäre, vielleicht aber auch nicht. — Was hatte sie aber erreicht, was sie nicht zu erreichen die Absicht gehabt? Zunächst die vollkommene Zuneigung ihres alten kinderlosen Oheims. Er hatte ihr in den letzten Tagen hinreichende Beweise davon gegeben, indem er sie ehrlich nicht allein in sein politisches Hauswesen, sondern auch in seine übrigen Familienangelegenheiten und namentlich seine finanziellen Verhältnisse blicken ließ, welche letztere sehr ansehnlich waren, und deren künftige Bestimmung er in seiner altväterischen plauderhaften Art durch

mannigfache Anspielungen der Nichte verrathen hatte.

Außer dieser Zuneigung ihres Oheims aber hatte sie noch etwas Anderes erreicht — etwas, was wir nicht so deutlich bezeichnen können, und was sie selbst nicht mit einem besonderen Namen nannte, was aber dennoch die Ueberzeugung, das tiefinnere Bewußtsein in sich schloß, daß ihr ferneres Lebensglück eine bestimmtere Richtung durch diese Reise erhalten habe, als sie kurz vorher für möglich gehalten, — daß sie, mit einem Worte, nicht mehr ganz allein im Denken und Fühlen auf dieser Welt stehe, und daß ein fremdes Geschick Macht und Bedeutung über das eigene gewonnen habe. Ach! aber so süß diese Entdeckung auch war, so schrak sie doch davor wie vor einem unseligen Irrthum zurück. Wie, wenn sie sich diesmal nicht in sich, sondern in einem Anderen getäuscht, wenn sie die Wolke für den Himmel, den Tropfen für das Meer gehalten hätte? Nein, nein, nein! Das wäre etwas grauenhaft Entsetzliches, viel entsetzlicher als Alles, was sie in ihrem bisherigen Leben Trübes und Trauriges erlebt. Darum hinab in den tiefsten Grund der Seele mit diesem süßen Geheimniß! Keines Menschen Blick — er mag so edel und so treu sein, wie er will — darf darauf fallen, keiner

Sonne Licht in sein Dunkel scheinen — sie, sie allein soll die einzig eingeweihte Hüterin dieses Geheimnisses sein und selbst sie will so wenig wie möglich daran denken und es fest im Innersten ihres Herzens verschließen, damit es ihr nicht etwa im Schlafe über die gedankenlose Lippe schlüpfe, damit es die Lüfte nicht in ihren Seufzern hören, die, dämonischen Ursprungs, es weiter in die Welt und ihre Straßen tragen könnten.

Das waren im Allgemeinen die Betrachtungen, denen sich Helene in dieser Nacht überließ, bevor sie ihren Fuß wieder in die Heimat zurücksetzte, das die Sorgen, die ihre Augen offen und ihren Geist munter erhielten.

Als sie aber die alte Uhr die dritte und endlich die vierte Morgenstunde schlagen hörte, hatte sie keine Ruhe mehr im Bette. Seufzend stand sie auf, blickte das schneeweiße Lager liebevoll an und sagte: „Auch hier habe ich zum letzten Male geschlafen! So gehen wir armen Menschen von einem Orte der Welt zum andern, bis wir an irgend einem Plätzchen zum letzten Male die Augen schließen!“ Und sie kniete vor ihrem Lager nieder, sandte ein heißes Gebet zu Gott empor, dankte ihm für seinen gnädigen Schutz auch an diesem Orte und bat ihn, seine Hand über alle

ihre Lieben auszustrecken, deren Zahl sich seit Kurzem um ein bedeutendes Haupt vermehrt hatte, was sie auch Gott — und Gott allein — offen und ehrlich gestand.

Jetzt zündete sie ihre Kerzen an und begann sich langsam anzukleiden. Helene gehörte nicht zu den Frauen, die einen halben Tag gebrauchen, um für die andere Hälfte desselben mit ihrem Putze fertig zu werden und ohne Scheu an das Licht dieses Tages zu treten. Ihre Schönheit an Antlitz und Gestalt war ihr vollkommenster Putz, und den verstand sie so rasch zu entwickeln und mit den ihm zugewiesenen äußeren Hüllen zu begaben, daß sie, wenn es nothwendig war, in einer Stunde bereit sein konnte, vor jedes Kenners prüfendes Auge zu treten. So war sie auch heute sehr bald fertig und lauschte nun, ob der alte Oheim noch nicht bei gleichem Geschäfte wäre. Aber nein, es war noch Alles still in seinem Zimmer. Da erfaßte sie plötzlich eine eigenthümliche Unruhe. Es schien ihr Zeit zu sein, an den Aufbruch zu denken, und doch schlief vielleicht gar der Oheim noch. Wenn er sich nun verschliefe — nein, das durfte nicht sein; und damit sie sicher wäre, daß dies nicht geschehe, wollte sie ihn selber wecken. Auf den Fußspitzen glitt sie durch das Zimmer, welches sein und

ihr Schlafgemach trennte, öffnete leise die Thür und trat, ohne das geringste Geräusch zu verursachen, in sein Zimmer ein. Der gute Alte lag wirklich noch zu Bette hinter den grünseidenen Vorhängen und schlief fest. Sie setzte das Licht auf den Tisch, zog leise einen Vorhang zurück, kniete an seinem Bette nieder und drückte einen sanften Kuß auf seine herabhängende Hand. Er schlug sogleich die Augen auf und schien erschrocken; als er aber Helenen an seiner Seite sah und ihre warmen Lippen noch auf seiner Hand zu fühlen glaubte, lächelte er mild und streckte ihr die Rechte entgegen.

„Schon auf, mein Lämmchen? Ei, guten Morgen, mein Kind. So süß bin ich lange nicht geweckt worden — ach! daß Du immer bei mir bliebest!"

„Guten Morgen, mein Oheim! Aber Du schläfst ja so lange — Du hast doch nicht vergessen, daß wir früh reisen wollen? O bitte, beeile Dich etwas, damit wir fort kommen, ich habe keine Ruhe mehr in Kolding."

„Du hast Recht — ich auch nicht. Ich will sogleich aufstehen."

„Ich gehe sogleich hinaus, nur ein Wort will ich Dir noch sagen und das kannst Du hier hören. —

Nicht wahr, Du wirst Dir alle Mühe in Kopenhagen geben? O bitte, bitte!"

Der Alte lächelte und streichelte der ihn Liebkosenden das glänzend schwarze Haar. „Ja," sagte er, „alle Mühe werde ich mir geben, und wenn wir Frieden haben und meine Alte in Kopenhagen bleiben will, dann bringe ich ihn Dir vielleicht selbst — nun, meintest Du denn etwas Anderes?"

Helene hatte sich schon erhoben und den Kopf abgewandt, um dem Oheim nicht das glühende Gesicht zu zeigen, in welches alles Blut aus dem Herzen stürmisch hinaufflackerte. „Steh auf, steh auf!" rief sie ihm zu. „Ich werde das Frühstück in mein Zimmer tragen lassen!" Und damit war sie zur Thür hinausgehüpft, nachdem sie dem Oheim die Kerzen vor dem Spiegel angezündet.

Bald nach fünf Uhr saßen sie am Frühstückstische. Ernst Baring kam herein und fragte, ob er das Gepäck aufschnallen solle. Helene nickte. Er nahm den Koffer und trug ihn hinaus. Auch der Conferenzrath fragte, ob sein Wagen in Bereitschaft sei und erhielt den Bescheid, daß nur die Pferde noch vorgelegt zu werden brauchten.

In diesem Augenblicke dröhnte, wie ein Donnerschlag aus heiterer Höhe, ein dumpfer Kanonenschuß

in der Ferne, dem sogleich ein zweiter und dann mehrere folgten. Helene blickte ihren Oheim mit Entsetzen an; dieser erhob sich halb von seinem Stuhle, fiel aber zitternd sogleich wieder darauf nieder. Fast zu gleicher Zeit kam einer der alten Diener des Conferenzraths hereingestürzt und schrie: „Die Dänen, Herr, die Dänen! Sie sind von Norden her in die Stadt gedrungen und jagen die Deutschen vor sich her."

Dieser letzte Beisatz, so unheilvoll er sich anhörte, gab Beiden den Muth wieder. „Tölpel!" rief der alte Couferenzrath ärgerlich, „So rasch laufen die Deutschen nicht vor den Dänen davon."

Aber ein Kampf hatte sich wirklich entsponnen, und da in diesem Augenblicke auch mehrere Kriegsschiffe im Hafen sichtbar wurden, die ihr Feuer auf die Brücke eröffneten, welche die Schleswig-Holsteiner besetzt hielten, so war den Reisenden der Weg versperrt und Oheim und Nichte wieder Gefangene im eigenen Hause.

Die Tages zuvor in der Stadt umlaufenden Gerüchte bestätigten sich auffallend genau. Die Dänen hatten den Jahrestag der Schlacht bei Schleswig zu diesem Angriff gewählt, nicht allein um jenem Unglückstage eine neue und verbesserte Gedenktafel auf-

zurichten, sondern auch um denselben für sich selbst zu einem Festtage umzuwandeln, indem sie ihre Todfeinde mit Stumpf und Stiel ausrotteten. 19 Bataillone Infanterie, 14 Schwadronen Kavallerie und eine bedeutende Artilleriemacht, außerdem noch unterstützt von schwer bewaffneten Kanonenbooten, zogen zu diesem Behufe vom Norden heran, glühend vor Eifer, den tollkühnen Rebellen eine große, und wo möglich letzte Schlacht zu liefern.

Einem an Zahl so überlegenen Feinde konnten die zwei Bataillone Infanterie und zwei Jägercorps Schleswig-Holsteiner in Kolding nicht lange Widerstand leisten, zumal sie nur wenige Geschütze hatten, und nach wackerem Kampfe fingen sie an zu weichen, während die Dänen, mit ihren festen Massen schwer nachdrückend, immer mehr Raum gewannen. So zog sich der Kampf von Norden nach Süden durch die ganze Stadt; langsam, ruhig, fortwährend fechtend, gingen die Schleswig-Holsteiner vorsichtig zurück; immer heftiger, massenhafter warfen sich die Dänen vorwärts und endlich — endlich waren sie wieder Meister der Stadt. Herunter vom Thurme sank die deutsche Fahne und der blutige Dänebrog wirbelte wieder keck in den heimatlichen Lüften. Da brach denn ein endloser Jubel in dem triumphirenden Kolding aus,

brüllendes Siegesgeschrei erhob sich aller Orten; die Bürger taumelten auf die Straßen, tranken Brüderschaft mit den Rothröcken, die sie so bald wieder erhalten, und tausend wilde Flüche schallten den Schleswig-Holsteinern auf die Höhe nach, hinter welche dieselben sich zurückgezogen hatten. Ein wildes bacchantisches Zechgelage entwickelte sich auf den von Menschen wimmelnden Straßen, und ein Theil der Bataillone, die nicht im Feuer gewesen, kamen mit Handwerkzeugen aller Art herbei, verrammelten die Stadt und die Brücke, bauten Barrikaden von allen möglichen herbeigeschleppten Gegenständen auf, mauerten Fenster und Thüren in den Häusern zu, legten Hinterhalte und Schießscharten darin an und rüsteten sich, den Feind, wenn er etwa noch einmal wiederzukommen wagen sollte, mit blutigen Köpfen heimzujagen.

Im Hause des Conferenzraths, bis wohin sich die Wogen des jubelnden Menschenschwarmes allmälig fortpflanzten, herrschte Bestürzung und Schrecken über die unerwartete Wandelung der Dinge. Er selber hatte keine Worte mehr, und Helene vergoß Thränen, eben so vor Betrübniß, daß sie nicht früher aufgebrochen, wie aus Schmerz, daß diese Wandelung möglich gewesen war. Aber es war nicht zu ändern, man mußte sich in sein Schicksal ergeben. Die Koffer

wurden wieder von den Wagen geschnallt und in ein Zimmer eingeschlossen. Ein Haufe Dänen, der sich lärmend dem Hause näherte, wurde eingelassen und auf Begehren mit Speise und Trank bewirthet. So war es allmälig zehn Uhr geworden und man hielt von dänischer Seite den Sieg für gesichert. Lang und schwer schlichen den Einen im Hause die Stunden hin, frohlockend und zechend verpraßten sie die Anderen.

Da aber sollte etwas geschehen, was Niemand erwartet hatte. Die Schleswig-Holsteiner hatten sich auf der Anhöhe vor Kolding gesammelt und Verstärkung erhalten, namentlich waren ihnen zwei Batterieen schwerer Geschütze zu Hülfe gekommen. Plötzlich eröffneten sie damit auf die siegträumende Stadt ein mörderisches Feuer und rückten im Sturmschritt von der Höhe herunter. Ihre erste Bemühung war, die lästigen Schiffe zu entfernen, und das gelang ihnen glücklicherweise sehr bald. Denn diese, ihres Verlustes bei Eckernförde noch lebhaft eingedenk, suchten, als sie die Kanonen gegen sich auffahren sahen, eiligst das Weite. Dadurch hatten die Schleswig-Holsteiner Luft bekommen, wenigstens war ihre rechte Flanke nicht mehr bedroht. D'rauf und d'ran gingen sie nun vor und mit Hurrahgeschrei nahmen sie wieder die

Schanzen und die Barrikaden vor der Brücke und schleuderten ihr massenhaftes Feuer wuthentbrannt in die von Menschen vollgestopfte Stadt. Da entspann sich denn ein mörderisches Gefecht, ein Blutbad ohne Gleichen. An der Brücke zunächst bildete sich ein Menschenknäuel, der sich Schritt für Schritt in die Stadt hineinwühlte, und so reichlich die Geschosse der Dänen aus Verstecken und Häusern dagegen flogen, das Kreuzfeuer hinderte die Schleswig-Holsteiner nicht, — langsam aber sicher kamen sie vorwärts. Schon waren sie wieder über die Brücke gedrungen. Hier aber erwartete sie eine neue Gefahr. Aus jedem Fenster begrüßten sie die Büchsen- und Pistolenkugeln der Bürger; wer keine Schußwaffe hatte, ließ einen Hagel schwerer Steine auf ihre Köpfe regnen und dichtgeschaarte Bataillone sperrten in den engen Straßen den Weg, wo jeden Schritt eine Todesgefahr lauerte. Aber durch mußten sie, immer durch; auf ihren Bajonettspitzen schwebte der Sieg, in Gemeinschaft mit dem Haß und dem lebendig gewordenen Rachegefühl für so lange Jahre getragene Unbill und Ungerechtigkeit, und Mann an Mann fest gedrängt, keilten sie sich immer tiefer in die von Menschen wogenden Straßen ein. Da aber die wüthenden Bürger ihnen von oben her der Todesgeschosse zu viele auf den Hals

schickten, so fing man an die einzelnen Häuser zu stürmen, die wie eben so viele Festungen vertheidigt wurden, und da begann denn das furchtbarste Gemetzel. Wüthend in die Häuser brechend, Thüren und Fenster zerschlagend und alle Möbel zersplitternd, ergriffen sie die rasenden Uebelthäter, stürzten sie aus den Fenstern hinunter auf das Pflaster und brachen sich auf diese Weise Bahn, um sich Luft und freien Durchgang zu schaffen. Hinter den also siegreich vorrückenden Truppen aber würgte der Todesengel in anderer und viel scheußlicherer Gestalt. Fanatische, trunkene Bürger, namentlich Metzger mit ihren Fangmessern bewaffnet, stürzten aus allen Thüren, und wen sie von den Deutschen blutend und wehrlos am Boden fanden, stießen sie das lange Messer in die Brust, in den Leib, um ihnen nur so viele Wunden wie möglich beizubringen, selbst wenn sie schon todt waren. Da erlagen denn Viele diesem viehischen Taumelgeiste, da war überall Röcheln und Stöhnen zu hören und die Straßen schwammen vom rothen Menschenblute. Aber immer weiter, von Straße zu Straße, von Haus zu Haus wälzte sich die siegreich vordringende Woge und achtete des kleineren Unheils und der entfesselten Leidenschaft der allmälig ermattenden Henkersknechte nicht, deren Grimm erst nachließ, als sie nichts mehr

zu tödten und zu zerstückeln fanden. Plötzlich aber fuhr ein panischer Schrecken unter die Dänen. „Es kommt Kavallerie — vorwärts d'rauf!" schrie ein kühner holsteinischer Jäger, und wie vom Sturme weggefegt, wandten sich mit einem Male die Dänen um und fingen Hals über Kopf an nach Norden zu laufen. Jetzt stürzten die Schleswig-Holsteiner, von Neuem befeuert, vorwärts, mit größeren Massen brachen sie sich Bahn, und von verschiedenen Seiten her sich die Hände reichend, umzingelten sie ganze Haufen dänischer Soldaten, die um ihr Leben bittend die Gewehre streckten. Noch hatte die große Kirchenuhr der Stadt nicht die erste Stunde des Nachmittags geschlagen, da war die Stadt schon wieder in die Hände der Deutschen gefallen; die Dänen aber, rastlos verfolgt, flohen weit, weit nach Norden hinaus, und nicht eher hielten sie in ihrem athemlosen Laufe an, als bis sie sicher hinter den Wällen von Fridericia oder in dem fernen Veile saßen.

Hinter ihnen her aber, weithin die Kunde ihrer Niederlage tragend, wüthete das Element des Feuers. Halbe Straßen brannten ab, Häuser stürzten ein, mehrere Gassen wurden von aufgehäuftem Geröll, Trümmern und Aschenhaufen ganz ungangbar, Flammen und Rauch hüllten die ganze Gegend ein und

man mußte, um von Süden nach Norden zu gelangen, große Umwege einschlagen. Auch ein Theil der Bürger flüchtete oder versteckte sich in allen Löchern über und unter der Erde, und wo noch ein Haus heil und kalt war, da drangen die Schleswig-Holsteiner ein, vertrieben die Bewohner, griffen und banden die Widerspenstigen und ruhten sich endlich auf dem Lager ihrer Feinde aus.

So war der Nachmittag gekommen und man gewann einen Ueberblick über den vollständig errungenen Sieg. Man sammelte die Todten und Verwundeten, fuhr diese sogleich nach Christiansfelde und Hadersleben zurück und zählte die Gefangenen. 800 Dänen waren getödtet, 200 den Siegern in die Hände gefallen, und unter ihnen — ihr höchster Triumph — der Amtmann von Veile, Orla Lehmann, der sich in einem Hause versteckt hatte, aber ergriffen wurde, ohne im ersten Augenblick erkannt zu werden.

Zu den Flüchtigen aber gehörte auch — so erzählte man uns in Kolding — der König von Dänemark selber. Bei der Koldinger Mühle zu Pferde haltend, war er mit seinem Stabe ein Augenzeuge der Anstrengungen seiner Krieger, die schwer verkannten und verachteten Rebellenhaufen zurückzudrängen, aber auch Augenzeuge von dem Todesmuthe und der

heldenmüthigen Tapferkeit der Schleswig-Holsteiner, die so gern ihr Blut für ihren König, nicht gegen ihn verspritzt hätten, wenn es ihnen gestattet gewesen wäre. Erst als Schaaren von Flüchtigen sich um ihn sammelten und ihm die unglaubliche Wahrheit klar zu machen versuchten, daß der Tag der Niederlage für das große dänische Heer gekommen sei, erst da überzeugte er sich von dem traurigen Irrthum, in dem er befangen gewesen, und soll gerufen haben: „Nun — dann ist ja Alles verloren!" worauf er seinem Pferde die Sporen gab und nach Norden davon sprengte. —

Von den Schleswig-Holsteinern aber deckten 300 Todte das Pflaster der Stadt, meist Söhne von Beamten, wohlhabenden Bürgern und Bauern — der Sieg war also nicht nur blutig, er war auch theuer erkauft, denn wieder waren 300 Familien des kleinen Landes von Schmerz und Leid über den Verlust der Ihrigen heimgesucht.

Die Nachrichten von den in der Stadt vorgehenden Gräueln gelangten erst später zu den Ohren der Bewohner des Hauses auf dem Berge, als die Ueberzeugung des gewissen Sieges schon die Angst aus ihren Herzen genommen hatte. Schleswig-Holsteiner selbst waren es, die ihnen die einzelnen Vorfälle erzählten, als sie durch Hans Blachmann erfuhren,

daß die Bewohner des Hauses Deutsche seien. Nachmittags um drei Uhr zog ein leicht verwundeter Stabsoffizier bei dem Conferenzrath ein und konnte nicht genug sein Glück rühmen, selbst in Kolding wohlwollende Landsleute gefunden zu haben. In Folge dieser glücklichen Einquartierung blieb das Haus von allen Requisitionen verschont, die man den übrigen Bewohnern der Stadt auferlegte, wie sie früher die Dänen in Schleswig so meisterhaft geübt. Bei'm Abendtische, an welchem der liebenswürdige Offizier trotz seiner Verletzung Theil nahm, begrüßte man sich persönlich und nun erst hörte der Fremde, ein wie seltsames Geschick das Haus seines Wirthes seit dem 20. April zum zweiten Mal betroffen hatte. Er bot sogleich seine Vermittelung an, wenn man noch gesonnen sei, die längst beabsichtigte Reise anzutreten, und das nahm man sogleich dankbar an. Er begab sich selbst zum Etappen-Commandanten, ließ sich für den Oheim und die Nichte eine Schrift ausfertigen, daß ihrer Abreise nichts entgegenstehe und überbrachte ihnen spät am Abend dieselben mit den herzlichsten Glückwünschen.

So war es denn Helenen beschieden, noch eine Nacht in Kolding zu bleiben, diesmal aber stand ihrer Abreise am nächsten Morgen nichts im Wege.

Sie setzte sich mit zu ihrem Oheim in den Wagen und ließ den ihrigen hinterherfahren, denn da die Stadt unwegsam war, indem die Trümmer der vorangegangenen Verwüstung noch alle Straßen bedeckten, so mußten sie Beide bis zur Koldinger Mühle den einzigen offenen Weg über die Berge einschlagen. Als sie die unglückliche Stadt, deren Brandstätten noch Flammen und Rauch in die frische Morgenluft emporsandten, hinter sich liegen sahen und die Augen auf das freie Feld vor sich richteten, athmeten sie hoch auf, es war ihnen, als ob der schreckliche Alp, der seit vier Tagen auf ihrer Seele gelastet, plötzlich gewichen wäre und dem köstlichen Gefühle uneingeschränkter Freiheit und Gefahrlosigkeit Platz gemacht hätte. Hier am Fuße der Mühle endlich trennten sie sich. Heiße Schmerzes- und Freudenthränen zugleich vergießend, lag Helene lange am Halse des wackeren alten Mannes und nahm ihm noch einmal das Versprechen ab, welches er ihr in Bezug auf den Gefangenen in Kopenhagen schon so oft gegeben hatte. Und auf ein fröhliches Wiedersehen in ruhigeren Zeiten hoffend und tausend Segenswünsche sprechend, setzte sich der alte Herr in seinen Wagen und lenkte nach dem Norden hin, während Helene in den ihrigen stieg, begleitet von einer Ordonnanz zu Pferde — die

ihr der Stabsoffizier aus eigenem Antriebe mitgegeben — und dem Süden zufuhr. Der zerstörten Stadt wegen und weil die Brücke davor nicht zu passiren war, mußte sie einen großen Umweg machen, denn anstatt sich sogleich von Kolding nach Christiansfelde zu begeben, schlug Hans Blachmann den Weg über Wanderup, Oedies und Frörup ein. Hier erst, nachdem sie die grundlos sandigen Wege jener traurigen Gegend überwunden, gelangten sie auf die Straße nach Christiansfelde, wo der Dragoner sie verließ, um nach Kolding zurückzukehren, denn von jetzt an war keine Störung der Reise mehr zu befürchten. Zum raschen Laufe trieb jetzt Hans Blachmann seine munteren Pferde an, die lange genug Ruhe gehabt hatten, um den etwas starken Marsch nach Hause in einem Tage zurückzulegen, und nachdem Helene in Hadersleben eine Stunde bei derselben Familie sich aufgehalten hatte, die sie auf ihrer Hinreise so gastfreundlich empfangen, rollte sie, von neuer Sehnsucht ihr Herz schlagen fühlend, dem lieben Emmerslund entgegen, welches sie auch beim letzten Strahle der scheidenden Sonne glücklich und wohlbehalten erreichte.

Ende des dritten Theils.

Druck von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

Galen, Philipp,

Andreas Burns und seine Familie Geschichtliches Lebensbild aus dem deutsch-dänischen Kriege in den Jahren 1848 - 1850. Von Philipp Galen. [d. i. Carl Lange]
Bd.: 3

Leipzig 1856